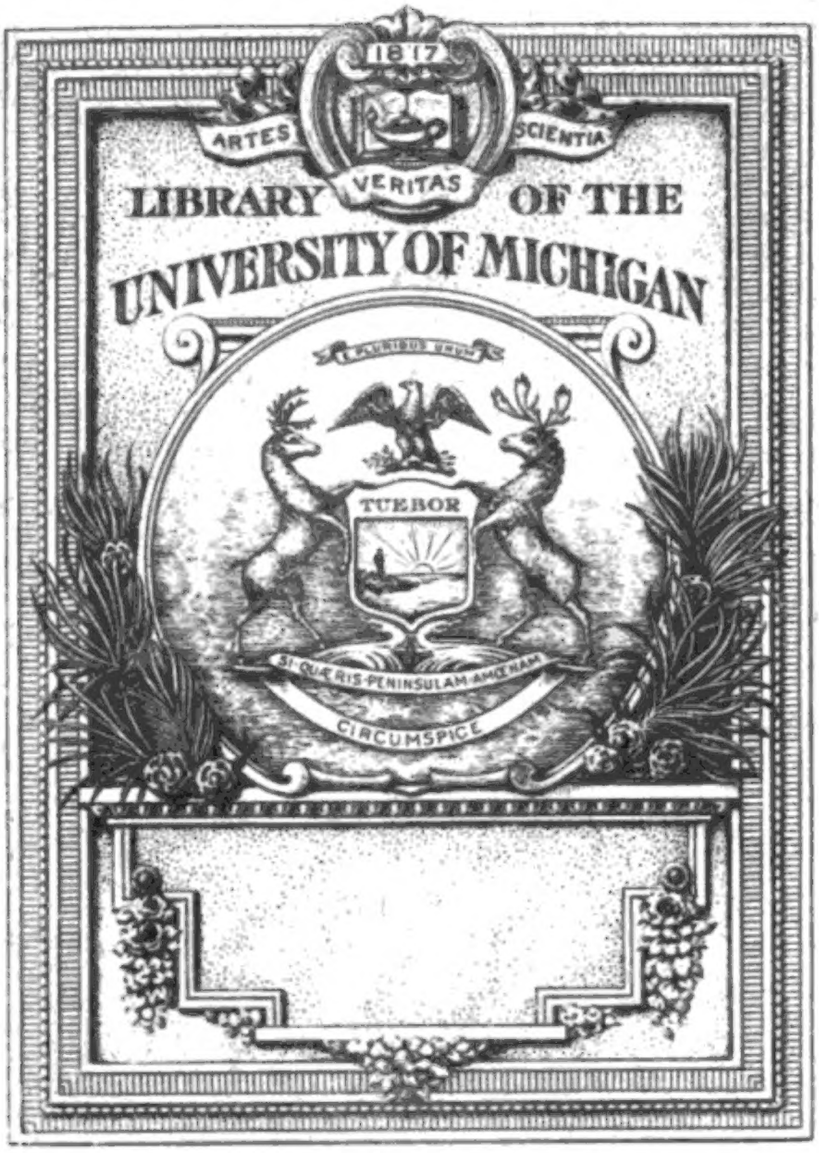
A 408897



Digitized by Google

GR
167
.S9
B61

Digitized by Google

Alemanniſche

Volksſagen, Geſchichten

und

Mährchen.

Erſter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Alemannische

Volkssagen, Geschichten

und

Mährchen.

Gesammelt und neu erzählt

von

Dr. W. Binder.

Stuttgart.
Verlag der J. F. Cast'schen Buchhandlung.
1842.

Digitized by Google

Digitized by Google

Alemannische

Volkssagen, Geschichten

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Digiti

Gedruckt bei K. F. Hering & Comp.

Digitized by Google

Folk-Lore
Hahn
6-14-29
19614

Inhalt.

		Seite
I.	Das Mädchen vom See	1
II.	Der schwarze Brunnen	51
III.	Bruder Eckhardt	81
IV.	Der Todtenkopf	111
V.	Das Nebelmännlein	158
VI.	Die Gründung des Klosters Schönthal	182
VII.	Das Grabmal auf Castell	251

Digitized by Google

Vorwort.

Da die Einleitung sich bereits über die Art und Weise der Behandlung vorliegender Erzählungen genügend ausspricht, so sind hier blos noch einige Worte über die Veranlassung zu deren Herausgabe beizusetzen.

Gegen das Ende des verflossenen Jahres hatte die Verlagshandlung ihr Vorhaben gegen mich ausgesprochen, gleich den Sagensammlungen anderer Theile unseres Vaterlandes auch eine ähnliche von oberdeutschen oder alemannischen Sagen zu veranstalten und mich zur Besorgung dieser Arbeit eingeladen.

Nicht ohne Schüchternheit nahm ich diesen Auftrag entgegen, denn wohl war ich mir bewußt, daß ich mich hier auf ein mir noch ziemlich unbekanntes Feld wagen würde. Es entging mir nicht, daß hiezu zwei Eigenschaften erforderlich wären, deren vereinten Besitzes sich nur Wenige rühmen dürfen, nämlich großer Forscherfleiß und eine glückliche Gabe der Darstellung, und daß selbst da, wo diese beiden sich wirklich finden, der Schriftsteller noch der Klippen genug zu überwinden habe, indem es gerade in diesem Zweige der Literatur mehr als in jedem andern schwierig ist, die richtige Mitte zwischen Geschichte und Roman zu treffen, welche Lücke nun einmal die Volkssage nach den Forderungen unserer Zeit auszufüllen bestimmt ist.

Bei diesen Schwierigkeiten, die sich mir von Tage zu Tage lebhafter vergegenwärtigten, war ich schon entschlossen,

das Ganze wieder aufzugeben, als ein Beſuch meines vieljährigen Freundes, des Pfarrers Schönhuth in Wachbach, meinen Entſchluß plötzlich wieder änderte. Ich theilte ihm, dem unermüdlichen Forſcher in dem Gebiete des Mittelalters, den Plan mit und erfuhr zu meiner nicht geringen Freude, daß, was ich ſelbſt aufzutreiben mir nicht getraut hatte, nämlich der Stoff ſelbſt, in ſeinen reichhaltigen Sammlungen ſchon beinahe ganz vorräthig da liege. Nunmehr war meine Aufgabe eine völlig veränderte, unendlich leichtere geworden.

Wir theilten uns in die Arbeit, ſo, daß der Stoff, mit wenigen Ausnahmen, Eigenthum meines Freundes iſt, die Auswahl und Darſtellung dagegen, ſowie die theilweiſe Berichtigung einzelner Parthieen, mir angehört. Ueber die getroffene Wahl werden meine Leſer wohl nicht mit mir rechten wollen: ich nahm aus der überreichen Maſſe zunächſt das heraus, was mich theils um ſeiner hiſtoriſchen Wichtigkeit, theils um ſeines praktiſchen Werthes willen vorzüglich anſprach. Auch die Aufnahme der ſechsten Erzählung dürfte, obgleich der Titel des Buches hiezu nicht berechtigt, in dem Intereſſe, das ſie gewiß allen unſern württembergiſchen Landsleuten gewährt, ihre hinreichende Entſchuldigung finden.

Der Verfaſſer.

Einleitung.

Das Reich der Moden genügte uns Deutschen längst nicht mehr, um das Ausland zu bewundern und nachzuäffen, wir haben dieß leidige Vorrecht unserer Nation auch auf die Werke des Geistes übergetragen. Wie seit vierzig Jahren keine andere Nadel, als eine englische, auf dem Arbeitstische deutscher Damen Gnade fand, eben so werden jetzt auch nur Romane à la Bulwer, Marryat, Boz u. A. im Boudoir zugelassen, und es gehört zum guten Tone, genau zu kennen, was eine George Sand, dieses Mittelding zwischen Mann und Weib, geschrieben hat, wenn gleich die Erzeugnisse ihrer Feder meist von der Art sind, daß man sie zuvor einer strengen Censur unterwerfen sollte, bevor sie in die Hände sittsamer Frauen gegeben werden. Kein Wunder, daß über diesem Haschen nach Fremdem und Ausländischem der deutsche Roman je mehr und mehr in Verfall gerieth und nur selten Etwas zu Tage kam, was gut und preiswürdig erfunden wurde. Dafür hat sich unsere schöne Literatur einem Felde zugewendet, auf dem wir Deutsche ungleich reicher sind, als Engländer und Franzosen, das uns, wir möchten es behaupten, fast eigenthümlich zugehört, wir meinen die Volkssagen und sogenannte Geschichten der Vorzeit, ein unerschöpflicher Schacht, der von Tage zu Tage neue Ausbeute darbietet.

Einleitung.

Da Geld wo Waren gelegt und Handlung lebhaft war, muß, und das Handeln zu bewerken mit nothwendig, wo haben doch heilige Gesetze unserer Nation auch auf die Handel und Gewerbe eine Beziehung. Alle sind wenige Jahren neue ordnet, und eine einfache, auf den Reichsordnungen beruhende Summe Gesetze kann, ohne in weiten sich auf die Normen a la Palmer, Marquet, Ley u. s. w. berufen zugreifen, und es gelingt ganz gewiß, wenn jemand kennen, und eine Gesetze Handel, beide Normen, Gesetze, Gesetze, Gesetze

Es gibt keine Provinz unseres gemeinsamen Vaterlandes, keinen Gau, ja fast keine nur einigermaßen bedeutende Stadt, die nicht ihre eigenen Sagen hätte; von vielen derselben sind sie bereits gesammelt, wir besitzen Sagenbücher vom Rheinlande, vom Elsaß, aus Schwaben, Thüringen, dem Harze und andern Gegenden, deren jedes durch seine Oertlichkeiten ein eigenthümliches Interesse darbietet. Man hat aber diese Sagen gesammelt, nicht blos, weil man darin einen trefflichen Stoff zur Unterhaltung fand, sondern namentlich auch, um ihnen ihre verdienten und lange verkannten Rechte einzuräumen. Man hat einsehen gelernt, daß sie mehr seien, als bloße Mährchen, die ihre Entstehung blos der Phantasie verdanken, daß sie vielmehr, nach ihrer wahren Bedeutung aufgefaßt, nicht selten Lücken in der Geschichte ausfüllen, wo aller Fleiß und Scharfsinn des Historikers kein verbindendes Glied aufzufinden vermag; oder wichtige Data enthalten, die dem umsichtigen Forscher auch aus dem phantastischen Gewande der Sage nicht undeutlich entgegenleuchten. Einen sprechenden Beweis hiefür liefert die deutsche Heldensage, die, gleich den Saga's der Nordländer, die Heroengeschichte einer in Dunkel gehüllten Vorzeit unseres Volkes aufbewahrt hat und sich, trotz alles Strebens der Anhänger einer mythischen Erklärungsweise, doch nie in reine Mythe auflösen lassen wird.

Wenn übrigens von deutschen Sagenbüchern die Rede war, so meinten wir damit nicht Sammlungen solcher Sagen, die — wie die ebengenannte Heldensage — so sehr das phantastische Gewand an sich tragen, daß der historische Kern nur schwach und unkenntlich daraus hervorblickt; sondern hauptsächlich solche, die nur deßhalb in das Gebiet der Mährchen verwiesen wurden, weil sie, zwar mit mehrerer oder minderer Abänderung ihrer Form, aber stets denselben

Hauptgedanken verfolgend, sich da und dort in mündlicher oder schriftlicher Ueberlieferung wiederholen. So sind Geschichten, wie die vom Wilhelm Tell, der Weibertreue in Weinsberg u. A. einzig aus dem Grunde von den Historikern angefochten worden, weil mehrere ähnliche Erzählungen von ganz verschiedenen Orten überliefert sind.

Aber selbst um der bloßen Verschiedenheit in der Darstellung willen ist schon manche Geschichte zur Sage geworden. Von dem einen Berichterstatter kommt sie auf den andern; was der Eine gelesen oder gehört, stellt er auf seine eigenthümliche Weise wieder dar, und läßt weg oder fügt hinzu nach Gutdünken, so daß wir bei dem Letzten, in dessen Hand eine solche Geschichte gekommen, oft ganz neue Züge finden, die in der ursprünglichen Erzählung gar nicht enthalten waren. Und dieß ist nicht selten in einem so hohen Grade der Fall, daß Geschichten, die eine und dieselbe Quelle haben, zuletzt, wenn sie mehrere Jahrhunderte hindurch von Verschiedenen erzählt und bearbeitet wurden, so abweichend von dem Urtypus erfunden werden, daß man nur allzuleicht versucht wird, alle und jede Verbindung zwischen ihnen zu bezweifeln. Solche Darstellungen verhalten sich dann zur ursprünglichen Erzählung des Ereignisses etwa wie die Variationen in der Musik zum Thema, wo oft nur noch der Grundgedanke des letztern, und dieser auch nicht immer ohne große Mühe, herauszufinden ist. So z. B. mit der Sage von Erbauung der Habsburg, die nur durch die Mannigfaltigkeit späterer Darstellungen aus der Geschichte verdrängt worden ist.

Uebrigens berührt uns das, wie der Historiker die Sagen sammelt und sie für die Geschichte benützt, hier weniger; unserm Zwecke liegt es näher, darüber verständigt zu werden, auf welche Weise die deutsche

Sage, der sich nun einmal unsere Lesewelt mit besonderer Vorliebe zugewendet zu haben scheint, darzustellen sei, um eben so gut, oder noch besser, als die sogenannten historischen Romane der Engländer und Franzosen ihr Publikum zu gewinnen.

Dieß wird unstreitig am Besten durch eine einfache und ungekünstelte Darstellung geschehen. Nicht die früheren Bearbeiter deutscher Sagen seien uns Vorbilder für die Behandlung solcher Stoffe. Veit Weber in seinen „Sagen der Vorzeit" hat, wenn wir den „Grafen im Pflug" ausnehmen, angenehme Geschichtchen, Novellen, Romane oder was man sonst will, erzählt, aber keine Sagen. Liegen indessen gleichwohl seinen Erzählungen — was man jedoch mit Grund bezweifeln könnte — wirklich Sagen zu Grunde, so hat er den vorgefundenen Stoff so breit geschlagen, daß man das Wesentliche oder Ursprüngliche unmöglich mehr heraus erkennen kann. Nicht besser haben es seine zahlreichen Nachahmer gemacht.

Einen eigenthümlichen, von diesem wesentlich verschiedenen Weg aber ging der unübertreffliche Musäus. Hat Veit Weber manchmal aus Wein Wasser gemacht, so hat uns dagegen Musäus in seinen „Volksmährchen" Alles in Wein verwandelt, — nur wird oft über seinem fort und fort sprühenden Witze der Gang der Sage — weil da die Handlungen einander immer Schlag auf Schlag folgen — vielfach unterbrochen, wobei zwar nicht der Leser an Genuß, aber die Sache selbst an natürlicher Einfachheit verliert. Nur allein Benedicte Naubert hat bis jetzt diesen originellsten aller Erzähler der Deutschen mit Glück nachgeahmt, wenn anders bei Musäus von Nachahmung die Rede seyn kann.

Am wenigsten aber dürften die neuesten Bearbeiter deutscher Sagen unser Vorbild seyn. Da bei der Mehrzahl derselben der Grundsatz zu gelten scheint, daß eine Geschichte zum mindesten zwei bis drei, wo nicht gar

vier Bände füllen müsse, so muß leider auch die Sage, wenn sie zum Stoffe der Behandlung gewählt wird, sich diesem unerbittlichen Gesetze fügen und sich spannen und dehnen lassen gleich den unglücklichen Opfern des Prokrustes, bis sie das bestimmte Maaß ausfüllt. Solche Schriftsteller verlieren in ihrer Darstellung nach und nach so ganz ihren Stoff, daß man am Ende Mühe hat, nachzuweisen, ob es wirklich eine Sage oder eitel eigene Erfindung war, was sie uns erzählen, und doch prangen auf dem Titel des dickleibigen Buches die Worte: „eine Sage der Vorzeit."

Die empfehlenswertheste Norm für die Darstellung der Sagen ist wohl diejenige, wie sie uns in den sogenannten Chronikensagen vorliegt. Einfach und schlicht ist das Gewand, worein der Chronist seinen Stoff hüllt. Da es der Sage, wie sie sich vorfindet, selten an Phantasie fehlt, im Gegentheile sie sich durch dieses Element besonders auszeichnet, so braucht sie von dem, welcher sie niederschreibt, nicht mit phantastischen Ingredienzien überfüllt und damit ins Reich der Unmöglichkeit hinübergeführt zu werden.

Eben so wenig darf man die Sage zur moralischen Abhandlung machen. Wo fände sich eine Sage, die nicht, gleich der Fabel, eine Lehre in sich enthielte, oder durch die sich nicht die Moral gleich einem rothen Faden hindurchzöge? Wozu also noch Weiteres? Geben wir also die deutsche Sage getrost so wieder, wie die Chronik sie uns überliefert, oder erzählen wir sie, wie sie im Munde des Volkes lebt, ohne viele Zuthat, welche ihren Werth nie erhöhen, sondern nur herabsetzen und sie selbst entstellen kann.

Anders freilich verhält es sich mit der Sage, die sich nicht in einer schon abgerundeten Erzählung vorfindet, sondern wo sich — so zu sagen — blos ein Grundgedanke in der Ueberlieferung erhalten hat. Hier ist dem Bearbeiter freier Spielraum gelassen,

ein Bild liegt vor, und sein Beruf ist es, dieses Bild mit einem passenden Rahmen zu umfassen. Auf mehrere der hier mitgetheilten Sagen bezieht sich das eben Gesagte ganz besonders. Das Land aber, welchem sie angehören, das alte Besitzthum der Alemannier, verdient vorzugsweise „das Land der Sagen" genannt zu werden, denn kaum findet sich in diesem gesegneten Striche der Erde ein Berg oder Thal, ein See oder Wald, an den sich nicht eine anmuthige, sinn- oder lehrreiche Sage knüpfte. Mögen daher unsere Leser diesem Kranze von Sagen gerne ein freundliches Plätzchen in der Reihe ihrer Geschwister einräumen, und möge uns das Zeugniß lohnen, daß die Auswahl, die wir auf dem reichen Schauplatze trafen, keine unglückliche gewesen sei.

I.

Das Mädchen vom See.

Ach, wie lang' ists, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuren Spur;
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der Alles findet,
Die Verlor'nen fand er nicht.

1.

An einem kühlen Märzabende des Jahres 1528 sahe man, bei schon einbrechender Dämmerung, ein leichtes Fuhrwerk aus einem der Thore Mergentheims herausrollen und die Heerstraße nach Augsburg einschlagen. Von den beiden Reisenden, die in demselben fuhren, war der eine ein Mann von gutem Aussehen zwischen 40 und 50 Jahren, dessen stark ins Graue spielendes Haar und tief gezeichnete Züge indessen ein schon vorgerückteres Alter ankündigten; ihm zur Seite saß ein hübsches, blondlockiges Mädchen von etwa 19 Jahren, die Verlobte eines jungen Bürgers von Augsburg, die eben im Begriffe stand, sich in Begleitung ihres Pflegevaters nach dem Orte ihrer

nunmehrigen Bestimmung zu begeben. „Liebe Marie,“ begann der Alte, nachdem sie etwa eine Stunde Weges zurückgelegt hatten, zu seiner Gefährtin, „du hast mich schon oft um Aufschluß über deine Lebensverhältnisse gebeten; jetzt, da diese eine ganz andere Richtung nehmen werden, als bisher, und wir uns, vielleicht auf immer, trennen müssen, ist es meine Pflicht, dir diese Bitte zu gewähren, obgleich mit schwerem Herzen. Deine Geschichte ist so enge verflochten mit meiner eigenen, die ersten schweren Stunden deines irdischen Daseyns gränzen so nahe an die seligste Zeit meines Lebens, welche begann, um schnell wieder zu verschwinden, daß diese Erzählung nothwendig Erinnerungen in meine Seele zurückrufen muß, die ich so gerne auf ewig daraus verbannt hätte. Gleichwohl will ich es thun, um dich mit den Namen bekannt zu machen, die dir, nächst Gott, von nun an für dein ganzes Leben die theuersten bleiben sollen.“

Die Stadt Mergentheim ist mein Geburtsort; das kleine Häuschen am Edelfinger Thore, worin du die Tage deiner Kindheit und Jugend verlebtest, vererbte sich von Voreltern her bis auf meinen Vater, Johannes Wunderlich, den seine Mitbürger wegen seiner Fertigkeit im Lautenspiele nur den Lautenhans nannten. Vermöge dieser Geschicklichkeit hatte er sich ein kleines Dienstlein als Lautenist der Stadt Mergentheim erworben, dem er viele Jahre lang getreulich abwartete. Er würde indessen mit dem, was der Magistrat ihm reichte, sein Leben nur knapp durchgeschlagen haben, wär' ihm nicht von dem damaligen Commenthur im

Schlosse, der ein großer Liebhaber von Musik war, noch mancher Goldgulden nebenher zugeflossen, wenn er ihm die Zeit mit Spiel und Gesang verkürzte. Ueberdieß gab es auch keine Lustbarkeit in Stadt und Nachbarschaft, wo der Lautenhans nicht seinen schönen Kreuzer verdiente; denn wo sein Spiel erklang, war Leben im geselligen Kreise, und selbst die Herrn im Ordenskleide wanden oft ihre Füße um den Tisch, um nicht auch Lust zu bekommen, sich den Reihen der Tanzlustigen anzuschließen. So ward der alte Lautenhans im kleinen Häuschen nach und nach ein angesehener Mann, den Alt und Jung kannte und lieb gewann. Ich war sein einziger Sohn und Erbe seiner Kunstgabe. Darüber freute sich mein Vater und sah schon im Geiste voraus, wie sein Söhnlein einst nicht nur das Aemtchen eines Stadtlauteniſten zu Mergentheim führen würde, sondern er dachte auch noch weiter; — ich sollte meine Kunst auch über die Markung der Vaterstadt hinaustragen, Reisen zu meiner weitern Ausbildung machen und zuletzt mich an den Höfen der Fürsten und Könige hören lassen. Unter solchen Hoffnungen versäumte er keine Mühe, um in dem kleinen Jungen die Gabe der Kunst so frühe als möglich zu wecken und auszubilden; ich kam auch in Kurzem so weit, daß ich meinen Vater auf seinen musikalischen Wanderungen begleiten konnte; bald wurde derselbe nirgends mehr ohne sein Hänschen gesehen und brachte immer noch einmal so viel Geld nach Hause als vorher.

So trieb ich es bis in mein sechszehntes Jahr,

und dachte gar nicht anders, als daß ich mein ganzes Leben hindurch diesem Berufe zugethan bleiben wolle; — freilich sollte ich zuvor noch in die Fremde gehen, aber nie wollte sich dieß recht schicken. Schon oft war mein Bündelchen gepackt, aber jedesmal, wann ich ziehen wollte, wußte meine Mutter irgend ein Hinderniß vorzubringen: das eine Mal war das Wetter zu kalt, das andere Mal zu warm, ein drittes Mal hatte man gehört, daß die Straßen gar unsicher wären: kurz, es gab immer neue Ursachen zum Aufschube, doch die Hauptursache war die allzugroße Anhänglichkeit der Mutter an ihr liebes Hänschen. Ein Zufall führte mich endlich aus dem elterlichen Hause, aber in eine ganz andere Laufbahn, als ich und die Meinigen je gedacht hatten.

Eines Abends wurde ich mit meinem Vater zu einer Lustbarkeit in die Herberge zum goldenen Kreuze gerufen. Mehrere adelige Herrn aus der Umgegend, die einem edeln Ritter aus dem Jartthale das Geleit gegeben hatten, waren hier versammelt und wollten die Nacht lustig und vergnügt zubringen. Manch lustiges Stücklein spielten wir ihnen auf, sie sangen dazu und waren alle froh und guter Dinge. Nach und nach wurde es ruhiger, mein Vater verließ den Herrentisch und setzte sich in eine Ecke, wo sein Schöpplein stand. Da winkte mir der jüngste unter den Rittern — es war ein Herrlein ungefähr in meinem Alter, von kurzer Statur, aber breiter Brust, rundem Gesichte und blitzenden Augen — in das nebenliegende Gemach und redete mich, als wir allein

waren, ungefähr also an: „Lieber Junge, du gefällst mir nicht übel, und es wäre gewiß wohl gethan, wenn du dich entschlößest, mit mir in die Fremde zu ziehen. Ich bin der Junker Götz von Berlichingen zu Jaxthausen; die Andern, die du draußen am Tische erblickst, sind meine Vettern, die Ritter zu Dörzbach, sowie die von Adelsheim zu Wachbach; sie haben mich hieher begleitet um mit mir zu letzen, denn ich bin eben im Begriffe gen Onolzbach an den Hof meines gnädigen Herrn, des Marggrafen Friedrich zu ziehen. Folge mir dahin, wir werden Beide gewiß wohl aufgenommen und ehrlich gehalten werden, denn der Marggraf ist gar ein freundlicher und guter Herr. Er liebt Gesang und Saitenspiel, besonders aber hält die Frau Marggräfin, die gar eine liebevolle Dame ist, sehr viel darauf. Bedenke dieß, mein Lieber, und entschließe dich frisch auf der Stelle, denn morgen, mit Tages Anbruch möchte ich gerne weiter ziehen."

Es bedurfte keiner langen Ueberredung von Seiten des Junkers, um mich zu etwas zu bewegen, was schon längst der sehnlichste Wunsch meines eigenen Herzens gewesen war. Noch am gleichen Abende theilte ich meinen Eltern das gemachte Ansinnen mit; der Vater gab ohne Schwierigkeit seine Einwilligung, aber meine Mutter vergoß herbe Thränen über die bevorstehende Trennung, während sie meinen Bitten und des Vaters Zureden endlich nachgebend, mir das Bündelein zusammenpackte. Am Morgen stand ich schon mit dem frühesten an der Herberge zum goldenen Kreuze, des Junkers Rößlein wieherte schon

vor dem Hauſe; freudig empfing er mich, ſtieg zu Pferde und ritt langſam fürbaß, während ich neben ihm zu Fuße her ging, mein Bündelein unter dem Arme, und über die Schulter meine Laute, der ich immer noch herzlich zugethan war. Am Abende des zweiten Tages kamen wir in Onolzbach an und wurden freundlich empfangen, wie Götz von Berlichingen vorausgeſagt hatte. Der Junker trat als Edelknabe in die Dienſte des Markgrafen, ich dagegen wurde zum Diener der Frau Markgräfin verordnet, um ihr aufzuwarten und jezuweilen mit Geſang und Saitenſpiel die Zeit zu verkürzen. Aber nur wenige Tage ſollte dieſes frohe, harmloſe Leben am Hofe dauern.

Um Faſtnacht des Jahres 1499 begann am Bodenſee der Schweizerkrieg. Schon mit Anfang dieſes Jahres hatte Kaiſer Maximilian alle Fürſten und Stände des Reichs gegen die Eidgenoſſen ermahnt und nach Conſtanz zuſammenberufen. Auch der Markgraf von Onolzbach war dem Aufgebote gefolgt und hatte ſchon vor unſerer Ankunft zwei Fähnlein ſeines Kriegsvolks an den Bodenſee abgeſendet. Eine dritte Schaar, an deren Spitze er ſich ſelbſt zu ſtellen Willens war, ſollte eben abgehen. Da trat eines Morgens Götz von Berlichingen in mein Gemach mit den Worten: „Was ſagſt du dazu, Hans, daß ich nächſter Tage an den Bodenſee ziehe? es geht gegen die Schweizer: willſt du mich auch dahin begleiten, oder lieber zu Hauſe bleiben bei den Frauen und ihnen die Zeit verkürzen?“ „Das eben nicht, wertheſter Junker,“ erwiederte ich, wohl fühl' ich alle Luſt, mit

Euch zu ziehen, aber was ſoll ich unter den Kriegsleuten? dort gibt es ein anderes Spiel, als das, deſſen ich pflege, dort bedarf man kräftiger Hände.“ „Wie wenn du keine Kraft hätteſt,“ fiel mir Götz in die Rede, „daß du ſo ſprechen magſt. Wer kräftig, wie du, die Saiten rühret, mag auch den Schwertknauf handhaben und im Streite das Seinige thun. Bin ich nicht auch, wie du, noch ein zarter Jüngling? darum trag ich doch hohen Muth in der Bruſt und folge unſerm gnädigen Herrn wie Einer von denen, die ſchon ziemlich gebraucht und erprobt ſind. Du wirſt dich wundern, Hänschen, was das für ein Gelände iſt am Bodenſee. Als vor drei Jahren der Kaiſer zu Lindau einen Reichstag hielt, war ich allda mit meinem ſeligen Vetter dem Ritter Conrad von Berlichingen, der in der Stadt Lindau ſtarb, von wo aus ich als Bube mit ſeinen Knechten die Leiche bis herab nach Kloſter Schönthal geleitete. Die Stadt aber, die ich dir nannte, liegt gleich einem Eilande im See, der von hier an gemeſſen bis an ſeine unterſte Bucht neun Meilen lang iſt. Darauf gehen Schiffe wie kleine Häuſer mit bunten Segeln. Der Stadt zur Linken fließt der gewaltige Rheinſtrom in den See und zu beiden Seiten des ausgebreiteten Thales ragen hohe Gebirge empor, deren Haupt mit ewigem Schnee bedeckt iſt; zur Rechten aber dehnen ſich die ſchönen Gaue des Schwabenlandes mit ihren geſegneten Gärten und Rebhügeln aus.“ Dieſes und noch viel Anlockendes erzählte mir der Junker von der Landſchaft am See; ich konnte ſeiner Rede nicht

widerstehen und zog, nachdem ich zuvor meinen Eltern in einem Brieflein Nachricht von meinem Vorhaben ertheilt hatte, am Morgen des dritten Tages neben dem Junker von Berlichingen aus der Burg Onolzbach.

Durch manches schöne Gelände zogen wir, bis wir die Ufer des Bodensee's erreichten. Die Reichsstadt Ueberlingen war der Ort, wo unser gnädiger Herr sich mit den Kaiserlichen vereinigen sollte. Nach einer Reise von acht Tagen standen wir vor der uralten Stadt und begrüßten ehrerbietig das Riesenbild des heiligen Christoph, das über dem Thore gemalt ist. Wie wunderbar wurde ich ergriffen, als mein Fuß zum ersten Male an dem Ufer des See's stand, als meine Augen über die unendliche Wasserfläche hinüberschweiften! Liebe Tochter, schön und lieblich sind die Thäler, welche der Main, die Tauber und Jart durchschlängeln, manches Plätzchen findet sich darin, das wohlthuend zum Gemüthe spricht und ein Ruheort für das Herz werden kann, wenn es, aus dem Geräusche der Welt sich zurückziehend, in der Stille der Einsamkeit seinen Frieden sucht: — aber, was sind alle diese Thäler, alle diese auserlesenen Plätzchen gegen die Umgebungen des majestätischen Bodensee's, wo die Natur Alles Großartige und Anmuthige zum schönsten Gesammtbilde vereinigt hat, wo Inseln gleich Feengärten aus dem Wasser hervortauchen, von Felsen, deren Fuß die blaue Welle bespült, stattliche Burgen herabblicken; und all diese Schönheiten bekränzt, gleich einem großen Rahmen,

die Masse der Gebirge, deren Schneehäupter im Sonnenlichte golden erglänzen. Ich könnte dir noch Vieles von diesem herrlichen Lande erzählen, liebe Marie, aber wozu Bilder vor meine Seele rufen, welche nur die Sehnsucht nach dem schönen Boden auf's neue in mir wecken würden — nach dem Wunderlande, worin ich nur noch in meinen Träumen wandeln darf!

2.

Nur wenige Tage verweilte unser gnädiger Herr, der Marggraf, in Ueberlingen. Von allen Gegenden Deutschlands her hatten sich Schaaren gesammelt; nur die Reichssturmfahne fehlte noch. In der Nacht erhielten die Hauptleute Befehl, ihre Schaaren zu ordnen; eine große Anzahl Schiffe stand schon bereit, um die Kriegsvölker über den See zu führen. Es war mir ganz sonderbar zu Muthe, als ich, mein Rößlein an der Hand, über das Brett stieg, um die breite Wasserfläche zu durchsegeln. Junker Götz stand neben mir und scherzte nicht wenig, als er sahe, wie ich manchmal ängstliche Blicke auf die Wellen fallen ließ. Wir kamen glücklich in Constanz an, und erst, als wir am Damme ausstiegen und zurückblickten über den See, sahen wir, wie zahlreich die Schaar der Verbündeten war, denn die ganze große Fläche, vom Lughäuslein bis zum Damme, war mit Schiffen und großen Nachen angefüllt. Die ganze Zeit über hielt ich mich nur an den Junker, weil dieser schon längst der Gegend kundig und mit einem großen Theile der

verschönen Thron und Kriegskammer, die hier unversammelt waren, zertrat mir.

Wie vor dem leisen nahenden Geister die Harfe des Königs klingt, tönt, sing und aus einem kleinen Begleitspiele eine Melodie entspann, wenn etwa ein Mitsterneman auf einem musikalischen Klötzen. Es hatte einen ziemlich abgetragenen braun grünen Rock an; auf dem Kopfe trug er ein gelbes Kinderhütchen. Eine weichere und ein leiser dringender war gleicher Seele sei, wie ein Gedicht ziemlich verdorbe. Er gilt zu den Wortspielen das mir wieder ins Ohr fand, worauf mehr gedungen Ohre dem Hochsitzing ansteckte; jedoch ohne laut zu sprechen. Mein gleich bemerkte ich den Hochsitzing, da er mit dem Finger dem Hochsitzer gegen die Seite, und bei diesem: Ach, Schwäher, sie haben mir ein Kind, wer der Herr in dem kleinen Rocke sei oder? Und auch die Mamma, als seine gnädige Herr, der Hochsitzer auch ich, dem weiblichen Hochsitzing. Schon einmal genau seine Herr Hochsitzer; endlich da sie nicht eine große Aufmerksamkeit, und bat sie in der Ohnmacht auch sie gleichen von dem hochsitzigen Kinder Rudolph dem Grafen und seiner Rock, gefallen wie bei den Gelben den weiblichen Kind? Ohnmacht auch man auch den Herrn und beschreibungen Damen, und beiden hier, den sie bei der sie sicherlich, sie auch beschäftigten Kinder, bei sichtlich Hochsitzing, das ist schon auf solchen Beschäftigungen gesehen habe, sonnenklich zu Ohnmacht und Kinder, als ich auch Rock wer bei meinem Gelben Kinder Gesandt."

Der Kaiser und der Markgraf redeten eine Zeit lang mit einander, aber so leise, daß Keiner der Umstehenden ein Wort von ihrer Unterhaltung vernahm. Hierauf trennten sie sich wieder und jeder ritt mit seinem Gefolge der Herberge zu. Wir nahmen unser Nachtlager im Gasthause zum goldenen Schiffe, welches nahe dem Damme liegt. Vor Tagesanbruch ritten wir durch das Thor, welches nach Gottlieben führt, bis an den Ort, wo vor mehr als achtzig Jahren Johannes Huß aus Böhmen wegen ketzerischer Lehre verbrannt worden war. Da stand schon der Kaiser mit allen Haufen zu Roß und zu Fuß und um ihn seine Hauptleute und Kriegsräthe. Dem Markgrafen zur Linken ritt der Junker und ich dicht hinter ihm. Jetzt erst verstand ich, was Götz gestern damit gemeint hatte, als er sich Fahnenträger seiner Gnaden des Markgrafen nannte. Er trug einen langen, weiß und schwarz gemalten Spieß in seiner Rechten, daran war eine große Fahne, ebenfalls weiß und schwarz, auch hatte er auf seinem Helme einen Federbusch von gleicher Farbe, der stand stracks über sich; so stattlich, wie heute, hatte ich meinen Junker noch nie gesehen.

Während der Kaiser sich mit dem Markgrafen unterhielt, blickte er manchmal herüber auf den Berlichingen und seine Fahne. Auf einmal verließ er seine Umgebung und lenkte sein Roß gegen uns her. „Wem stehest du zu?“ fragte er den Junker, der seine Fahne mit dem hohenzollerischen Wappen tief vor ihm neigte. „Meinem gnädigsten Fürsten und

Herrn, dem Marggrafen Friedrich von Onolzbach," erwiederte dieser mit frischer Stimme. „Du hast da einen langen Spieß und eine große Fahne daran," redete der Kaiser weiter, „reite mir hinüber, dort zu dem Haufen auf den Brühl und warte bis der Reichsadler von Constanz herauskommt." Schnell gehorchte der Junker dem Befehle des Kaisers, und ritt an den bezeichneten Ort, wo der Schenk Christoph von Limpurg mit den Seinigen hielt; neben diesen stellte er sich hin. „Und wem gehörst du an," fragte jetzt der Kaiser mich, indem er mich freundlich anblickte. Da nahm ich all meinen Muth zusammen und sprach: „Allergnädigster Herr, ich bin aus Mergentheim im Tauberthale gebürtig und meines Zeichens ein Spielmann; — die Leute nennen mich deßwegen den Lautenhans; — der Junker dort hat mich beredet, ihm nach Onolzbach an den Hof des Marggrafen zu folgen, und nun habe ich ihn auch hieher begleitet." Der Kaiser lächelte über meine ehrliche und naive Antwort, die mir etwas schwer geworden war; betrachtete mich vom Kopf bis zu den Füßen und redete dann weiter: „Willst du in meine Dienste treten, Knabe? du sollst immer um mich seyn, um mir die Zeit zu verkürzen, denn ich liebe das Saitenspiel in hohem Maaße, doch für den Augenblick sollst du die Laute noch bei Seite lassen, denn wir sind der Zeit an einem ernstern Spiele. Junge, wenn du Eines mit mir bist, so reite herüber zu meinem Haufen und erwarte mich hier. Ein solches Anerbieten und von solchem Herrn ließ ich mir nicht zweimal machen, ich

wandte mein Rößlein und ritt hinüber zu dem kaiserlichen Kriegsvolke.

Kaum war eine halbe Stunde verflossen, so zog eine neue Schaar aus der Stadt; — aus ihrer Mitte ragte die Reichssturmfahne hervor. Schenk Christoph von Limpurg nahm die Fahne aus der Hand des Trägers und neigte sie dreimal vor dem Kaiser. Eben tauchte die Morgensonne aus den Fluthen des Sees und warf ihre ersten Strahlen auf das flatternde Reichspanier, das der kräftige Limpurger, an Statur über alle Ritter des Heeres ragend, wie eine leichte Lanze in der Hand schwang. Dieß war das erste und letzte Mal, daß ich den Reichsadler so majestätisch fliegen sah, das erste und letzte Mal, daß ich auf ein so stattliches Heer mit blanken Schwertern, strahlenden Helmen und Harnischen hinblickte. Es war ein Heer, so wohl geordnet und zahlreich, wie noch keines am See gestanden hatte. Aber zur Linken auf den Höhen des Thurgau standen die Schweizer, unsre Feinde, in wohl geschlossenen Rotten und gedoppelter Schlachtreihe. Schon war es so helle geworden, daß wir ihre Menge und Ordnung deutlich wahrnehmen konnten.

Als der Reichsadler so in der Hand des Schenken flatterte, wähnte ich, daß es bald gegen den Feind gehen würde; schon waren die Geschütze aufgepflanzt und der Feind nahe genug, um sich mit ihm in ein Treffen einzulassen; aber immer dauerte die Berathung der Herren noch fort. Eine Stunde ging über der andern hin, es wollte zu Nichts gedeihen; ungeduldig

und des langen Hinstehens müde, wieherten unsere Rosse; da erklang endlich die Trompete; aber nicht zum Angriffe, sondern zum Rückzuge in die Stadt.

Der Kaiser hatte zum raschen Angriffe gerathen, aber im Kriegsrathe wurden die Herren über die Art und Weise desselben uneinig, und über dem nutzlosen Hin- und Herrathen verfloß die kostbare Zeit; da wurde der Kaiser unwillig, wandte sein Roß und ritt wieder dem Thore zu. Hinter dem Kaiser ließ ich mein Rößlein traben; da gesellte sich der Berlichingen unterweges wieder zu mir. „Hänschen, Hänschen," — lachte er mir entgegen, — „du hast heute das beste Theil davon getragen, magst es nun leicht weiter bringen als ich, der Fähndrich Seiner Gnaden des Herrn Markgrafen, der beim Fastnachtszuge gegen die Schweizer die Fahne schwenken mußte; — unsere ganze Sache ist doch Nichts weiter gewesen. Die Schweizer wissen jetzt, daß wir ein stattliches und zahlreiches Heer haben, denn unsere Schlachtreihen waren vollzählig und wohlgeordnet, auch strahlten unsere Waffen einen schönen Glanz aus; aber von unserem Muth und Rittersinne haben wir ihnen wenig Kunde gegeben. Noch einmal sag' ich dir, Hänschen, du hast heute ein besser Geschäft gemacht, als der Kaiser selbst; der trägt seinen Aerger mit sich nach Hause, weil die Sache nicht nach seinem Kopfe ging: du aber hast ein gutes Aemtlein herausgeschlagen, wozu ich dir nur viel Glück und Verstand wünsche. Lebe wohl, Hänschen, und denke auch manchmal noch an den Berlichingen, deinen Gesellen." Bei diesen

Worten gab mir der Junker einen kräftigen Handschlag, den ich mit aller Herzlichkeit erwiederte, und ritt zurück zu dem Gefolge seines Herrn. Seither habe ich ihn am Bodensee nimmer gesehen, aber ich hörte nachher noch manches brave Stücklein von dem ritterlichen Herrn.

3.

Von nun an war ich ununterbrochen um den Kaiser und fand von Tag zu Tage größere Gnade in seinen Augen. Oft ergötzte ich ihn in Stunden des Mißmuthes durch Gesang und Lautenspiel, denn gar oft lief traurige Kunde ein, wie der Feind da und dort wieder einen Vortheil über das Volk des Kaisers errungen habe, was ihn immer wieder aufs Neue in Unwillen und Trübsinn versetzte. Bei alle dem sah man doch, daß die Anwesenheit des Kaisers am See einigen Eindruck auf die Eidgenossen gemacht hatte; ihre Feindseligkeiten waren bei Weitem nicht mehr dieselben, wie vor seiner Ankunft; es verlautete sogar, daß sie, obgleich bisher meistens im Vortheile, doch erbötig wären, dauernden Frieden mit dem Reiche zu schließen. Es zeigte sich auch bald, daß dieses Gerede nicht ohne Grund war.

Eines Morgens saß ich im Vorgemache des Kaisers und sahe durch eines der Fenster auf den See hin. Die Sonne war eben über dem Wasserspiegel aufgegangen und beleuchtete die stattlichen Bergkegel und Burgen des nahen Höhgau, als ich in der Hausflur, wo die kaiserliche Leibwache stand, ein Geräusch

vernahm, wie wenn einige Personen sich im lebhaften Gespräche befänden, aus dem heraus ich eine zarte weibliche Stimme deutlich unterscheiden konnte. Eben wollte ich der Thüre zugehen, um sie zu öffnen und zu sehen, was es draußen gäbe, als diese aufging und ein Mädchen mit blonden Haaren und blauen Augen mir entgegentrat. „Woher bist du, mein Kind, und zu wem willst du?“ fragte ich die sichtbarlich Erschrockene, die mich vielleicht für den Kaiser selbst halten mochte, denn im Aeußern war zwischen ihm und seiner nächsten Dienerschaft beinahe gar kein Unterschied. „Ich bin eine Thurgäuerin, mein hoher Herr,“ antwortete mir das Mägdlein, „und habe hier ein Schreiben aus dem Lager der Eidgenossen an den Kaiser, das ich aber nur ihm selbst einhändigen darf.“ Mit diesen Worten zog sie aus einem zierlich geflochtenen Strohkörbchen, das an ihrem Arme hing, einen großen Brief hervor und hielt mir denselben entgegen. Als ich den Brief in Empfang genommen hatte, ging ich damit in des Kaisers Gemach und hieß die schöne Botin einstweilen im Vorzimmer warten.

Während der Kaiser das Schreiben durchlas, blieb ich hart an der Thüre stehen und hörte von einem Gespräche, das sich zwischen dem Mädchen und einem der Trabanten, der ins Vorzimmer getreten war, entsponnen hatte, noch Folgendes: „Was treiben die Schweizer da oben in ihrem Lagen?“ „Ihr seht's ja,“ antwortete ganz naiv die Gefragte, sie erwarten Euch.“ „Wie stark sind sie wohl?“ „Stark genug, um Euch noch einmal zu schlagen.“ „Sprich auf

der Stelle, wie viele sind ihrer?" „Ei nun, Ihr hättet sie wohl vor den Thoren der Stadt zählen können, wenn ihr Euch auf der Flucht von Schwaderloch nur ein einziges Mal würdet umgesehen haben." Ueber diese Antwort gerieth der Trabant in die äußerste Wuth, eben wollte er seine Hand an das Schwert legen und drohte dem Mädchen den Kopf zu spalten, als diese sich ihm unerschrocken gegenüber stellte, ihm mit edler Verachtung ins Gesicht blickte und sagte: „Mann, du bist mir ein rechter Held, der einem schwachen Mägdlein mit dem Schwerte droht. Warum stürmst du damit nicht lieber gegen die Posten der Schweizer an? nicht wahr, da antwortet dir statt der Mädchenlippe die Eisenzunge des Mannes." Noch höre ich diese kühne Rede des Mädchens, noch sehe ich den muthigen Blick, womit sie dem Söldlinge gegenüber stand, diesen Blick aus den seelenvollen, blauen Augen, der indessen so wenig auf den rohen Trabanten wirkte, daß er bereits im Begriffe stand, seine Drohung in Erfüllung gehen zu lassen. Rasch trat ich zwischen beide und: „schäme dich, alter Graubart," — rief ich jenem zu, — „gegen ein wehrloses Mägdlein das Schwert zu ziehen." Beschämt steckte der Trabant seine Klinge wieder in die Scheide und verließ das Vorgemach. Ich las in den Augen des Mädchens den stillen Dank ihres Herzens; weder sie noch ich sprachen ein Wort, sie wohl aus Schüchternheit, ich, weil ich im Anschauen ihres lieblichen Wesens gleichsam versunken war. In schön geflochtenen Zöpfen hing ihr blondes Haar über den schlanken

Oberleib herab, den ein schwarzes Mieder umschloß; ein Goller mit weißer Stickerei zog sich, nach Landessitte, bis herauf an den Hals; kurze Aermel von schneeweißen Linnen, die zur Hälfte den Arm unverhüllt ließen, zeigten dessen schöne Rundung, so wie seine blendende Weiße. Während ich immer noch kein Auge von der Holden verwandte und sie stumm den schüchternen Blick zu Boden senkte, wurde die beneidenswerthe Scene durch das Aufgehen der kaiserlichen Zimmerthüre unterbrochen. Der Kaiser erschien, und rief mich in das Gemach. „Die Schweizer," sagte er, als wir da allein waren, zu mir, „machen mir Friedensvorschläge, die für mich durchaus nicht vortheilhaft sind. Wohl habe ich des Herben genug in diesem Kriege erfahren, dieß soll mich indessen doch nicht bestimmen, in ihre Forderungen zu willigen. Soll die Stadt, worin wir uns dermalen befinden, den Schaden von unserer Uneinigkeit haben und den Blutbann und das Landgericht an den Thurgau abtreten? nein, um solchen schändlichen Preis will ich keinen Frieden haben. Dieß ist mein Entschluß, und den kannst du in meinem Namen den Schweizern melden; du hast Nichts in ihrem Lager zu befürchten, sie sind wohl unsere Feinde, aber sonst immer wackere und biedere Leute." Mit diesen Worten entließ mich der Kaiser.

Mit kaum verhohlener Freude übernahm ich den Auftrag meines allergnädigsten Herrn, denn jetzt hatte ich ja die erwünschteste Gelegenheit, noch länger in der Nähe derjenigen zu seyn, die schon im ersten

Augenblicke ihres Erscheinens mich auf so unerklärliche Weise an sich gefesselt hatte. Die liebenswürdige Botin wurde nun meine Begleiterin in das Lager der Eidgenossen. Freundlicher, als ich je erwarten konnte, ward ich allda aufgenommen und, obgleich der Auftrag meines Herrn, des Kaisers, nicht mit dem Begehren der Eidgenossen übereinstimmte, hielt man mich doch ehrlich, wie es einem kaiserlichen Gesandten gebührt.

Als ich das eidgenössische Lager wieder verlassen hatte, folgte ich, ehe ich nach Constanz zurückkehrte, zuvor noch der liebevollen Einladung des Vaters meiner schönen Begleiterin, der sich ebenfalls im Lager seiner Landsleute befand. Es war dieß Hans Steiner, Mitglied des Rathes zu Winterthur, einer aus den edlen Geschlechtern dieser Stadt, der in der schönen Zeit des Jahres den Freisitz Pflanzberg zu seinem Wohnorte gewählt hatte. Selige Stunden verlebte ich auf diesem schönen Schlosse an der Seite des holden Mädchens. Von hier aus bot sich die allerfrohmüthigste Aussicht auf den Unter- und Obersee dar, und herrlich lag vor uns die uralte Stadt Constanz in ihrer ganzen Ausdehnung. Doppelt herrlich aber ist der Genuß der schönen Natur, wenn ein liebevolles Wesen sich an uns anschmiegt, das Theil nimmt an den Empfindungen unsers Herzens! Es war schon spät Abend geworden, als ich wieder in die Stadt zurückkehrte.

Noch oft wallte ich seitdem hinüber auf den Pflanzberg; die holde Thurgauerin war von nun an

das Bild meiner Träume. Was kümmerte ich mich um den Hader der Völker; mein Mädchen und ich, wir ſtanden im ſüßen Frieden, und der Vater meiner Geliebten ſah mich nicht ungerne in ſeinem Hauſe aus- und eingehen, ob er gleich auf der Seite unſerer Feinde ſtand. Aber ach! die ſelige Zeit ſollte zu Ende gehen, noch ehe ſie recht begonnen hatte. Mein Herr und Kaiſer verließ die Stadt Conſtanz, ohne durch ſeine Unternehmungen gegen die Eidgenoſſen auch nur den geringſten Vortheil errungen zu haben; — auch die übrigen Fürſten folgten ihm. Er nahm ſeinen Weg durch den Höhgau und Schwarzwald gegen Freiburg. Auf der alten Felſenfeſte Hohentwiel, wo Hans Heinrich von Klingenberg, einer der mächtigſten Ritter des Gaues ſaß, machte der Kaiſer einen kurzen Abſtand, um von hier aus dem ſchönen Seegelände und der Stadt Conſtanz noch einmal Valet zu ſagen.

Während der Ritter ſeinen hohen Gaſt und deſſen Diener herrlich hielt, ſaß ich auf dem Thurme, der gegen den See zu liegt, und nahm keinen Antheil an der Freude des Gelages; mir mundete nicht der goldgelbe Hohentwieler Trunk, ich ſprach kein Wort, aber mein Blick ſchwebte hinaus in die Ferne der blauen Fluthen. Waren es die Berge, in deren Anſchauen ich verſunken war? — Hier der hohe Rautis mit ſeinen ſieben Churfürſten, dort der Glärniſch und Tudi, das Finſteraarhorn, die Jungfrau, der Münch und Eiger — im fernſten Hintergrunde die Gebirge des Savoyer-Landes, wo der Montblanc mit ſeinem

Silberhaupte über die Wolken ragt — o, nein! — mein Auge haftete nicht an dem Eisgurte des Alpengebirges, obgleich ich es noch nirgends in solcher Pracht erblickt hatte, — sondern ein Dörfchen, nahe bei Constanz, dessen Kirche auf einer Anhöhe zwischen Bäumen malerisch hervorblickte, und nahe dabei ein gastliches Haus, waren die Gegenstände meiner Betrachtung. Hell erglänzten die Fensterscheiben des Pflanzberges vom Sonnenstrahle, und im Geiste sah ich dort die Geliebte stehen, die allein meine Sehnsucht theilte und in der Stunde der Trennung mir ein Lebewohl zugerufen hatte, — das letzte auf lange Zeit!

Ich muß abbrechen, liebe Tochter, jene Zeit war die erste und letzte selige meines Erdenlebens. Ich folgte von nun an meinem Herrn und Kaiser auf allen seinen Zügen, sah Städte und Länder, sah manches Herrliche, woran Auge und Herz sich erfreuen mögen! aber der Bodensee und seine Umgebung, das Schweizerland mit seinen Eisbergen waren mir doch die liebsten, in denen meine Gedanken fortwährend weilten; — ich sah manches schöne Frauenbild in deutschen und wälschen Landen, doch, ach! was waren sie Alle gegen mein Mädchen am See mit seinen blauen Augen und blonden Zöpfchen! — sie war die Engelsgestalt, die mir zur Seite ging auf allen meinen Wegen, sie war das Bild, nach dem ich so oft voll Sehnsucht meine Arme im Traume ausbreitete.

4.

Acht Jahre waren dahin gegangen, seitdem ich Constanz und seine Umgebungen zum letzten Male gesehen hatte; kaum dachte ich, daß je mehr der höchste meiner Wünsche erfüllt werden und ich das Land meiner Sehnsucht, das Mädchen meiner ersten, heißesten Liebe wieder erblicken würde. Da wandte sich eines Tages der Kaiser, als er eben zu Straßburg Hoflager hielt, zu mir mit den Worten: „was sagst du dazu, Hans; es geht jetzt wieder hinauf an den See; — du wirst mich doch auch dahin begleiten?“ Voll freudigen Erstaunens konnte ich Anfangs kein Wort hervorbringen, ich nickte blos mit dem Kopfe und beugte mein Knie vor dem Kaiser, zum Zeichen, daß sein Wille auch ganz der meinige wäre. Was der Kaiser gesprochen hatte, war wirklich sein voller Ernst gewesen. Schon lange hatte er beschlossen, mit den Churfürsten und Ständen des Reiches wegen eines Römerzuges zu unterhandeln, der nicht nur des Kaisers Krönung zum Zwecke hatte, sondern auch bewirken sollte, daß einmal den Anmaßungen des Königs von Frankreich ein Ziel gesteckt würde.

Zu dem Ende schrieb Maximilian einen Reichstag nach Constanz aus und entbot allen Fürsten und Ständen, gegen St. Vitus-Tag des Jahres 1507, daselbst einzutreffen. Mit einer noch nie gesehenen Pracht zog der Kaiser von Straßburg aus; tausend Pferde waren in seinem Gefolge. Ueber den Schwarzwald ging es nach Rottweil. Im vollen Glanze seiner

Weisheit lieb' mehr Ihre Ehre liegt in dieser Stärke; ihre kleine Klugheit in der Wachsamkeit von gefrorenen Streifen, die sich nach meinen Gedanken schnell von und ans tadlosen Reihen gruppiren. Die Kluft wird verbindert Bürgerin gegen dem Gesetze in seinen Ordnungen von der Stadt keinen erlogenen und den Bürgermann Gesetzlosen sich in seinen Gesetzen die Gesetzlose zu den Thieren, wobei es dem Einzelnen das Gesetz gegeben Recht und gemeine Klugheit schadet in seiner Ordnung und Stadt empfiehlt. Das Gesetz gab die Gesetzlose schnell wieder gesetzt, ein recht den Gesetzlosen, dem Gesetz, und Gesetzlose, es sind Ihnen nicht handlich zu benehmen und verbindet sie einen elektrischen Gesetz. Hierauf sie Gesetzlose die Klugen dem Gesetz von Klugen dem Gesetz, zwischen guten Gesetz Gesetzlose Gesetzlose, Gesetzlose Gesetzlose, Gesetzlose Gesetzlose,

angekommen und hatten das Kastell. Es hatten sich unter andern drei eingefunden, Georg Georg von Frundsberg, Georg Truchseß von Waldburg, Georg Frey von Ernsthofen, Georg Altmann von Reisen, Albrecht Freiherr von Rechberg und andere treffliche Obersten von Roß und Fuß. Die andern besoldeten Hauptleute hatte der Kaiserliche gehabt.

Nach und nach kam Verlauf in Gruppen unter die Kriegsleute. Plötzlich ist Alles in Bewegung, Jedermann rennt, jagt ins, wohin man will, die wildesten Ausgelassenheiten, wenn sie vorhanden waren, toben, eine gewisse Ruhe folgt dem Sturm, wenig Beute, und so ganz eine, wie sie in solchen Fällen Regel ist, gilt für Niemand, wenn sie nicht selbst Beute wird, wie ich an dem Schlosse sah, und dem ich vor und seinen Herren so gastlich aufgenommen wurden muß, kam es mir vor, als ob die Soldaten gar Lieber auf dem leichten Pflanzgrase gehaust hätten. Ob man auch nicht allzuviel Beute gemacht hat, das Hofherr: die Dragoner Georg und ich bemühten uns gegen neun Uhr, in das Schloß, aber Niemand benachtheiligte mich hier und den genannten Herrn. Als ich dann auf einer der vielen Treppen stand, sah ein gemeiniglicher Mann auf einem Ochsenwagen mit Frucht und mit andrer Habseligkeit, welcher mir zu nahe ist, rufen: „Herr Junker Hans Heinrich," erwiderte ich ihm, eben weil heute und wohl nächstes Jahren solche Herren so heißen. „Ihr habt auch was hier," sagte der Mann mir mit einigem „Heißen und dem Kindlein Hans Jörg so zuhielten, er wolle

Hoch über meinen Häuptern schwebte, Schwert an Schwert gelehnt, ein riesiger Halbkreis. Wenn ich nun Lust hatte, so brauchte ich nur die Hand zu erheben, und — der Halbkreis fiel herab, — und — ich war nicht mehr! Ich — ich! Ich, der Stolz meiner Eltern, der Liebling meiner Lehrer, Meister von so vielen Fechtschulen, Sieger in so vielen Kämpfen, — und heute, heute, in diesem Augenblicke, wo ich mich zum ersten Male, wo ich mich zum letzten Male, — heute, so wahrlich, bei mir selbst! Heute, heute, wo ich mich zum ersten Male, wo ich mich zum letzten Male, — heute, so wahrlich, bei meinem Blute, in diesem Augenblicke

Bewohnerin des Schloſſes ſo oft begleitet, wo ſie mich ſo oft bei Allem, was heilig iſt, ihrer aufrichtigſten Liebe verſichert hatte.

Als ich in der Stadt ankam, war gerade die erſte Sitzung des Reichstags geſchloſſen worden. Den übrigen Theil des Tages beſtimmte der Kaiſer dem Gedächtniſſe ſeines Sohnes, Königs Philipp von Spanien, der das Jahr zuvor in Burgos geſtorben war. Eben begab ſich der Zug ſämmtlicher Fürſten, den Kaiſer an der Spitze, nach der Domkirche. Unwillkürlich folgte ich den in Trauerflöre Gehüllten, denn wer gehörte jetzt mehr unter die Zahl der Trauernden, als ich? Ich trat in die Kirche ein, um da, wo ſchon ſo manches Herz in Stürmen jeder Art Ruhe gefunden, vielleicht auch meine Ruhe und meinen Frieden wieder zu finden; denn wo es im Gemüthe des Menſchen ſelbſt düſter iſt, da ſprechen Nacht und Dunkelheit um ihn herum beſſer an, als Tag und Sonnenſchein. Das Dunkel der Abenddämmerung hatte ſchon die weiten Hallen des Domes erfüllt, nur die hellen Farben der ſchön gemalten Fenſterroſe verbreiteten noch von obenher einiges Licht auf die Eintretenden. Mitten im Schiffe der Kirche war ein prächtiges castrum doloris errichtet, um welches die Wappen des verſtorbenen Königs hingen. Es war erleuchtet durch ſechshundert Kerzen und um daſſelbe ſtanden dreißig edle Herren, deren jeder eine brennende Kerze in der Hand hielt. Nachdem der Biſchof von Münſter das Seelenamt geleſen und der von Conſtanz das Lobamt geſungen hatte, ging der Kaiſer an den Altar

zum Opfer; ihm folgten die übrigen Fürsten, nach diesen alle Grafen und Herren, die bei dem Reichstage anwesend waren, und zuletzt des Kaisers und der Fürsten Dienerschaft Auch ich legte mein Scherflein in dem Opferbecken nieder, indem ich im Herzen den glücklich pries, für dessen Seelenheil ich opferte, der schon längst angekommen war im Ruheporte, wo der Mensch landet von den Stürmen des Lebens, wo er ausruht von den Schmerzen der Liebe.

Beruhigter als ich eingetreten war, verließ ich den Dom; aber ach, diese Ruhe verschwand bald wieder; das Bild, welches wohl Jahre hindurch der Gegenstand meiner Träume gewesen war, stand jetzt in schönerer Glorie, als je, vor meiner Einbildungskraft, es war die Jungfrau in ihrer vollen Entfaltung, die mir freundlich zulächelte, wie in früheren Zeiten; — aber, wenn ich meine Arme nach ihr ausstrecken wollte, wandte mir das Bild den Rücken; ich erwachte im Schmerze der Sehnsucht, und suchte wachend auf, was sich im Traume von mir gewendet hatte. Es war kein Gäßchen in der Stadt Constanz, wo ich am Morgen nicht nachfragte, kein Haus, an das ich mich nicht Stunden lange hinstellte, harrend, ob nicht diejenige aus- oder einginge, die bei allen Zweifeln, welche der Alte auf Schloß Pflanzberg in mir rege gemacht hatte, mir dennoch das Theuerste im Leben war. Aber nirgends konnte man mir Auskunft geben, wo ein Schweizermädchen wohne, das nach dem Tode ihres Vaters bei einer Verwandten in Constanz ihren Aufenthalt genommen hätte. Viele Tage lang wieder-

holte ich meine Nachforschungen, Alles war vergebens. Zuletzt glaubte ich, daß der griesgrämige Alte mir nur Unwahrheit berichtet hätte und daß mein Mädchen sich wahrscheinlich in Winterthur befände. Dieser Vermuthung gab ich um so gerner Raum, weil in diesem Falle auch die übrige Aussage, die mein Herz mit so großer Unruhe füllte, als Lüge und Verläumdung dastand.

Während ich allmählig jede Hoffnung aufgegeben hatte, die Ersehnte in den Mauern der Stadt Constanz aufzufinden, sollte der Zufall mein Führer werden. Der Kaiser gab während des Reichstages manchmal den versammelten Fürsten zwischen die Geschäfte hinein eine Erholung, damit sie über den vielen schwierigen Berathungen und Abthuungen nicht verdrüßlich würden. Diese Erholungen bestanden zum Theile in Wasserfahrten nach den nahen Inseln Meinau und Reichenau. Abt dieses Klosters war damals Martin, ein Geborener von Weissenburg, dem der Kaiser mit besonderer Freundschaft zugethan war; dieser fuhr uns allemal mit den Amtsherren des Convents entgegen und geleitete uns in das uralte Münster, wo so manches Merkwürdige aufbewahrt wurde, und von da aus auf die stattliche Pfalz, wo seit den Zeiten Carls des Großen schon so mancher Kaiser und König beherbergt worden war. Wenn wir aber auf die Meinau fuhren, wo damals der Deutschordens-Commenthur von Erbach seinen Sitz hatte, so wurden wir jedes Mal in dem deutschen Hause gar stattlich bewillkommt. Große Feldschlangen, Karthaunen

und Steinbüchsen wurden zu besonderer Ehrenbezeugung gelöst, wobei jedes Mal auch die Trompeter des Commenthurs sich lustig hören ließen und die schönsten Stücklein aufbliesen.

Unter solchen Erholungen und Ergötzlichkeiten zwischen die Geschäfte des Tages hinein ging der Reichstag zu Ende. Zum Beschlusse desselben veranstaltete der Kaiser den versammelten Fürsten und Herren zu Ehren noch eine große Feierlichkeit. Doch, nicht diese allein, sondern auch die Bürger der Stadt, so wie die Bewohner der Umgegend, selbst die Schweizer nicht ausgenommen, sollten daran Theil nehmen. Das erste war ein Freischießen mit Bogen und Hakenbüchsen. Bei dem großen Steinhause am Damme, wo vor hundert Jahren das weltberühmte Concilium abgehalten worden war, wurde die Schießstätte errichtet. Der Kaiser selbst trat unter den Schützen auf, denn er war in allen körperlichen Uebungen und Fertigkeiten einer der Wackersten. Um diese Schießstätte herum waren Tische in langen Reihen aufgestellt, daß die Geladenen nur niedersitzen durften, um zu essen und zu trinken, denn der Kaiser hatte Alles die Hülle und die Fülle herbeischaffen lassen. Man sah hier die zierlichsten Herren und Frauen des Schwaben- und Schweizerlandes in freundnachbarlicher Eintracht zu gemeinsamer Freude und Ergötzlichkeit versammelt. Erst, als die Sonne anfing, hinter den Bergen des Höhgau's niederzusinken, erhob sich die Menge, welche bisher froh und lustig durch einander gewogt hatte — und in geordneten Schaaren zog man wieder in die

Stadt zurück, voran der Kaiser und die Fürsten, dann die Patrizier-Familien der Stadt und Umgegend, hinter ihnen das übrige Volk.

War auf diese Weise der Tag lustig dahingebracht, so verhieß der Abend noch größere Freuden. Der Kaiser hatte an den Magistrat der Stadt das Begehren stellen lassen, daß sämmtliche Herren des Raths sammt den edlen Geschlechtern sich in dem sogenannten Hause zur Katze, der Trinkstube der Patrizier, einfinden sollten, und jeder sollte Frau und Tochter mitbringen; daselbst wollte der Kaiser noch einen Ehrentrunk und Tanzbelustigung geben. Nicht vergebens war die Einladung an die Herren ergangen. Als man die Kerzen anzündete, wallten schon in langen Zügen stattliche Herren in Gold und Sammt gekleidet nach dem Zunfthause, jedem zur Seite ging seine Hausfrau im besten Schmucke und neben her hüpften gewöhnlich zwei oder drei Töchterlein, mit Gesichtchen, wie man die Heiligenbilder zu malen pflegt. Im Hause zur Katze waren fünf lange Tafeln, mit den auserlesensten Weinen und Speisen besetzt, zugerichtet. Kein Platz blieb leer, denn keiner der Geladenen hatte sich zu kommen geweigert. Oben saß der Kaiser und neben ihm, zu beiden Seiten, die Fürsten des Reichstages. Ich stand, als erster Diener, neben meinem Herrn, um jeden seiner Winke zu beobachten. Die Kerzen brannten im Saale und flimmerten herrlich in dem Gold- und Silberschmucke der Frauen und Jungfrauen, und doch machte all diese Pracht und Herrlichkeit nur sehr wenig Eindruck auf

mich. Mein Blick war blos auf einen Gegenstand gerichtet, der schon diesen Mittag auf dem Damme unter der Menge der Hin- und Herwogenden an mir vorübergegangen, aber meinem verfolgenden Blicke plötzlich wieder entschwunden war. Es war eine Jungfrau, deren Anzug weder von Gold noch von Silber glänzte; nur ein Kränzchen von weißen Rosen schlang sich um ihr blondes Haupthaar. Je länger ich sie betrachtete, um so bekannter erschienen mir ihre Züge; sie hatte die Augen verschämt niedergeschlagen; nur ein Mal blickte sie auf — ihr Blick begegnete dem meinigen — es war dasselbe Auge, das mir einst so liebevoll entgegengestrahlt hatte. Es ruhete einige Augenblicke auf einem bekannten Gegenstande — der Blick war noch der gleiche, liebevolle, wie sonst, aber es war darin zugleich der Ausdruck der innigsten Wehmuth und des Schmerzens ausgedrückt.

„Den Becher gefüllt," hatte der Kaiser schon zweimal gerufen, ohne daß ich es gehört hatte; erst als er den Befehl zum dritten Male wiederholte, verließ ich die Stelle, um zu gehorchen. Ich reichte dem Kaiser den vollen Becher, meine Hand zitterte, so daß der köstliche Burgunder beinahe überfloß; er trank in vollen Zügen und stand dann auf von seinem Platze. Das war das Zeichen, daß der Tanz beginnen sollte. Pauken, Trompeten und Cymbeln erschallten und jeder der Herren suchte sich eine Tänzerin. Der Kaiser eröffnete den Reihen: wie im Ritterspiele, so war er auch im Tanze einer der Gewandtesten seiner Zeit. Mit ritterlicher Höflichkeit bot er seiner

Nachbarin, der Tochter des Bürgermeisters Christoph Schultheß, die Hand, freundlich verneigte sich diese gegen den Kaiser und bald sah man das gewandte Paar, dem noch viele andere folgten, durch die weiten Räume des Saales schweben. Auch Sie, der ich allein meine ganze Aufmerksamkeit zugewandt hatte, war unter den Tanzenden; ein junger Patrizier schwang sie im Wirbel. Der erste Reihen war vorüber, die Paare setzten sich wieder, um auszuruhen und stolz blickte Margarethe Schultheß auf ihre Umgebung, als der Kaiser sie an ihren Platz zurückführte. Während er sich aber freundlich gegen seine Tänzerin verneigte, sah er sich schon wieder nach einer zweiten um; — ich bemerkte deutlich, wie sein Blick auf den Gegenstand fiel, den auch ich allein sah unter den vielen herrlichen Frauen und Fräulein. Er ließ sie nicht mehr aus den Augen, und als zum zweiten Male das Zeichen zum Tanze erklang, war sie es, mit der er den Reigen eröffnete. Und das war nicht das letzte Mal, daß der Kaiser mit ihr tanzte: noch oft sahe ich diesen Abend beide sich im schwebenden Wirbel drehen.

5.

Mitternacht war schon vorüber; die Scheibe des Mondes, die bisher mit ihrem goldenen Glanze in den Saal gestrahlt hatte, wurde allmählich bleicher, eine Kühle strich durch die hochgewölbten Bogen und man fühlte wohl, daß man stark im ersten Viertel des neuen Tages stand. Die Reihen der Tanzenden

wurden nach und nach lichter. Da und dort murmelte ein alter Patrizier ein Wörtchen an sein jugendliches Töchterlein hin — es war von Aufbruch die Rede — und die holden Kinder fügten sich willig in das ernste Gebot; denn wohl hatte man von der neunten Stunde des Abends bis früh Morgens zum Hahnenschrei der Wonne des Tanzes genug genossen, auch galt damals ein einziger Wink, ein einziges Wort der Eltern mehr, als jetzt langes Reden und Mahnen; denn das war noch die gute alte und sittsame Zeit. Ein Paar nach dem andern schlich sich, in dichte Mäntel gehüllt, aus dem Saale; mein Herr und Kaiser aber blieb sammt dem zwanzigjährigen Herzog Ulrich von Württemberg noch zurück. Sie hatten sich zum Gespräche in einem Nebengemache niedergesetzt; des Tanzens war nimmer viel, da die Tänzerinnen sich nach und nach alle weggestohlen hatten. Beider Unterhaltung nahm einen traulichen Ton an und wurde immer lebhafter, denn der Kaiser liebte solche Männer, dergleichen der Herzog war, ob er gleich an Alter um mehr als das Doppelte über diesem stand; — zudem war er ja sein nächster Vetter. Ich kam jetzt nimmer aus der Thätigkeit, denn nun waren crystallene Becher das einzige, worauf ich blicken durfte; mein Mädchen, meine einzige Augenlust an diesem Tage, war schon lange aus dem Saale verschwunden. „Den Becher gefüllt!" war immer das dritte Wort des Kaisers; bald reichte ich ihn meinem Herrn, bald dem Württemberger dar.

Das Feuer des Burgunders spiegelte sich bald

nur allzusichtbar in den glänzenden Blicken der beiden Herren ab, es strömte aus in heitern und zuletzt scherzhaften Worten, die mit dem sonst ernsten und sittsamen Wesen des Kaisers, das er als Wittwer schon mehrere Jahre hindurch beobachtet hatte, so schwer vereinbar schienen. „Es lebe, was uns lieb ist!“ rief der Kaiser, und brachte den Becher dem Herzoge entgegen. „Es kommt darauf an, was mein gnädiger Herr und lieber Vetter meint,“ erwiederte Ulrich, und faßte den Becher zum Anstoßen. „Was anders, als dein Bräutlein, meine liebe Base Sabina von Baiern.“ Da blickte der Herzog zum ersten Male ernst, wie ich ihn bis daher noch nie gesehen hatte: — „sie lebe,“ rief er, aber das Wort ging nicht frisch von der Leber, er stieß an mit dem Kaiser, der Stoß ließ einen seltsamen Ton nach sich und das herrliche Kelchglas war bis auf den Boden zersprungen. „Was du doch für ein hitziger Mensch bist, Vetter,“ sagte der Kaiser, und betrachtete nachdenkend den zersprungenen Becher. „So will man's,“ entgegnete der Herzog, „man hält nichts auf einen Bräutigam, bei dem sich nicht überall das Feuer und die Kraft kund gibt.“ „Nun, so mach' einmal, daß wir dich als Ehemann begrüßen können; 's wär, denk ich, hohe Zeit, daß du endlich Hochzeit machtest.“ „Seit anno neun und neunzig Bräutigam ist freilich eine lange Zeit, und wohl schlimmer, als zehn Jahre Wittwer, denn als Bräutigam hat man das Joch noch vor sich, als Wittwer hinter sich.“ Lachend sprach der Herzog dieses Wort, denn er hatte

wahrgenommen, wie der Kaiser über dem Zerspringen des Glases auf einmal in eine ernste Stimmung zu verfallen schien, darum suchte er seinen bedeutungsvoll ausgesprochenen Worten eine scherzhafte Deutung zu geben, indem er auf den langen Wittwerstand des Kaisers hinwies.

Die ernste Stimmung meines Gebieters war im geselligen Kreise niemals von langer Dauer, und so gelang es dem jungen Herzoge auch dießmal bald, den Ernst von des Kaisers Stirne zu scheuchen und die trüben Ahnungen zu entfernen, die in seinem Innern aufstiegen und leider nur zu sehr in Erfüllung gingen, als vier Jahre später der Herzog das Bündniß mit Sabina von Baiern schloß, das er gerne auf immer vertagt hätte. „Wißt Ihr auch," sagte der Herzog im Verlaufe des Gespräches unter Anderem mit lachendem Munde zum Kaiser, „was Euer Stammherr, der erlauchte Rudolph that, als er noch in späten Jahren des Wittwerstandes müde geworden war? er heirathete das blutjunge Fräulein Agnes; weiß der Himmel ob sich der alte Herr besser dabei befunden als vorher, denn nicht umsonst sagt der alte Chroniker Ottokar von Horneck von ihm: „er sei der verborgenen Minne Dieb gewesen." Der Herzog hatte hier eine schwache Seite des Kaisers berührt, doch das that ihm nicht wehe, wenn es im traulichen Gespräche und von Solchen geschah, die er so wohl leiden mochte, wie seinen lieben und getreuen Vetter, den Herzog Ulrich. „Was willst du damit sagen, Vetter?" lächelte der Kaiser, „willst du mir

ſagen, daß Rudolphs Blut auch in meinen Adern rolle?“ „Nun,“ entgegnete Ulrich, „die Habsburger waren von jeher Eines Sinnes, und der Apfel fällt nie weit vom Stamme.“ „Kannſt Recht haben,“ rief der Kaiſer. „Es lebe, wer gut Habsburgiſch iſt!“ war des Herzogs Antwort; — da hob der Kaiſer einen friſch gefüllten Pokal in die Höhe und „es lebe, was uns lieb iſt!“ ertönte aus beider Munde. Die Herren tranken und ihre Stirnen rötheten ſich immer mehr, der Gegenſtand ihres Geſpräches wurde ſtets deutlicher; wie zwei Jünglinge überließen ſie ſich ganz ihrer Laune und am Ende hätte man glauben können, Beide gingen auf Freiersfüßen. „Vetter,“ ſprach der Kaiſer, indem er mit der Hand über ſeine glühende Stirne fuhr, „willſt du nicht einen Gang mit mir machen, daß wir uns abkühlen?“ „Mit Willen,“ entgegnete der Herzog. Die beiden Herrn hüllten ſich hierauf dicht in ihre Mäntel; ich mußte ihnen folgen. Wir wandelten durch die Hallen des Zunfthauſes, wo Alles noch im tiefſten Schlafe lag; ſchauerlich blickte der Dom in der Dämmerung uns entgegen, wir durchſchnitten den Platz und kamen gerade durch die Straße, welche über die Rheinbrücke nach Petershauſen führt, an ein großes Herrenhaus aus uralter Zeit, vor welchem wir ſtille hielten. „Iſt dieß das Haus des Patriziers Hans von Guldmaſt?“ fragte der Kaiſer leiſe, indem er ſich zu dem Herzoge wandte. „Kein andres kann es der Beſchreibung nach ſeyn,“ entgegnete dieſer; „ſo viel ich

in der Dämmerung unterscheiden kann, besteht es aus drei Flügeln, die einen Hof umschließen."

„Nun ja, so hat sie es mir mit eigenen Worten bezeichnet," setzte der Kaiser hinzu, und wandte sich zu mir: „Wir sind zur Stätte, fang' an, mein lieber Hans, spiel' und singe du an meiner Statt, ich bin dessen nimmer Meister, wie in frühern Jahren; spiel' ein feines Liedlein, so ein Liedlein an's Liebchen." Ich stimmte die Laute, aber es war mir wunderbar dabei ums Herz, lieber hätte ich es gelassen, aber ich mußte dem Befehle meines Gebieters gehorchen. Meine Stimme bebte, — es war das erste Mal, daß ich in solcher Stunde und an solchem Orte sang: oft wollte der kühle Morgenwind meine Stimme zurückdrängen, wie wenn mein Gesang ein unheilbringender wäre. Indessen ermannte ich mich doch und begann die erste Strophe:

„Leise, Lautenton,
Denn sie schlummert schon.
Sanft nur schwebe vor
Ihrem Ohr;
Daß sie wähne
Liebliche Töne
Von himmlischen Chören
Im Traume zu hören."

Kaum hatte ich die Strophe geendet, so vernahmen wir ein Geräusch im obern Stockwerke. Ein Fenster öffnete sich und im schwachen Dämmerlichte wurde eine Frauengestalt sichtbar, die sich durch das Fenster herausbog. Ein weißes Tuch wehte in ihrer

Hand, dann trat sie wieder zurück und das Fenster schloß sich hinter ihr. Eine kleine Pause verging dazwischen, — jetzt klirrte das kleine Pförtchen neben dem Hofthore und wurde zur Hälfte geöffnet. Flugs stand der Kaiser am Pförtchen: „haltet gute Wache!“ rief er uns zu, und verschwand hinter demselben. Eine zarte Mädchenstimme, das hörte ich noch, bewillkommte den Eintretenden, und es war mir, als ob ich sonst schon eine ähnliche Stimme gehört hätte.

Den gezückten Stahl in der Hand, stellte sich der Herzog als getreuer Wächter an die Pforte, ich stand ihm gegenüber und die Laute lehnte zu meinen Füßen. Nach und nach verschwanden die Sterne am Himmel, immer deutlicher stellte sich des Domes Riesengestalt unsern Augen dar und in den benachbarten Häusern fing es schon allgemein an, sich zu regen. „Was meinst du, guter Spielmann,“ begann der Herzog, ich dächte, es wäre Zeit, daß wir unserem Minnedieb das Tageslied sängen; es ist kein Wächter oben im Hause, der dieß Amt übernähme, laß du deine Laute noch einmal ertönen und sing ihm eins. Hast du ihn hineingesungen zur seligen Stunde, so sing ihn nun auch wieder heraus; es ist jeden Falles besser, man findet unsern gnädigen Herrn hier unter uns, als dort oben im Kämmerlein. Ich that einige Griffe in die Saiten, aber das Singen wollte nimmer von Statten gehen. Nicht lange stand es an, so erschien der Kaiser — meine Lautenklänge hatten ihren Zweck nicht verfehlt — er hatte sie wirklich für eine Mahnung zum Aufbruche

gehalten. „Nichts für ungut," scherzte der Herzog, „daß wir sobald das Wächterlied sangen; bis wir in unserer Herberge sind, kann uns nachsehen wer da will." Die Herren hüllten sich tiefer in ihre Mäntel, drückten das Baret ins Gesicht, und als wir in der Pfalz ankamen, war die Sonne schon dem See entstiegen und beleuchtete die Ufer mit ihrer Strahlenpracht.

6.

Bald nach diesem nächtlichen Abenteuer verließ der Kaiser Constanz und begab sich über Augsburg nach seinem Lieblingsaufenthalte Innsbruck. Doch verweilte er dießmal nur kurz daselbst, denn bald wurde er nach den Niederlanden berufen und, als die Sachen dort wieder in Ordnung waren, rüstete er sich zu dem Römerzuge, der schon in Constanz einen Hauptgegenstand der Besprechungen gebildet hatte. Während dieser ganzen Zeit war ich immer um den Kaiser, aber seit jenem Aufenthalte in Constanz — ich gestehe es — hatte meine Anhänglichkeit an ihn mit jedem Tage abgenommen; sonst war es meine größte Lust gewesen, in seiner Nähe weilen zu dürfen, jetzt war es mir unheimlich bei ihm geworden; ich sah von nun an in ihm blos den Mann, der das größte Unrecht gegen mich im Leben begangen hatte. Sonst konnte ich ihm so vertrauensvoll in das Auge blicken, seit jenem Tage scheute mein Blick oft an dem seinigen, wenn dieser auch noch so mild und huldvoll auf mir ruhte. Diese Aenderung machte immer mehr

den Wunsch in mir rege, mich auf irgend eine schick-liche Weise aus seinem Dienste zu ziehen und nach Mergentheim zu meinen Eltern zurückzukehren, von denen ich seit acht Jahren nur gelegentlich durch Diesen oder Jenen Nachricht erhalten hatte, daß sie noch am Leben wären und sich sehnten, mich vor ihrem Tode noch einmal zu sehen. Lange wollte sich keine schick-liche Veranlassung finden, dem Kaiser die Sache vorzutragen, bis dieser einmal selbst meinem Wunsche zuvorkam.

Zu Anfange des Jahres 1508 begleitete ich ihn nach Trient. Dort wurde er, so hatte es der Pabst eingeleitet, von den päbstlichen Legaten in der Dom-kirche mit allen Ceremonien und Feierlichkeiten, wie solches in Rom selbst zu geschehen pflegte, zum Römischen Kaiser gekrönt und gleich darauf durch die Reichsherolde in allen Straßen der Stadt unter dem Schmettern der Trompeten als Römischer Kaiser ausgerufen. Einige Tage nach der Krönung, als der Jubel des Festes bereits vorüber war, wendete sich der Kaiser eines Morgens, als ich in sein Gemach trat und ihm das silberne Handbecken reichte, zu mir mit den Worten: „Nun, mein Lieber, wäre erfüllt, wovon wir schon so lange geredet, und mein Ehrentag ist vorüber. Aber jetzt kommen andere Zeiten; es geht gegen die Venetianer, das kann ein langwieriger Strauß werden, dahin wirst du mir wohl nicht folgen wollen?“ „Ich theile das Schwere mit Euch, mein erlauchter Gebieter, wie das Er-freuliche,“ war meine Antwort. „Man theilt gerne

Leid und Freud',“ — fuhr der Kaiser fort, — „mit denen, die man mit inniger Liebe, mit ganzem Vertrauen umfaßt, aber...“ (ich wußte, was er sagen wollte, ich fühlte, daß er schon längst die Veränderung meines Wesens bemerkt hatte, ich wollte eine Antwort hervorsuchen, aber die Rede wollte nicht von Statten.) „Laß es gut seyn,“ unterbrach der Kaiser selbst mein Stillschweigen, „du hast alte Eltern, die dir näher stehen, als ich, was soll ich ihnen den Trost ihrer letzten Tage nehmen? Wir müssen uns trennen, das habe ich schon lange bei mir beschlossen, nur meinen letzten Ehrentag solltest du nach meinem Wunsche noch bei mir erleben. Morgen gehe ich nach Innsbruck zurück und dann ins Reich nach Ulm, um von dem Schwäbischen Bunde für meinen Venediger Zug noch mehrere Hülfe zu werben, — bis dahin bleibe noch bei mir, und dann führt dich ein kurzer Weg zu den Deinigen zurück. Aber Eines,“ setzte er bedeutungsvoll hinzu, „thue mir noch zu Liebe; ein Auftrag, den ich nur dir allein vertrauen kann, gehe durch deine Hand nach Constanz.“ „Was ich für Euch thun kann, mein erlauchter Herr und Kaiser, soll geschehen, und wenn ich mit meinem Blute Euch dienen könnte,“ war meine Antwort. Seitdem wurde von der Sache vorerst nicht mehr gesprochen.

Wir zogen zurück nach Innsbruck und setzten nach kurzem Aufenthalte daselbst die Reise gen Ulm fort. Als wir in das Lechthal gekommen waren, wo das Städtchen Füßen liegt, trat ich zu dem

Kaiſer und ſprach: „Erlauchter Herr und Gebieter, wir ſind zur Stelle, wo die Wege nach Ulm und dem Bodenſee ſich ſcheiden; wenn Ihr mir erlaubet, ſo verlaſſe ich Euch hier und entledige mich des Auftrages, den Ihr mir zu ertheilen geruhen wollt; ich will lieber Eure Angelegenheiten beſorgen, ehe ich mich nach Mergentheim in meine Ruhe zu den Meinigen begebe.“ Der Kaiſer war mit meinem Wunſche einverſtanden und händigte mir zwei Päckchen ein; „das eine,“ ſprach er, „iſt für dich, daß du dabei meiner auch in Zukunft gedenkeſt,“ das andere war überſchrieben an die Wittwe des Patriziers Hans von Guldmaſt in Conſtanz. Dankend, und mit dem Verſprechen, Alles richtig zu beſorgen, verließ ich meinen bisherigen Herrn; jetzt erſt fühlte ich, wie innig das Band war, das mich ſeit beinahe neun Jahren an ihn geknüpft hatte; wir armen und kurzſichtigen Menſchen lernen ja oft erſt in der Stunde der Trennung den Werth Derer ſchätzen, deren Nähe wir nun mit Einem Male für immer miſſen ſollen.

Nach zwei kleinen Tagereiſen, die mich meiſtens über hohe Berge führten, ſtand ich zu Lindau am Ufer des Bodenſees. Sonſt war es mir ein frohes, wohlthuendes Gefühl, wenn ich hinblickte über die blaue Fläche des Schwäbiſchen Meeres; — ich weiß ſelbſt nicht, warum es dießmal anders war. Mit düſtern Ahnungen beſtieg ich das Laſtſchiff, das eben nach Conſtanz zu ſteuern im Begriffe war; ſtumm und für keine Freude empfänglich fuhr ich durch die ſpiegelglatte Fläche; mit ſchwerem Herzen betrat ich

am Donner bes als unbeleuchteten Raben. Aber werden nun der Reife entfernten Körper einige Male so genähert, was wird aber Wunder, wenn sich endlich viel möglich meinen Aufgaben zu entdecken. Schon jetzt ging in über den Mond und sah sich nach dem Punkte des Zwischen Sonne und Mondkugel hinab, welche man nach den Mondgesetzen und deutlich auf diese Linie fallen sollte, an dem weniger die Lücke und Mondschatten klärt. Es war noch ziemlich weit von dem Punkte, in dem die genaue auf den Mond meinen Sinn und Kreise ein Schatten gedacht hatte.

Ich war durch die Phasen, daß die Körper bisweilen, die Monden bisweilen, die Sonne, die Cometen war es genug. Die Nahen ich mich einer Linie und dieses innerhalb des Monden einen Raum dichter. Ob dicht? wie erklärt man sich die Linie öffnen. Bei einem Stern sah, sich mit abgedicht gleich einem Mittelpunkt, an welchem Linien — ab erkannte in den Lage der Trennlinie, bei Mittelpunkt meinen ersten Stich, sich eine bildende Reife, jetzt gerichtet und abgerichtet.

Nahen die Lag ein Grenze Kind von einander wurden. Als ich gekommt sich ich an der Linie öffnen; ich wenige nicht, ob ich meinen eigenen Augen trauen sollte. Die Mittelpunkte dieses kleinen Kreises waren Augenmerk meine gerichtet, nun bedarf sie ihre Lage. Ich sah auf den Mond hin Kinder, welches mir meine Aufmerksamkeit und Lage zu dem Kinder, aber bei war das natürliche Kinder. Ohne Zweifel

Mutter, die dem sie lauter gut, viel weiß selbst kommen und mit mir einen Besuch, ist aber nicht alles ja ihr Kranken sein, Mutter weiß sich lange für sie, sie ist so weiß und ihre Augen bleiben schon weiß, ging man auf mich zu mit meiner Mutter, sie ist so weiß und ihre Augen bleiben so weiß, ging man auf mich zu mit meiner Mutter, selbst Gefühlen. „Ängstlich, Zweifelhaft, Furcht der Mutter, ja ist sie weiß, ja ist sie weiß, selbst ängstlich und ihre Zweifel ist die Krankheit schlimm machen. Ja ist sie weiß, ja ist sie weiß, schlimm ist sie Krankheit sie gewesen." Ja, weiß weiß, hätte ich sie ja ist sie weiß, ja ist sie weiß, ja ist sie, wenn sie weiß, ja ist sie, wenn sie weiß, ja ist sie weiß, ja ist sie weiß, ja ist

da sie seiner nicht mehr gedenken kann.“ Mit Thränen im Auge sprach sie dieses Wort — sie hatte inzwischen das Päckchen geöffnet und zog eine blanke goldene Kette von hohem Werthe heraus. Dann trat sie zu der Kranken hin, hielt ihr die Kette vor und sagte ihr dabei laut in das Ohr: „sieh' da, Marie, dieß von Maximilian.“ Hastig faßte Marie die Kette und bedeckte sie mit ihren Küssen, aber im gleichen Augenblicke warf sie dieselbe wieder von sich und auf das Kind hin, das immer noch wimmerte. Ich hatte bemerkt, daß bekannte Namen einen Eindruck auf sie machten, darum trat ich näher, ergriff ihre Hand und sprach freundlich: „weißt du noch, liebe Marie, von dem Lautenhans aus Schwabenland, der einst auf dem Pflanzberge so glücklich mit dir war?“ Diese Worte schienen Eindruck auf sie zu machen, sie legte die Hand an die Stirne, als wollte sie sich auf etwas besinnen, ihr bisher stierer Blick wurde wehmüthig milde, aber — statt einer Antwort, griff sie nach der Kette, warf sie auf den Boden und trat mit Füßen darauf — dann folgte wieder ein gräßliches Lachen. Nur mit Mühe konnte man ihr die Kette nehmen, die sie vernichten wollte. „Den Namen,“ sagte die Matrone, „den Ihr da eben aussprachet, habe ich oft von ihr nennen hören, ehe sie in diesen Wahnsinn verfiel; ach! Ihr werdet Nichts ausrichten können, bester Fremdling; Gott allein kann hier das Beste thun und ihre und meine Noth ansehen — freilich, das arme, verlassene Kind, wer wird sich seiner annehmen?“ Ich konnte weiter

nichts mehr sprechen, sondern faßte nur noch einmal liebevoll die Hand der Kranken, verabschiedete mich von der Matrone und versprach bald wieder zu kommen.

Zur Stunde miethete ich eine Wohnung, nicht weit von dem Hause des Hans von Guldmast. Die Sorge für die Kranke war mir jetzt für den Augenblick wichtiger geworden als die Rückkehr zu meinen Eltern. Manche Stunde des Tages brachte ich in Mariens Nähe zu, aber ich machte auch die schmerzliche Wahrnehmung, daß meine theure Pflegbefohlene mit jedem Tage an Kräften abnehme. Bald konnte sie gar nicht mehr außerhalb des Bettes seyn, ihre Füße trugen sie kaum mehr. Eines Abends spät — es war in der dritten Woche, seitdem ich mich in Constanz aufhielt — holte man mich zu der Kranken. Als ich eintrat, saß sie aufrecht in ihrem Bette, was ich in den letzten Tagen nie gesehen hatte; als ich ihr nahete, streckte sie mir die Hände entgegen. „Mein Lieber," rief sie mit einer Stimme, die klang wie in seligen Zeiten, „du bist lange ferne gewesen." Sie zog mich zu sich hin, schlang ihren Arm um mich, und strommweis liefen die Thränen über ihre Wangen. Ich vergaß in diesem Augenblicke Alles, was bisher geschehen war und uns einander fremd gegenüber gestellt hatte; es war mir, als ob ich nur kurze Zeit von ihr getrennt gewesen wäre, und nun, nach erfolgtem Wiedersehen, mich wieder desto seliger in ihrer Nähe fühlte.

Seit diesem Tage war es wieder leichter in der Seele der Kranken geworden; ich konnte mich aber nicht darüber freuen, vielmehr ergriff mich eine trübe

Ahnung; denn ich hatte öfter gehört, daß Irrsinnige, kurz ehe sie ihrer Auflösung entgegen gehen, wieder in den Besitz ihrer Verstandeskräfte zu kommen pflegen. So verflossen mehrere Stunden, auch die Erinnerung an frühere Zeiten kehrte bei Marien wieder und nicht das Geringste blieb zurück. Sie sprach von der glücklichen Zeit unsers Zusammenlebens, aber auch von der schweren, da ich von ihr getrennt war; der Gedanke, daß ich sie bei meiner zweiten Anwesenheit in Constanz nicht hätte aufsuchen wollen, weil ich ihrer vergessen; — dieser Gedanke, noch bestärkt dadurch, daß ich sie bei jenem Abendtanze unbeachtet gelassen hatte, war Veranlassung bei ihr geworden, mich gewaltsam aus ihrem Gedächtnisse zu schlagen, und das Opfer einer, durch die Auszeichnung, womit ihr der Kaiser entgegenkam, ungewöhnlich erregten Eitelkeit zu werden. Ach! wie schmerzlich war für mich dieses Bekenntniß ihrer Schwachheit, denn auch ich hatte, obgleich unwissend, einen Theil der Schuld an ihrer Sünde getragen. Diese letzte Unterredung wirkte indessen auf die ohnehin schon so Entkräftete äußerst nachtheilig, sie beugte sich zurück auf ihr Kissen und schien einschlummern zu wollen. Eine ziemliche Zeit war Ruhe und Stille über ihr ganzes Wesen verbreitet, jetzt erwachte sie auf einmal wie aus einem süßen Schlummer; ihr Gesicht war freudig und verklärt, wie bei Solchen, die einen angenehmen Traum gehabt hatten, sie schlang wieder ihren Arm um mich und „willst du mir verzeihen," fragte sie mit halblauter Stimme, „daß ich ausgesöhnt mit

der ganzen Welt und freudig dem Richterstuhle Gottes nahen kann?" „Ich habe dir verziehen, Geliebte, seit der Stunde, da ich mich an deinem Krankenlager niederließ, um deiner zu pflegen." „So nimm dich auch jetzt des verlaßenen Kindleins an; es trägt keine Schuld an meiner Sünde," — sie deutete dabei mit schmerzlichem Blicke auf das Kleine, das freundlich lächelte in der Sterbestunde seiner Mutter — „o, gelobe..." die Worte, die sie jetzt sprechen wollte, erstarben in ihrem Munde; sie faßte meine Rechte und drückte sie krampfhaft, dann beugte sie sich zurück auf das Kissen, ihr brechendes Auge war auf mich gerichtet, sie verschied in meinen Armen. Das war das Ende deiner Mutter, liebe Marie.

7.

Ich hatte der Sterbenden den verlangten Schwur nicht mehr leisten können, aber zum Beweise, daß er mir nicht minder heilig war, als wenn ich ihn wirklich ausgesprochen hätte, hielt ich die schon erkaltete Hand noch einige Zeit fest in der meinigen.

Noch ruhte deine Mutter nicht zwei Tage im Grabe, so brachte ich dich schon aus dem Hause, worin du das Licht der Welt erblickt hattest, weg und nahm dich mit mir über den See. Zu Ueberlingen, das ich vor Jahren als ein junger Faut zum ersten Male gesehen hatte, kaufte ich eine Laute; diese hing ich an meine Seite, dich aber, mein bestes Gut, das ich Niemanden Anderem anvertrauen wollte, trug ich in einem Korbe auf dem Rücken. So zog

ich mit meiner süßen Bürde durch den tiefen Schnee herkam; wenn sie meinetwegen mich wimmerte, sich mit mich in Schmerz und Kummer wälzte, weinte ein Bächen und Ströme sich mir in mir ein Herz mit den Klagelieder. Manche Gefahr, manche Mühe hatte ich zu überstehen, bis ich mit meinen guten Pflegling in ihrer Heimath ankam. Doch glaube ich endlich mit Gottes Hilfe wohlbehalten in das Landesthal und in meine liebe Vaterstadt Klagenfurt, die mir gerade die Zeit der Messe hatte, sich in die Wohnstube bei meinem lieben Pflegekinde um Obdlinge Thee einlud. Mein Vater saß, wie gewöhnlich an seiner Stunde, in seiner Wohnstube, die Mutter hatte eben heute die Schule geleitet und kam bei Hausthüre, als ich mit Lilian mit Hause gekommen war. Die hatte noch nicht gesehen, als ich in die mir meiner Herkunft ähnlichen Gestalt meinen in die Umarmung meiner Eltern eile. Verwundert erhob sich meine Eltern von seinem Sitze, wenig glaubend, daß ihn wahrend der langen Zeit krank gewachsen, aber bald erkannte er mich an der Stimme, denn eben eine Lilian hatte ich mich an die meine Mutter. Große Zärtlichkeit und unbeschreibliche Freude meine Mutter an, und ausrufte sie, als ich die Geschichten sahen, daß ich meinen Jahren meiner Gesellschaft war ein Wohlthäter Gottes und mir gewesen, daß ich mich gewiß in meiner Seele wenig bis seligsten Belohnung, bis ich auf meinen Mutter sing, „Gott" sagte ich endlich zu meiner Mutter, nachdem ich lange genug ihrer Herzlichkeit überflossen hatte, „hier bringe ich Euch

Etwas zum Gruße und zum Zeitvertreibe in euren alten Tagen.“ Mit dieſen Worten ſchnallte ich den Korb vom Rücken und reichte meiner Mutter die kleine Marie. Sie war zwar, nach meiner eigenen Kindheit, der Pflege und Erziehung von Kindern ganz ungewohnt geworden; doch nahm ſie dich Verlaſſene auf ihre Arme und wartete dein wie ihres eigenen Kindes. Sie hat Viel an dir gethan, und wenn dir das Andenken deiner leiblichen Mutter im Segen bleibt, ſo gedenke neben ihr auch dieſer deiner treuen Pflegerin ſtets mit Dankbarkeit.

Nur wenige Jahre noch nach ſo langer Trennung war mir an der Seite meiner Eltern zu leben vergönnt; bald folgten ſie einander, in nur kurzen Zwiſchenräumen, im Tode nach, zu frühe für uns Beide und weinend gingen wir hinter ihren Särgen her. Wie ich da, an ihrem Grabe ſtehend, mich ſo einſam und verlaſſen in dieſer Welt fühlte, hielt ich dich auf meinen Armen und du lächelteſt mir in kindlicher Unſchuld entgegen, wie bei der Leiche deiner eigenen Mutter. Da war ich nicht mehr verlaſſen, denn ein liebes Töchterlein wuchs mir heran in meinem Pflegekinde.

Dieß, liebe Marie, iſt die Geſchichte deiner erſten Lebensjahre, dieß der Schlüſſel zu dem Geheimniſſe, welches dir bisher das Verhältniß umhüllte, das uns beide faſt zwei Jahrzehnte hindurch ſo innig beglückt hat. Jetzt, da dein ferneres Schickſal dich von meiner Seite ruft, gewähre mir wenigſtens noch die Eine Bitte und bewahre in deinem Herzen ein liebendes Andenken an den Lautenhans.“

II.

Der schwarze Brunnen.

Tiroler Sagen.
Gesammelt, bearbeitet und herausgegeben von Ignaz Vinzenz Zingerle.
Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.
Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. 1891.

1.

In einem einsamen Thale bei Mühlwald, hochgelegenen Dorfe, welches die Leute Klein Mühlwalden oder das Innerthurn-Thal nennen, lag schon vor vielen Jahren ein Bauernhof, der Lehenhof genannt, welcher dem Lehenbauer gehörte. Dieser hatte eine Tochter, die als einzige Erbin dereinst Hof und Gut bekommen sollte. Diese Tochter hieß Magdalena, aber sie wurde von Jedermann nur Lenerl genannt. Sie war ein schönes, frisches Mädchen, und sie war auch ein gutes, braves Kind. Sie half den armen Leuten gerne, und sie war auch eine fleißige Arbeiterin. Darum hatten sie Alle lieb, und Jeder wünschte ihr alles Gute.

Nun war aber auch ein Bursche da, der hieß Hans Lechner, und er war ein Knecht auf dem Lehenhofe. Dieser Hans Lechner war ein recht schöner, starker Bursche, und er war auch ein guter Arbeiter. Er hatte sich schon seit Jahren in das Lenerl verliebt, und er hatte es auch gerne. Aber er war arm, und er hatte nichts, als seine Hände, mit denen er arbeiten konnte. Darum wagte er es nicht, um das Lenerl zu werben, denn er wußte, daß der Lehenbauer nur einen reichen Schwiegersohn haben wollte.

so allerlei Geschichten, unter denen nachstehende wohl eine der ältesten und merkwürdigsten ist, die von dem unheimlichen Brunnen erzählt werden, den Volksglauben immer wieder auf eine übernatürliche Erklärung dieser Visionen hingewiesen hätten.

Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts lebte in der schwäbischen Reichsstadt Ulm ein junger Kaufmann Namens Richard, der von seinen Eltern ein sehr beträchtliches Vermögen ererbt hatte. Jene Zeit war eine trübselige und klägliche Zeit für das ganze deutsche Reich, denn es wüthete damals der grausame Religionskrieg und dadurch war aller Handel und Wandel völlig ins Stocken gerathen. Richard begab sich daher nach Italien, in die herrliche Wasserstadt Venedig, deren Bewohner nach allen Theilen der Erde hin Verkehr trieben und dadurch unermeßliche Reichthümer erworben hatten. Allein mit dem Reichthume waren dort auch Wohlleben, Pracht und Ueppigkeit herrschend geworden, so daß es die beste Gelegenheit gab, mitten unter den Goldhaufen in die größeste Armuth zu gerathen. Auch Richard lebte hier herrlich und in Freuden, er dachte nicht an Beschäftigung und Erwerb, sondern nur daran, wie er alle seine Lüste und Begierden am leichtesten befriedigen könnte. Nichts war ihm für sein Vergnügen zu theuer oder zu kostbar, und in den Gasthäusern, wo sich die reichen Taugenichtse der Stadt allabendlich versammelten, fehlte er niemals. Da wurde denn bis zum Anbruche der Morgenröthe gezecht, geschlemmt, gespielt, gelärmt und sonst noch allerlei

nichtswürdiges Zeug getrieben; fünfzig Dukaten und mehr waren oft in Zeit von wenigen Stunden vergeudet. Richard sahe nun zwar wohl, wie Mehrere in der Gesellschaft all ihr Geld zusetzten und nachher, wann sie dasselbe verloren hatten, von keinem Einzigen ihrer Trink- und Spielgesellen mehr geachtet wurden: dennoch aber wurde er dadurch nicht klug gemacht und so konnte es nicht fehlen, daß in kurzer Zeit sein Geld und mit dem Geld der gute Humor und die Lust am Vergnügen auf die Neige gingen.

Unter Richards Gesellschaftern befand sich auch ein Spanier, ein gar sonderbarer Mann, der nie mit dem großen Haufen lärmte, sondern fast immer stumm und verschlossen war, und auf seinem finstern, hagern Gesichte hatte sich eine Unruhe ganz seltener Art abgedrückt. Dennoch wurde er von der wild jubelnden Bande stets gerne gesehen, denn er sparte kein Geld und hielt die Schwärmbrüder oft Wochen lange bei allen ihren Ausschweifungen frei. Eines Abends, als Richard besonders niedergeschlagen aussah, weil sein lustiges und herrliches Leben bald zu Ende zu gehen drohte, gab ihm der Spanier einen Wink, daß er mit ihm ins Freie gehen sollte. Richard folgte; aber wie ward ihm zu Muthe, als ihn sein Kamerad hinaus in eine unheimliche Einöde vor der Stadt führte und sich dort mit ihm auf ein altes, verfallenes Gemäuer niedersetzte; er meinte nicht anders, als es sollte hier sein Leben gelten. Allein er irrte sich; der Spanier, weit entfernt, ihm etwas zu Leide zu thun, redete ihn folgendermaßen an:

„Höre, junger Geſelle, mit deinem Gelde geht es ſichtbarlich zur Neige, das läßt ſich aus deinem ganzen Weſen und Betragen ohne Mühe abnehmen; willſt du aber, ſo ſollſt du auf einmal im Stande ſeyn, in jedem Augenblicke ſo viel Gold anzuſchaffen, als du nur wünſchen magſt; ich bin im Beſitze des Mittels dazu und verkaufe es an dich um wenige Dukaten.“ „Was,“ erwiederte Richard, nicht ohne einige Zeichen von Unwillen — „Ihr könnt jeden Augenblick ſo viel Gold haben, als ihr wollt — was kann Euch denn noch am Gelde liegen, daß Ihr das Mittel dazu an mich verkaufen wollt? Und warum wollt Ihr denn deſſelben ſo gerne los ſeyn? das iſt mir zu hoch, erkläret es mir doch deutlicher.“ „Ich will dir reinen Wein einſchenken,“ ſagte der Spanier. „Vielleicht haſt du ſchon von den kleinen, furchtbaren, aber zum Glücke ſeltenen Dingern gehört, die man Galgenmännlein nennt? Es ſind dieß kleine ſchwarze Teufel mit Hörnchen auf dem Kopfe; ſie ſehen überhaupt ganz ſo aus, wie der eigentliche Teufel, und werden in Glasfläſchchen eingeſchloſſen. Beſitzt Jemand ein ſolches Weſen, ſo iſt alles Gold und alle Luſt und Freude der Welt ſeyn, ſo lange er lebt; aber ſeine Seele iſt dem Böſen verfallen, wenn der Beſitzer ſtirbt, ohne vorher das furchtbare Männchen in andere Hände gebracht zu haben. Dieß kann aber nur vermittelſt Verkaufes geſchehen, und zwar ſo, daß man immer Etwas weniger dafür nimmt, als man ſelbſt darum gegeben hat.

Das meinige koſtet mich zehn Dukaten, gib mir neun dafür, ſo gehört es dein. Ich bin wider Willen zu der gefährlichen Waare gekommen: ein betrügeriſcher Händler hat es als Naturſeltenheit an mich verkauft.“

So ein Ding, das ihm alle Freuden der Welt gewähren könnte, hätte Richard freilich ſchon lange gerne gehabt, und zweifelte nicht, er werde es ſchon wieder los werden, wenn er es genug gebraucht hätte; allein, er war in Venedig ſchon ſo oft hinter das Licht geführt worden, daß er auch dießmal einen Betrug beſorgte, was er dem Spanier unverholen geſtand. „Du armſeliger Wicht,“ fuhr dieſer ihn zornig an, „denke an die Feſte und Gelage, die ich dir und deinen Geſellen ſchon ſo oft gegeben habe, und nimm dir daraus ab, ob ich der Mann bin, der dich um lumpige neun Dukaten betrügen will.“ Richard wollte nun das Weſen gerne beſitzen, und bot fünf Dukaten dafür. „Du Narr,“ ſagte der Spanier, „gieb mir meinetwegen nur einen Dukaten oder einen Heller; genug, wenn ich's nur los werde. Ich fordere neun Dukaten blos zu deinem Beſten und zum Beſten derer, die nach dir das gefährliche Ding kaufen werden, damit nicht einer es zu frühe um die niedrigſte Münze in der Welt erhalte und dann unwiederbringlich dem Teufel anheim falle. Du weißt ja, daß es Jeder wieder um geringern Preis verkaufen muß, als er's ſelber erſtanden hat.“ Allein Richard wollte gleichwohl nur fünf Dukaten geben: der Handel wurde richtig, und er erhielt für ſein Geld ein gläſernes Fläſchlein, worin er beim Mond-

ſcheine eine ſchwarze Figur wild auf- und niederfahren ſah. Er machte ſogleich die Probe mit dem Dinge, wünſchte ſich ſein Kaufgeld doppelt zurück und hatte plötzlich zehn Dukaten in ſeiner Hand.

Heiterer als ſie weggegangen waren, kamen Beide wieder in das Gaſthaus zurück: der Eine deßhalb, weil er ein ſo herrliches Ding beſaß, der Andere aber, weil er ein ſo gefährliches Beſitzthum losgeworden war. Ihre noch zechenden Geſellen wunderten ſich höchlich, daß Beide auf einmal ſo vergnügt worden ſeien, da ſie doch kurz zuvor noch ſo trübſelig ausgeſehen hatten. Bei Richard kamen ſie bald auf den Grund ſeines Vergnügtſeins, denn er gab dem Wirthe mit vollen Händen Gold aus ſeinen Taſchen, damit dieſer noch um Mitternachtszeit ein köſtliches Mahl zurichten ließ und noch genug hätte, um alle ſeine Spießgeſellen mehrere Tage lang im herrlichſten Saus und Braus zu erhalten. Der Spanier nahm jedoch an Allem dieſen keinen Antheil mehr. Er ſagte noch in derſelben Nacht den Anweſenden ein kurzes „Lebewohl“ und ging in ein Kloſter, um dort im härenen Kleide, unter anhaltendem Gebete und mit zerfleiſchenden Geißelhieben abzubüßen, was er Böſes auf dem Gewiſſen hatte, deſſen wohl nicht wenig ſeyn mochte. Glücklich hatte ihn demnach der kleine Teufel nicht gemacht.

2.

Wie Richard, im Beſitze des goldſpendenden Galgenmännleins, es von nun an trieb, und was

für ein Sündenleben er führte, das ist wohl überflüssig näher zu beschreiben. Er verband sich mit einer liederlichen Dirne, kaufte Schlösser, Landhäuser und Güter, gab fürstliche Gelage und Bälle, und das Herrlichste und Kostbarste, was nur aufzutreiben war, war kaum hinreichend um seine thörichten Wünsche zu befriedigen. Daß er dabei recht gottvergessen, und aller Tugend und Ehrbarkeit uneingedenk ward, läßt sich leicht vorstellen.

Eines Tages saß er bei seiner Buhlerin auf einem seiner Landhäuser am Ufer eines Bächleins und trieb allerlei Scherz und Kurzweil mit ihr. Da bemerkte die Dirne, daß eine kleine Kette um seinen Hals hing; sie zog dieselbe hervor und entdeckte das Galgenmännlein in dem Fläschchen, welch letzteres an der Kette befestigt war. Das Männlein machte tausend komische Sprünge, was die Dirne belustigte; als sie aber den Unhold näher betrachtete und sah, wie gräßlich und häßlich er war, schrie sie voll Entsetzen aus: „Pfui Teufel, was ist das für eine garstige Kröte!“ und warf mit diesen Worten das Fläschchen ins Wasser. Wie erschrocken war Richard darüber! Doch, um sich nicht zu verrathen, sagte er, das Fläschchen hätte eine Naturseltenheit enthalten, die ihm sehr lieb gewesen wäre, indessen kümmere ihn der Verlust eben nicht sehr, um so weniger, da er sie wieder haben könne. Allein wir wissen besser, wie viel ihm daran gelegen war, und er bedachte bei sich, was zu thun wäre. Der Goldteufel war zwar fort, indessen besaß er ja noch sein Schloß,

ſeine Landhäuſer und Grundſtücke, und auch baares Geld hatte er noch genug in den Taſchen. Wie er nachher allein war und nach ſeinen Dukaten in die Taſche ſtechen wollte, ſiehe, da kam ihm die Flaſche mit dem Galgenmännlein wieder in die Hand, und nun begriff er erſt vollkommen, daß ohne Verkauf das kurioſe Ding nie von ihm weichen würde und war voll Jubel und Freude darüber. Ach! hätte er gewußt, wie viele Angſt und Höllenqual er noch würde ausſtehen müſſen, um dieſen böſen Geiſt los zu werden, fürwahr, er hätte nicht gejubelt und er jubelte auch ſchon da nicht mehr, als er das Männlein im Glaſe betrachtete, um zu ſehen, ob es noch das rechte wäre. Das rechte war es zwar, aber es hatte eine gar gräßliche und grimmige Geſtalt angenommen.

Wars bei Richard vorher hoch hergegangen, ſo gings jetzt freilich noch höher her und das reiche, üppige Venedig konnte oft nicht herbeiſchaffen, was er begehrte: die Wünſche des thörichten Menſchen ſind ja oft weit größer, als die ganze weite Welt.

So hatte es unſer Lüſtling eine Weile fortgetrieben, als er einmal ernſtlich erkrankte. Obwohl er das Galgenmännlein täglich um Beſſerung erſuchte, ſo erfolgte doch keine, und auch des Arztes Rath und Kunſt waren nicht im Stande, einer durch Ausſchweifungen aller Art erſchöpften und zerrütteten Natur ſo bald wieder aufzuhelfen. Richard ſelbſt hätte es durch Enthaltſamkeit und Mäßigkeit vielleicht am Beſten gekonnt, wenn er nur den ernſtlichen Willen

dazu gehabt hätte. Während er ſo krank darnieder lag, hatte er einmal des Nachts einen ſonderbaren, höchſt beängſtigenden Traum; es kam ihm nämlich vor, als ob die Arzneigläſer, die auf dem Tiſch vor ſeinem Bette ſtanden, auf einmal in Bewegung geriethen: eines derſelben tanzte und ſprang und rannte den andern klingend gegen Hals und Bauch; das war aber das mit dem Galgenmännlein. Weiter träumte ihm, wie er den böſen Geiſt anrufe und bitte, er möchte ihm doch wieder zu ſeiner Geſundheit verhelfen, und wenn er das nicht wolle oder könne, ihm doch wenigſtens die Gläſer nicht zerſchmeißen. Aber das Männlein tanzte fortwährend in der Flaſche, grinzte ihn mit hölliſcher Miene an und ſang:

„Was hilft all Stöhnen und Tönen dein,
Du biſt jetzt mein,
Und nimmermehr will ich dich laſſen;
In die ewige Pein
Kommſt du hinein,
Der Teufel läßt mit ſich nicht ſpaſſen!“
Hi, hi, hi hi, hi hi!

und damit machte ſich das Galgenmännlein lang und dünn, wie einen Faden, kroch aus dem verpichten Glaſe heraus, obwohl Richard den Pfropfen feſt zuhielt, und wurde zu einem langen, ſchwarzen Ungeheuer, mit großen Fledermausflügeln, das ſich gräßlich drehte und wand und ſchwirrte dazu mit den häßlichen Schwingen. Ja, am Ende legte der Geiſt ſeine Bruſt ſo kalt und rauh auf Richards Bruſt, umwickelte ihn mit den Flügeln und drückte ihn mit

denſelben feſt an ſich, daß der arme Bedauernswürdige nicht anders glaubte, als jetzt ſei der Augenblick gekommen, wo ihn der Böſe ſelbſt mit ſich nehmen und den Qualen der Hölle überantworten würde. Da erwachte er im kalten Todesſchweiße, es war ihm, als kröche ihm eine ſchwarze Kröte eilig von der Bruſt über den Bauch und ſchlüpfe in die Taſche ſeines Nachtkleides hinab, und als er darnach griff, bekam er die Flaſche mit dem unheimlichen Dinge in die Hände. Ach! der arme Richard hatte von nun an der böſen und ſchrecklichen Träume noch viele, vor denen ihm die Kniee Tage lang erbebten, und die Glieder erzitterten; aber er hätte wohl keine ſolchen Träume gehabt, wenn nur ſein Leben weniger gottlos geweſen wäre.

Während er ſo, Nächte lange, voll Angſt und Schrecken und von ſeinen Träumen hölliſch gepeinigt, dalag, hatte er oft ſeinen Dienern gerufen und geklingelt, aber die lagen wie im Todesſchlafe, und keiner erſchien, um nach ſeinem Herrn zu ſehen: das mochte wohl der Geiſt im Glaſe gemacht haben. Ob er aber auch machte, daß die Buhldirne, die ſonſt immer in Richards Nähe geweſen war, jetzt nicht mehr zu ihm kam, oder ob ihre eigene Niederträchtigkeit und Schändlichkeit die Urſache davon war, das wollen wir unſern Leſern zur Entſcheidung anheimſtellen. So war denn Richard in ſeiner Krankheit faſt immer allein und verlaſſen und dachte nur daran, wie er, wenn ihm Gott erſt ſeine Geſundheit wieder geſchenkt hätte, ſich des Galgenmänn-

leins entledigen könnte. Zuerſt fiel ſein Gedanke auf ſeinen Arzt, der ein gelehrter Mann und dazu ein großer Naturliebhaber war. Dieſer erbot ſich zwar, das ſeltſame Weſen zu kaufen, und dafür Etwas am Arztlohne abzurechnen, wollte aber, da er eben nicht reich war, blos drei Dukaten dafür geben. Wie gerne gab es der Kranke dafür hin, und das, was er empfangen hatte, ſchenkte er den Armen, die er früher, als er noch hunderttauſende von Dukaten verſchwendete, mit keinem Heller bedacht hatte; jetzt aber gab er das elende Sündengeld von drei Dukaten her, weil er dadurch den Klauen des Satans zu entgehen meinte.

Ehe er noch das Galgenmännlein bei dem Arzte angebracht hatte, hatte er ſich ein Paar tüchtige Beutel voll Goldſtücke unter ſein Kopfkiſſen und in ſein Bette gewünſcht; wie er aber jetzt, nachdem der Verkauf geſchehen war, nach dem Gelde ſuchte, von dem er doch wußte, wo es liegen müſſe, fand er nirgends mehr eine Spur davon. Nun hörte er von Allen im Hauſe, daß die Buhldirne ſtets in der Nähe ſeines Zimmers geweſen war; auf Befragen gab ihm jedoch die Nichtswürdige den kurzen Beſcheid, daß ſie von den Geldſäcken nichts wiſſe, und daß er ein Narr wäre, der ſich das Alles nur in der Fieberhitze eingebildet hätte.

Nun wußte er freilich ungefähr, welcher Art und Natur ſeine Herzgeſpielin war, und er fing an, ſie ſeine ganze Verachtung fühlen zu laſſen, was er nur viel früher ſchon hätte thun ſollen. Allein wie

ſollte er ſich nun helfen, da das Geld fort war und das Galgenmännlein auch? „Hm!“ dachte er bei ſich, „ich habe ja noch Schlöſſer und Güter genug, die will ich verkaufen,“ — aber auch das konnte er jetzt nicht mehr. Er hatte nämlich der Dirne in ſeinem frühern Liebeswahnſinne Blätter mit ſeiner Namensunterſchrift und ſeinem Siegel gegeben, die oben leer geblieben waren, damit das liebe, theure Herz hinſchreiben könnte, was es nur wünſchte und es ihm nie an Etwas fehlen möchte; ſein unten ſtehender Name, oder vielmehr das Galgenmännlein, bezahlte ja Alles. Wie er nun jetzt ſeine Beſitzungen verkaufen wollte, fand er, daß er Nichts mehr zu verkaufen habe, denn es war auf dem leer geweſenen Raume ordentlich und deutlich geſchrieben, daß er dieſe Schlöſſer und jene Landhäuſer und Güter an die und die Dame, — nämlich an ſeine Buhlerin — verkauft und den Werth richtig erhalten hätte. So war ihm denn von all ſeinem Reichthume Nichts weiter übrig geblieben, als dreißig Dukaten, worüber er in ſolchen Grimm und Wuth gerieth, daß er Gott und die Welt und ſeinen Teufel dazu hätte ermorden mögen: ſo weit bringt es der Menſch, wenn er einmal recht ſchlecht geworden iſt.

In dieſer Stimmung traf ihn ſein Arzt, den er beim Eintritte hart und grimmig anfuhr, mit den Worten: „Geld zu haben, ſeid Ihr doch hieher gekommen; aber gebt mir lieber ein Giftpulver, daß ich meiner Martern los werde! Geld habe ich keines mehr.“ „Behaltet Euer Geld nur, werther Herr,“

erwiederte der Arzt, „um Geld und Lohn habe ich ja nie gedient, obwohl ich des Geldes gar nicht viel vermag. Aber da habe ich eine recht kräftige, lebensstärkende Arznei zusammengesetzt, die einzige, die Euch vielleicht noch aufhilft. Ich habe sie, als ich herkam, während ihr noch schlummertet, mit dem Recepte in euern Schrank gestellt; wollt Ihr mir meine baare Auslage von zwei Dukaten dafür ersetzen, so ist sie Euer.“ Gerne wurden die zwei Dukaten gegeben. Mit dem Wunsche: „lebt wohl, Herr Richard, und werdet endlich einmal ganz gesund,“ verabschiedete sich der Arzt und Richard rief ihm tausendfachen Dank für seine Bemühungen nach. Aber wer beschreibt den Schrecken des Unglücklichen, als er an den Schrank trat und dort, in ein beschriebenes Papier gewickelt, ein Glas fand, worin der furchtbare Geist war, der nun einmal gar nicht von ihm lassen zu wollen schien. Auf dem Papiere aber stand geschrieben: „Elender Bube, der du bist; um meine Seele wolltest du mich bringen, indem ich deinen Leib gesund zu machen bemüht war? o, rette deine Seele aus den Klauen des Satans, wenn es anders noch möglich ist!“ Richard hatte also wirklich den Galgenteufel wieder gekauft, und zwar um den Betrag von zwei Dukaten. „Ach! — seufzte er — hätte ich doch die Flasche das erste Mal um zehntausend Dukaten erkauft, so wäre ich jetzt nicht schon in so großer Noth sie wieder los zu werden!“

Einzig in dem Gedanken lebend, wie er das verhängnißvolle Besitzthum auf immer los werden

könnte, faßte er jetzt den Plan, daſſelbe, wie in Scherz und Spielerei, bei ſeiner Buhlerin anzubringen, nachdem er ſich zuvor erſt doppelt ſo viel Goldſtücke gewünſcht, als er vorher unter ſeinem Kopfkiſſen gehabt hatte. Die Goldſtücke waren da, und nun legte er den größeſten Theil derſelben bei einem Kaufmanne nieder, ließ ſich eine Schuldverſchreibung darüber geben und dachte, es hätte nun für die Zukunft keine Noth mit ihm, zumal er aller Ausſchweifungen ſchon überſatt war, und jetzt mit viel Wenigerem auszukommen hoffte. Unter Lachen und Scherzen nahm ihm die Dirne das ſeltſame Ding um einen Dukaten ab. Er aber, ſtatt weit weg von dem böſen Geiſte, in ein anderes Land zu fliehen, zechte, ſpielte und ſchwärmte noch einige Monate lange mit der liſtigen Buhlerin herum, denn er beſaß den falſchen Ehrgeiz, zeigen zu wollen, daß es ihm nirgends fehle und konnte es auch nicht über ſich gewinnen, von ſeinen Lüſten abzulaſſen. Als es ihm nun nach und nach an Mitteln zu fehlen anfing, ging er, ſich ſein niedergelegtes Geld geben zu laſſen, aber da wollte Niemand weder von ihm noch von ſeinem Gelde etwas wiſſen, ſondern man ſagte ihm dreiſt in's Geſicht, er ſey ein Narr, der ſich Dinge einbilde, die gar nie geweſen wären. Als er auf das hin zornig wurde und den Schein hervorzog, da war ein weißes Blatt Papier daraus geworden, und er hatte noch den bitterſten Spott zu ſeinem Schaden. Hatte der Kaufmann den Schein mit betrügeriſcher Dinte geſchrieben, die nach einiger Zeit wieder erlöſchte, oder war der Beſitz des gewünſchten Geldes

an den Besitz der verhängnißvollen Flasche gebunden? Dem sei wie ihm wolle, es war eben kein Segen bei den Gaben des Galgenmännleins und Richard ging betrübt und leichenblaß fort.

3.

Was sollte er nun beginnen? verhungern konnte er doch nicht und todtschießen wollte er sich eben so wenig, denn er liebte das Leben noch zu sehr, auch fehlte ihm aller Muth dazu. In Venedig konnte ihm der Aufenthalt unmöglich länger behagen, denn wie hätte er es über das Herz gebracht, an eben dem Schauplatze, der ihm bisher nicht reich und nicht groß genug für seine Ausschweifungen gewesen war, in seiner jetzigen, ärmlichen Lage sich dem Spotte und der Schadenfreude derer, auf die er zuvor hoch herabgesehen hatte, preisgegeben zu sehen? Er faßte daher den Entschluß, mit dem Reste seiner Habe wieder in seine Heimat nach Schwabenland zurückzukehren, dort die alten Freunde seines Hauses, die es wohl aufrichtiger mit ihm meinen würden als seine wälschen Spießgesellen, aufzusuchen und bei ihnen den Rest seiner Tage in Ruhe und Abgeschiedenheit zuzubringen. Er kaufte zu dem Ende für einen Theil seiner geringen Baarschaft einen Tabuletkram, wovon er jedes Büchschen oder Stück, eines in das andere gerechnet, mit etwa vier Groschen bezahlte. Mit diesem Geschäfte dachte er während der langen Reise nach Hause seinen Lebensunterhalt zu verdienen; er war mit der spärlichsten Kost zufrieden, oder mußte es vielmehr

seyn, um nicht schon vor seiner Ankunft am Ziele seine Mittel aufzuzehren. So trat er denn wirklich den Heimweg durch das Tyroler Land an. Kaum war er einige Tage herumgezogen, als er schon großes Vergnügen an seinem neuen Geschäfte fand, denn dasselbe ging über Erwarten gut von Statten; die Käufer zahlten gerne, was er sich zu fordern oft selbst kaum getraute, so daß er anfing zu glauben, er könne auf diese Weise wohl einmal wieder ein wohlhabender Mann werden. Aber woher kam denn dieses unvermuthete Glück? Das kam von Niemand Anderem, als von dem Galgenmännlein, das er, ohne es zu wissen, wieder in seinem Kramkasten hatte. Er war nämlich eines Abends in eine Herberge gekommen und hatte seinen Kasten abgesetzt, als einer der Umstehenden, der seine Waaren besah, ihn fragte, was denn das für ein possirliches und garstiges Ding wäre, das in dem Fläschchen da so närrische Purzelbäume mache? Da sah Richard mit Schrecken, was er hatte, und bot Allen, die gegenwärtig waren, das Wesen um drei Groschen an, denn für vier Groschen hatte er es selbst gekauft. Aber Niemand mochte es kaufen, denn es grauste Jedem, wenn er es nur ansah. Er ging deßhalb wieder nach Venedig zurück, in der Hoffnung, derjenige, welcher ihm das Galgenmännlein unter seinen Waaren verkauft hatte, habe es vielleicht nur aus Versehen gethan, und würde es gerne wieder nehmen. Wie er aber zu dem Verkäufer kam, wollte es dieser um keinen Preis mehr und sagte, er solle sich damit an seine ehemalige Buhlerin

wenden, von der er es mit anderem Spieltande erkauft hätte. Richard begab ſich dahin, wurde aber von den Dienern der Luſtdirne, die das Männlein eben darum wieder verkauft hatte, weil es ſie ſtets ſo gräßlich anſah, mit ſammt ſeinem Krame die Treppe hinabgeworfen.

Angſt und Entſetzen überfielen Richard und quälten ihn immer mehr, da Alles, was er verſuchte, um des Männleins los zu werden, durchaus fehlſchlug. Nachdem jedoch der erſte Schrecken vorüber war, faßte er doch wieder einige Hoffnung und dachte, vielleicht werde es ihm in Deutſchland beſſer gelingen, ſich ſeines Plagegeiſtes zu entledigen. Er wünſchte ſich zu dem Ende wieder eine große Summe Geldes und reiste glänzend nach der berühmten Reichsſtadt Augsburg. Hier, wo es ſo viele vornehme und genußſüchtige Menſchen gab, glaubte er, könne es ihm nicht fehlen, einen Liebhaber für das Galgenmännlein zu finden; allein dieſes tanzte immer toller und vergnügter in dem Glaſe auf und ab, gleichſam als ob nun ſeine Dienſtzeit bald vorbei und der Beſitzer dem Teufel gewiß verfallen wäre.

In Augsburg hatte Richard bald in den größten und vornehmſten Geſellſchaften Zutritt; das machte ſein Geld, deſſen er ſo viel ausgab, daß es ihm kaum der reiche Fugger hierin gleich zu thun vermochte. Aber er wurde auch von Allen, die ihn kannten, für toll gehalten, weil er ſeine Naturſeltenheit, von der er doch allenthalben ſo viel Aufhebens machte, Jedermann um drei Groſchen aufdringen wollte,

während ſie doch Niemand kaufen mochte, weil ſie Jeden, der ſie betrachtete, ſo gar gräßlich anſahe. Sein Entſetzen, ſeine Angſt, ſein Grauſen ſtieg mit jedem Tage mehr, ſeine böſen Träume wurden immer wilder und fürchterlicher und nirgends auf Erden konnte er mehr Ruhe finden.

Eben ließ Kaiſer Ferdinand der Zweite durch ganz Deutſchland Soldaten für den Krieg mit den proteſtantiſchen Fürſten und Ständen des Reiches anwerben. Die Stadt Augsburg war einer der Hauptſitze der kaiſerlichen Werber. Da faßte auch Richard in der Verzweiflung den Entſchluß, in den Krieg zu gehen; — ach, der Verblendete bedachte nicht, daß er, wenn eine Kugel oder ein Säbelhieb ihn träfe, ſterben müſſe und dann dem Teufel auf ewig verfallen wäre. Das machte aber eben ſeine Verzweiflung, daß er nicht wußte, was er that; und zu Gott beten konnte er auch nicht mehr, ſo gerne er es jetzt gethan hätte. Er konnte es nicht mehr! denn ſo lange er im Beſitze des hölliſchen Männleins war, und lange zuvor, hatte er nicht zu Gott gebetet — er hatte zuerſt nicht mehr gewollt und nachher nicht mehr gekonnt.

So ging alſo Richard in den Krieg hinein, er ging aber auch bald wieder hinaus, denn er konnte das Knattern der Flinten, das Pfeifen und Sauſen der Kugeln ſchon im erſten Treffen nicht ertragen, und ſelbſt die Trompeten und Trommeln, die ihn zum Angriffe riefen, waren ihm zuwider, obwohl er ſich trefflich mit Panzer und Harniſch gerüſtet hatte. Aber der Hauptgrund, warum er das Kriegsleben

wieder verließ, war der, daß er, nach wiedererlangter reiflicher Besinnung, mit Schaudern daran dachte, wem er angehöre, wenn er todt auf dem Schlachtfelde bliebe. Er floh zurück, weiter nach Schwaben hinein, in einen dichten Wald, legte dort Harnisch, Schwert und alle Waffen ab und machte es auch seinem Rosse leichter, indem er demselben Sattel und Zeug abnahm. Er selbst legte sich ermüdet unter eine Eiche hin und schlief etwa ein paar Stunden lang. Da hörte er in seiner Nähe ein Geräusch von mehrern Stimmen, die ihn auf höchst unerwünschte Weise in seinem Schlafe störten. Eine derselben rief ihm zu: „wenn du schon todt bist, du Hund, so sage es nur, dann braucht man sein Pulver nicht umsonst zu verschießen!“ Voll Schrecken raffte er sich auf und sah, wie ihm ein Soldat eine gespannte Muskete auf die Brust hielt und sechs andere sich seinen wohlgefüllten Mantelsack, sein Pferd und was er sonst noch besaß, bereits zu eigen gemacht hatten, wie ein wohlerworbenes Gut, wofür die Soldaten im Kriege bekanntlich Alles betrachten, indem sie das Genommene für gegeben ansehen. Da bat Richard gar sehr um Gnade. Weil er aber selbst daran zweifelte, ob er sie erhalten würde, indem der Mann mit der Muskete ein gar schreckliches Aussehen hatte, und er doch in diesem Augenblicke seiner Seele Heil bedachte, flehte er inständigst: „wenn ihr mich todtschießen wollt, so kauft mir doch zuvor noch dieses Fläschchen mit dem schwarzen Dinge darin ab, für drei Groschen sollt ihr es haben.“ „Narr, der du bist,“ sagte Einer von den

Soldaten dagegen, „das Ding nehmen wir ohnehin mit, aber ohne Geld;“ — mit dieſen Worten nahm er das Fläſchchen und ſteckte es in die Rocktaſche. „Nehmt immerhin,“ ſprach Richard, „aber ich fürchte nur, es wird nicht bei Euch bleiben, wenn ihr es nicht ordentlich gekauft habt; es hat eine ganz eigene Bewandtniß damit.“ Der Kriegsmann aber lachte blos und dachte, er wolle es ſchon feſt halten.

Nachdem die Kriegsknechte Richarden ausgeplündert hatten, zogen ſie ihres Weges weiter, ohne ſich ferner um ihn zu bekümmern; er aber hatte das furchtbare Männlein richtig wieder in ſeiner Taſche, gleichſam als wolle und könne es nun und nimmermehr von ihm ablaſſen. Derjenige aber, der es ihm abgenommen hatte, fand es beim Nachſuchen in der Taſche nicht mehr, dachte, er habe das ſeltſame Ding im Graſe verloren und lief bis zu Richard zurück, um es zu ſuchen. Dieſer aber bot es ihm gleich entgegen, indem er nochmals wiederholte, was er ihm gleich Anfangs geſagt hatte, „es ſei nun einmal nicht anders, das Männlein bliebe bei Keinem, der es nicht für Geld, und wäre es auch der allergeringſte Preis, erkauft hätte; um drei Groſchen könne er es ja haben.“ Allein die Kriegsgurgel, welcher die drei Groſchen ſchon zu viel waren, wollte nur einen dafür zahlen. Dafür gab Richard ſeinen Quälgeiſt mit Freuden her, ſtand nun aber auch mit leichter Taſche da; er hatte nichts mehr als ſeinen Groſchen, aber ſeinem ſchwerbelaſteten Herzen war ja auch um Vieles leichter geworden. Allein was ſollte er jetzt beginnen?

frischen Lebensmuth hatte er allerdings gewonnen, seitdem er des Männleins ledig geworden war, aber an Mitteln zum Leben fehlte es ihm jetzt ganz und gar.

So ging er denn abermals unter die Soldaten und diente der protestantischen Partei als Fußknecht. Wie ihm jetzt zu Muthe sein mochte, das wußte wohl nur er allein: vorher Taschen und Säcke voll Dukaten, jetzt nur ein paar Dreier im schlaffen Lederbeutelein! Eines Tages, da eben die Löhnung ausbezahlt worden war, wollte er in einem Marketenderzelte sein Glück beim Würfelspiele versuchen, denn er war schon so lange und so sehr ans Spielen gewöhnt, daß es ihm die größte Ueberwindung kostete, davon zu lassen. Anfangs gewann er und gewann viel, aber am Ende hatte er Alles wieder verspielt und kein Kamerad wollte ihm auch nur ein paar Groschen borgen. Da zog er im Aerger die Patronen aus seiner Patrontasche heraus, setzte sie auf das Spiel und verlor sie an denselben Soldaten, an den er sein Männlein verhandelt hatte, denn wo das Männlein war, da war auch das Glück, nämlich das teufliſche Glück. Am andern Morgen, als Richard noch nicht aufgestanden war, erschien schon der Corporal in dem Zelte und kündigte an, daß in einer Stunde der Obriſte erscheinen und Alles mustern würde; wem dann etwas an seiner Ausrüstung fehle, der würde ohne Gnade und Barmherzigkeit erschossen. Richard hatte noch fünf Heller in der Tasche, mit welchen er, nachdem er lange vergebens in allen Gezelten herumgelaufen war, endlich auch zu dem Soldaten kam, der ihm

das Galgenmännlein abgekauft und nachher seine Löhnung und seine Patronen abgewonnen hatte. Dieser gab ihm am Ende, nach vielen Bitten und Betteln, fünf Patronen für fünf Heller, weil er gerade welche übrig hatte und doch auch für keinen schlechten Kameraden gehalten sein wollte.

Die Musterung ging glücklich vorüber, ohne daß Einer wäre gestraft oder gar erschossen worden. Darum gingen Alle nachher zu den Marketendern und thaten sich gütlich; nur Richard, der keinen Heller mehr besaß, stand trübsinnig da und kauete an einem Stücke trockenen Brodes. „Ach," seufzte er, „wenn ich doch jetzt nur ein einziges von all den Goldstücken hätte, die ich früher Händevoll Weise vergeudet habe." Das Goldstück war sogleich in seiner Hand. Da erschrack er heftig und dachte sogleich an das Galgenmännlein, und in der That war der kleine Schwarzkünstler wieder bei ihm; er hatte nämlich bei den Patronen des Kameraden gelegen und war auch wie eine Patrone in Papier eingewickelt. Der Kamerad kam zwar nachher wieder und forderte es zurück, behauptend, er habe es ihm aus Versehen anstatt einer Patrone gegeben; Richard gab auch recht gerne und ohne alles Zögern das unheimliche Wesen zurück, allein die schon erlangte Gewißheit, daß der Geist ohne Kauf doch nicht in andern Händen bliebe, und durchaus nicht von ihm ablassen zu wollen schien, sondern sich jedesmal wieder einstellte, verursachte ihm ein solch entsetzliches Grausen, daß er das Goldstück mit Abscheu fortwarf und, so weit ihn die Füße nur

trugen, tief hinein in einen dichten Wald lief. Hier sank er Abends ganz müde und erschöpft unter einem Baume nieder und wünschte sich nur eine Feldflasche mit frischem Wasser. Im Augenblicke stand die Flasche mit Wasser vor ihm. Da entsetzte sich der arme Mensch, griff in seine Tasche und ergriff richtig die Flasche mit dem furchtbaren Wesen. Da fiel er ohnmächtig in den Schlaf, und einer seiner früheren gräßlichen Träume kehrte wieder. Das Galgenmännlein zog sich aus der Flasche heraus und legte sich in furchtbarer Gestalt auf seine Brust. Er wollte die Qual von sich abwenden und bedeutete dem Männlein im entschiedensten Tone, es solle ihn in Ruhe lassen, es gehöre ihm nun nicht mehr an, er habe es ja verkauft. „Handel gilt bei mir nicht, gilt gar nicht," grinste der böse Geist ihm entgegen, du hast mich für einen Heller mit den Patronen erkauft; hättest mich ja wohlfeiler wieder verkaufen müssen, du hast mich aber ohne Kaufgeld zurückgegeben: nun werde ich wohl nicht mehr wanken und von dir weichen, und habe dich, denk' ich, gewiß in meiner Gewalt." Da erwachte Richard in schrecklicher Zerrüttung, rannte gegen einen Felsenabhang hin und schleuderte das Fläschchen hinab, aber das half Alles nichts, im gleichen Augenblicke hatte er es wieder in der Tasche. „Weh! wehe!" rief er nun durch die Nacht des Waldes hindurch; er brüllte diese Worte beinahe vor Angst und Grausen; „wehe mir Unglücklichen! sonst war es meine Freude, wenn der Geist wieder zu mir kehrte, jetzt wird er mein Jammer, meine ewige Qual

und Pein! einem Rasenden gleich lief er während der ganzen Nacht im Walde hin und her und bei jedem Schritte klirrte es in seiner Tasche. Am frühen Morgen nahm er das Fläschchen wieder, warf es zu Boden, sprang wüthend mit den Füßen darauf hin und wollte den bösen Geist darin erwürgen: der aber war alsogleich wieder in seiner Tasche und ein höhnisches Gelächter ging aus derselben hervor. „O Teufel," rief er grimmig und verzweiflungsvoll zugleich, „Teufel, laß doch ab von mir!" aber vergebens, wer dem Bösen sich einmal hingegeben hat, den läßt er so leicht nicht wieder aus seiner Gewalt.

4.

Endlich raffte sich Richard auf und suchte nach einer Münze, deren Werth geringer wäre, als der eines Hellers, er suchte überall und fand keine, er fragte allenthalben darnach, aber er wurde von Jedermann ausgelacht und für einen Narren gehalten. So waren Monate dahin gegangen, für Richard eine Zeit wahrer Höllenqual. Die Hoffnung, von seinem bösen Geiste je loszukommen, hatte er längst aufgegeben, aber den Wunsch darnach, ach! dem konnte er nie entsagen.

Einst hatte er sich in eine felsige Gebirgsschlucht verirrt, und lag fast ohnmächtig da, als es mit schweren Rosseshufen über dem Boden daher dröhnte. Ein großer Mann auf einem hohen, schwarzen Rosse kam gegen Richard herangesprengt; er hatte ein prächtiges, blutrothes Kleid an, sah aber dabei so gräß-

lich aus, als trüge er lauter Unheil in ſich. Richard erbebte an allen Gliedern, als er den Reiter erblickte. „Warum ſo betrübt, Geſelle?“ redete ihn der Mann mit furchtbarer Stimme und gräßlicher Geberde an, „du ſiehſt mir aus wie ein Kaufmann, der zu theuer eingekauft hat.“ „O nein, Herr, ſondern ich habe vielmehr zu wohlfeil eingekauft,“ erwiederte Richard erbleichend, und fürchtete ſchon, der gräßliche Mann führe ihn mit ſich davon zum Orte der ewigen Qual; er glaubte nicht anders, als es ſeie der Böſe ſelbſt. Der rothe Mann auf dem ſchwarzen Roſſe aber ſagte jetzt mit gemilderter Stimme zu Richard: „wenn mich nicht Alles trügt, ſo biſt du der Menſch, der nach einer Münze unter Hellers Werth fahndet — wahrſcheinlich um ſo ein Ding los zu werden, das man Galgenmännlein nennt? Biſt du der, ſo ſprich, du haſt deinen Mann gefunden.“ „Ja, ja, der bin ich leider,“ war Richard's leiſe, bebende Antwort. „Nun dann ſei nur getroſt, guter Freund, des Dinges ſollſt du bald los werden. Schon lange ſuche ich ein ſolches Galgenmännlein, und bin dir deßhalb wohl einige Wochen lange nachgezogen. Ich weiß, welche Bewandtniß es mit dem gefährlichen Dinge hat. Freilich haſt du blutwenig dafür gegeben und, ſo weit ich auch ſchon in der Welt herumgekommen bin, iſt mir noch keine Münze unter dem Betrage eines Hellers bekannt geworden. Indeſſen, dafür kann Rath werden, wenn du mir folgen willſt.“

„Auf des Gebirges anderer Seite, nicht gar weit von der ſchwäbiſchen Reichsſtadt Hall, wohnt

der bekannte Schenk von Limpurg, ein ritterlicher Graf, deſſen größte Luſt und vornehmſte Beſchäftigung das edle Waidwerk iſt. Morgen, wenn er auf die Jagd geht, will ich ihn von ſeinem Gefolge entfernen und ihm ein gefährliches Unthier an den Hals hetzen, aus deſſen Klauen du ihn dann befreien ſollſt. Bleibe hier bis Mitternacht, und wann der Mond über jenem Felſenzacken ſteht, aber ja nicht früher, und auch nicht ſpäter, gehe die finſtre Thalkluft entlang, linker Hand; verweile dich nicht unterweges, aber eile auch nicht zu ſehr, dann wirſt du gerade in dem Augenblicke ankommen, wo das Unthier den Grafen erpackt. Greife es nur furchtlos an, dir wird es weichen, und ſich von dem ſchroffen Ufer in den Kocherfluß hinabſtürzen laſſen. Dann begehre von dem Grafen, der dir eine Belohnung anbieten wird, Nichts weiter, als daß er dir in der Münze zu Hall einige Halbheller prägen laſſe. Von dieſen will ich mir dann einige einwechſeln und dir für einen derſelben dein furchtbares Galgenmännlein abkaufen. Wenn du die Halbheller haſt, dann wirſt du mich am ſchwarzen Brunnen wieder finden. Dieſer liegt in einem ſchmalen Thale, nicht ferne von dem württembergiſchen Städtchen Winnenden, an der mittäglichen Spitze des großen Welzheimer Gebirgwaldes. Uebrigens kann dir jeder Bewohner dieſer Gegend den Weg dahin zeigen."

Kaum hatte der räthſelhafte Mann ſeine Rede geendet, als er auch ſchon mit ſammt dem Roſſe wieder aus Richards Augen verſchwunden war. Dieſer,

der um jeden Preis Erlösung von dem Geiste und seiner peinigenden Herzensangst suchte, schlug zitternd und bebend, genau nach der erhaltenen Anweisung, seinen Weg ein, der ihm gar unheimlich vorkam, weil Alles rings um ihn her so ganz stille und öde war, vor Allem aber, weil er kein gutes Gewissen hatte; indessen begegnete ihm nichts Gefährliches und er kam wohlbehalten an Ort und Stelle an. Allmählig tauchte die Morgenröthe herauf, da wurde Richarden weniger unheimlich, denn zuvor. „O holdes Licht des Tages," rief er, „du, das Alles erhellt, erhelle auch den finstern Trübsinn meiner Seele; gib Leben und Heiterkeit dem Geängstigten zurück!"

Nicht lange, so kam Richard in die Nähe eines Vorsprunges im Walde, wo der Graf in eben dem Augenblicke unter den Klauen eines zottigen Bären von ungeheurer Größe mit feurig blitzenden Augen lag, der, angeschossen, aber nicht tödtlich verwundet, in voller Wuth auf seinen Schützen losgestürzt und eben im Begriffe war, ihn in Stücke zu zerreißen. Hätte Richard sich nicht vor dem ewigen Verderben gefürchtet, so hätte er es gewiß vor diesem Ungeheuer gethan. So aber ging er, wiewohl bebend und zagend, mit seinem tüchtigen Knotenstocke auf den Bären los, und kaum hatte er sich an diesen gemacht, so entfloh er unter fürchterlichem Heulen und Brüllen und Richard, durch dessen Flucht kühn geworden, verfolgte ihn, bis er sich von dem Felsenrande in den Fluß hinabstürzte. Der befreite Graf erhob seinen Retter mit Lobsprüchen bis zum Himmel und versprach ihm Alles, was er

ihm nur zu geben im Stande wäre. Da sagte Richard, daß er gar nicht viel verlange, sondern aus ganz besondern Ursachen blos bitte, ihm um Gotteswillen einige halbe Heller prägen zu lassen. Auf das hin sah nun freilich der Graf seinen Retter mit großen Augen an und dachte: „Muth mag der wohl haben, aber gewiß fehlt es ihm um so mehr am Verstande.“ Aber es fehlte ihm eigentlich weniger da, als im Herzen..... Indessen, die Halbhellerlein wurden geprägt, weil es der Graf zugesagt hatte und ein so leichtes Versprechen leicht halten konnte. „Aber wollt Ihr denn weiter gar Nichts, guter Freund?“ fragte der Schenk von Limpurg; „Nein, weiter Nichts,“ antwortete Richard, denn Geld und Gut achtete er in diesem Augenblicke für Nichts, sondern nur das kümmerte ihn, wie er des schrecklichen Dienstmännleins und seiner entsetzlichen Angst los werden könnte.

Jetzt ging er hin zum schwarzen Brunnen, von welchem ihm Alt und Jung eine furchtbare Beschreibung machten, was Alles für schreckliche Begebenheiten dort schon vorgefallen wären, und daß allnächtlich der Böse in Person dort erscheine, um die armen Seelen der Wanderer mit sich in die hölliſche Verdammniß zu schleppen. Der Weg dahin führte ihn durch eine enge und finstere Bergschlucht, bis er endlich an deren Ausgang den Mond seine vollen Strahlen über das eben nicht unfreundliche Thal ausbreiten sah, in welchem der Brunnen stand. Wie Richard bei dem Brunnen ankam, sah er bereits das schwarze Roß des Mannes mit dem blutrothen Kleide, unangebunden,

regungs- und bewegungslos mit hochgehaltenem Kopfe auf der einen Seite desſelben ſtehen, der Reiter ſelbſt aber wuſch ſich, dem Roſſe gegenüber, Haupt und Hände in dem Borne, der ganz dunkles Waſſer enthielt, und ſo ſah denn der Reiter mit dem ſchwarzen Geſichte und blutrothen Kleide ſo fürchterlich aus, daß Richard bei ſeinem Anblicke aufs Heftigſte erſchrak. „Nur ruhig, mein Burſche," ſagte der Reiter des ſchwarzen Roſſes; „ich bin nun einmal der Dienſtmann des Böſen, bin ihm mit Leib und Seele ſchon lange verfallen und gehorche ſeinen Befehlen, weil ich muß. Er thut freilich auch, was ich will, weil er es laut unſeres Contractes thun muß. Aber der Knicker gibt mir alljährlich nur hunderttauſend Dukaten für alle meine Mühe, und dabei muß man kargen und ſorgen. Darum bedarf ich des Galgenmännleins, denn, wenn ich das beſitze, kann ich in Einem Monate Millionen verthun, und will ſie verthun, und der Satan muß ſie mir herſchaffen. Ich komme ja doch in keinem Falle mehr von ihm los, und ſo will ich denn jetzt ihn quälen, weil er nachher mich quälen wird. Gib mir die Flaſche her; hier iſt ein halber Heller, die übrigen kannſt du zum Andenken aufbewahren, wenn du willſt." Das Galgenmännlein ging nun in die Hand und aus dieſer in die Taſche des Mannes über. Es ſah äußerſt grimmig aus, und machte ſich recht ſchwer in ſeiner Taſche. „Sieh aus, wie du willſt," ſagte der Fremde, „das gilt mir Alles gleich; mache dich ſchwer, wie du willſt, ich will dich ſchon leicht machen, denn ich

will ſo viel Geld von dir fordern, daß du es nicht mehr ſollſt anſchaffen können.“ Damit eilte der Mann auf dem ſchwarzen Roſſe auf und davon und war in wenigen Minuten aus Richards Augen verſchwunden.

Richard war nun zwar frei, aber doch nicht fröhlich; ruhiger, aber doch nicht recht ruhig und heiter, ſondern feierlich ernſt und in ſich ſelbſt gekehrt, denn noch lag das frühere böſe Leben auf ſeiner Seele, die alte Verderbtheit und das böſe Gewiſſen — und noch in manchen Träumen ängſtigte ihn das Galgenmännlein. Ganz frei und ruhig wurde er erſt, als Gott ihn durch den Tod hinwegnahm.

III.

Bruder Eckhardt.

Eine nur iſt's, die ich ſuche,
Sie iſt nah' und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
Nach dem theuren Schattenbild,
Ach, ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungeſtillt!

1.

Große Trauer herrſchte gegen das Ende des Jahres 973 durch das ganze Land Alemannien, beſonders aber auf der Burg Hohentwiel, dem alten Sitze der alemanniſchen Herzoge, denn am 12. November war daſelbſt Burkhard der Zweite, ein tapferer und ruhmwürdiger Herr, der einſt am Lechfluſſe den Sieg über die Ungarhorden mit erkämpft hatte, mit Tode abgegangen. Alle Pracht war jetzt dahin, all der Jubel verſtummt, der in ſeinen Tagen von der hohen Felſenfeſte weithin ertönte, und nur von Zeit zu Zeit wurde die tiefe Stille von dem dumpfen Klange der Kloſterglocke unterbrochen, wann die frommen Mönche ihr Gebet für die Seele des Verſtorbenen zum Himmel ſchickten. Trauernde Diener und Diene-

rinnen wandelten durch die hohen Gemächer der Burg, aber unter den Leidtragenden allen zeichnete ſich eine hohe Frauengeſtalt aus, die tief verſchleiert und mit thränenden Augen neben dem Sarge des Herzogs ſaß: es war dieß Frau Hedwig, die Burkhard bei ſeinem Tode als kinderloſe Wittwe hinterlaſſen hatte. Wohl hätte man ſich wundern können, wie die Herzogin, eine Frau in den blühendſten Jahren, ſich über dem Hinſcheiden ihres ſchon alternden Eheherrn ſo ſehr grämen mochte: allein, wie ſie ſchon in ihrer zarten Jugend den verzärtelten Sohn des Griechenkaiſers aus Verachtung ſeiner Unmännlichkeit verſchmäht, und aus Ehrfurcht für den Heldenſinn des in Schlachten ergrauten Burkhard dieſem ihre Hand gereicht hatte, ſo bewahrte ſie auch noch die liebevollſte Anhänglichkeit gegen den verblichenen Helden, und wich nicht eher von ſeinem Sarge, als bis die Mönche des Kloſters Reichenau den Leichnam abholten, um ihn in ihrer Mitte der heiligen Erde zu übergeben. Hedwig ſelbſt begleitete ihren geliebten Gemahl zur letzten Ruheſtätte.

Wenige Tage nach des Herzogs Beiſetzung erſchienen kaiſerliche Boten auf Hohentwiel mit der Nachricht, daß Kaiſer Otto I., Frau Hedwigs Oheim, im Monate Mai deſſelben Jahres ebenfalls das Zeitliche geſegnet, und an ſeiner Statt Otto der Zweite den deutſchen Kaiſerthron beſtiegen habe; ſodann, daß es des neuen Herrſchers Wunſch und Wille ſei, keinen neuen Herzog über Alemannien wählen zu laſſen, ſondern Frau Hedwig Verweſerin aller Lande am See und in Schwaben, beſonders aber Schutz-

herrin der Klöſter Reichenau und St. Gallen bleiben ſollte. Wohl wußte Hedwig noch aus der Zeit ihres Gemahls recht gut, wie es nichts Leichtes ſei, über das freie Land der Alemannen den Scepter zu führen, doch ſie erwog dabei auch, wie ihr hiedurch die Macht gegeben wäre, für das Land, das ſie — wiewohl eine geborene Herzogin von Baiern — dennoch wie ihr eigenes Vaterland liebte, recht ſegensreich zu wirken. Sie dachte nur daran, wie ſie ihren Unterthanen eine liebende Mutter ſein könnte und erfüllte deßhalb gerne den Wunſch des neuen Kaiſers. „Den Scepter, welchen mir mein gnädiger Herr und Vetter anbietet“ — war ihre Antwort an die Geſandten — „will ich führen, ſo gut es eines ſchwachen Weibes Hand vermag, denn der Wille des Kaiſers iſt auch mein Wille.“

Das erſte, was Hedwig, die neue Herrſcherin, ausführte, war, daß ſie das Kloſter, welches mitten in den Ringmauern ihrer Burg ſtand, aufs prachtvollſte herſtellen ließ. Ihr ſeliger Gemahl hatte den erſten Grundſtein zu demſelben gelegt; es war alſo gleichſam noch in ſeinem Beginnen und beſaß nur geringe Mittel. Sein ganzer Umfang beſchränkte ſich auf ein Kirchlein und ein armſeliges Wohngebäude, und nur wenige Mönche dienten an dem Altare des Gotteshauſes. Nun ließ die Herzogin mit großen Koſten den Bau erweitern und mehrere Gebäude ihrer Burg dazu abbrechen, ſo daß es bald aus einem Klöſterlein ein Kloſter ward, das an Umfang und Pracht dem zu Reichenau und andern von gleicher

Berühmtheit nur wenig nachstand und eine nicht geringe Anzahl von Conventualen fassen konnte.

Nachdem dieses Werk vollbracht war, dachte Frau Hedwig auch daran, die übrigen Klöster des Herzogthums zu besuchen, namentlich die, welche unter der unmittelbaren Schirmvogtei der Herzoge von Alemannien standen. Besonders nöthig schien ihr ein solcher Besuch in dem, mit Recht so genannten, Kloster Reichenau, welches damals unter Abt Rudimann eben nicht zum Besten regiert wurde.

Als die zu Reichenau von der Ankunft ihrer Herrin hörten, gingen sie ihr, den Abt an der Spitze, entgegen, um sie als Gebieterin zu empfangen. Demüthig verneigte sich Rudimann der schlaue und listige, mit seinen grünen, aus dem Specke der Backen hervorblitzenden Aeuglein vor Frau Hedwig, und sprach, nach einem langen Trostspruche über das Hinscheiden des seligen Herrn, von dem großen Glücke, daß die großmächtige Herzogin das Klösterlein ihres Besuches würdige und die Armuth seiner Bewohner nicht verschmähe. „Ihr müßt eben vorlieb nehmen, erlauchte Frau" — so schloß der Abt seine Rede — „mit dem Wenigen, was wir Euch zu bieten vermögen, denn wir besitzen Nichts von dem Ueberflusse, wie unsere Brüder zu St. Gallen." Kaum vermochte Rudimann bei diesen Worten seine heimliche Freude zu unterdrücken, daß es ihm so gut gelungen war, den Reichthum des Klosters St. Gallen bei der Herzogin anzubringen, denn der war schon lange ein Gegenstand seines Neides gewesen, obgleich sein

eigner Element selbst auch sie einen der reichen in ganze Verlegenheit setzt. Die Bezeugungen, mit denen Schaffhausen die goldene Mittel Radiumsmünzmäßig entgehen konnte, überreichte die mit folgender Antwort: „Gold Dank, ehrwürdiger Herr. Ihr ganz treue Gesinnung gegen das hungrige Hausi; doch was Ihr da von der Armuth und dem Mangel Eures Pfarrers sprechet, will mich fast bedenken, als wäre er nicht Eurer Gnade: denn wenn gehören all die reichen Pfründer, die Eure Klösterlein, wie Ihr es nennt, umgeben? wenn die schönen Kornfelder um sie sich reichen Segen? schweine, an Wein und Korn mit Gott aber Nichts gedenken? „Gnädiger Herzog in", antwortete gemüthlich-besonnt der Alte, „meist ist Alles dieser unser Eigenthum durch die Gnade milder Stiftet, unter denen die erlauchten Herzoge von Alemannien nicht die letzten sind, aber — — — genug — sei ihm Gnädig hier in die Nebe — — — wollte Ihr sagen, es habe Euren Convent auch viele Mühe und Noth gekostet, bis Ihr die Zwölf des heiligen Benedictus, die vor diesem voll Otttern und Schlangen und sah eine Gnade war, zu einer so reichen Aue umgeschaffen: indessen genug Euren wohlgesinnten Gesinnt deutlich, daß Ihr selbst am wenigsten Theil an dieser Unbarmherzig genommen habt." Bei diesen Worten stieg Radumsen der Mose gewaltig, und mit einer Wendung zu gehen und sprach mit erstaunlicher Freundlichkeit, indem er seinen Berger über Hedwigs Worte nur mäßigen unterdrückte: „nun, so nimm doch über unsere Schwäche, gnädiger Herr, und bleibe

von unſerm Weine, unſerm Brode und den Fiſchen des Sees.“ Die Herzogin ging in das Kloſter, und was ſie ſchon früher geahnet hatte, fand ſie hier in vollkommenem Maaße beſtätigt, denn die Pracht, welche ſie im Innern überall erblickte, gab dem Ueberfluſſe und Reichthum von Außen in keinem Theile Etwas nach.

2.

Nur kurze Zeit verweilte Frau Hedwig auf der Reichenau, und begab ſich ſodann von da nach Sanct Gallen. Ihre Abſicht war, in dieſes Kloſter ohne alles Aufſehen zu gelangen, denn die Aeußerungen, welche Abt Rudimann über daſſelbe hatte fallen laſſen, erregten ihre Aufmerkſamkeit, und ſie dachte den wahren Zuſtand des Gotteshauſes um ſo beſſer zu erfahren, wenn von ihrem Beſuche daſelbſt vorher Nichts verlauten würde. Sie trat deßhalb den Weg dahin nur mit wenigen Begleiterinnen und ſelbſt als Pilgerin zu der Klauſe der heiligen Wiborada gekleidet, an. Allein hier war der Verdacht, den ſie aus Rudimanns Worten hatte ſchöpfen müſſen, ganz ungegründet, denn St. Gallen ſtand unter ganz andern Männern denn die Reichenau, als da waren Biſchof Salomo von Conſtanz und der würdige Abt Burkhard. Zwar auch in dieſer Gegend war nirgends Mangel zu ſehen, denn der Ort, welcher zu des Stifters Zeit nur ein kalter Aufenthalt für Bären und anderes Wild geweſen war, hatte — nicht durch die Ueppigkeit des Bodens — ſondern lediglich durch

den Fleiß der Mönche, das Anſehen eines ſchönen fruchtbaren Geländes bekommen. Aber bei ihrem Eintritte in das Innere des Kloſters ſah die Herzogin hier nicht, wie auf der Reichenau, Mönche mit vollmondgleichen Backen und wohlgemäſteten Bäuchen müßig in den Kreuzgängen daſtehen, ſondern ſie arbeiteten entweder auf den Feldern, oder ſaßen ſtille in ihren Zellen, mit der Verfertigung und Ausmalung werthvoller Handſchriften beſchäftigt, die zum Theile jetzt noch vorhanden ſind.

Der einzige Mönch, welcher ſich dem Auge der Eintretenden darbot, war der Pförtner des Kloſters, ein ſchlanker, kräftiger Jüngling mit feurigem Blicke. „Wohin führt der Weg zu der Zelle des Abtes?“ fragte Hedwig freundlich, indem ihr Blick wohlgefällig auf ſeiner ſchönen Geſtalt ruhte. „Ich will euch ſogleich dahin führen, edle Frau,“ antwortete der Mönch, dem ihr hoher Wuchs und adeliges Weſen gleich verrathen hatten, daß er keine Perſon von gemeinem Stande vor ſich ſehe; darauf führte er die Fremde durch die Länge des Kreuzganges nach dem beſtimmten Orte. Während die Beiden miteinander gingen, entſpann ſich folgendes Geſpräch zwiſchen ihnen:

H. Wie iſt dein Name, ehrwürdiger Bruder?

Pf. Die Brüder des Convents nennen mich Bruder Eckhardt.

H. Wer ſind deine Eltern oder ſonſtige Verwandte?

Pf. Meine Eltern kannte ich nicht, denn ich

verlor sie schon in zarter Jugend; darum kam ich auch so frühe in dieses Kloster. So viel mein Großoheim mir von ihnen berichtete, wohnten sie im Thurgau und waren brave, rechtschaffene Leute.

H. Lebt dieser Großoheim noch!

Pf. Ihr erneuert alten Schmerz, edle Frau; der theure Mann war auch Mönch in diesem Kloster und starb zu Anfang des verflossenen Jahres, von allen Brüdern des Convents ob seiner Redlichkeit und Gelehrsamkeit innig betrauert. Am schmerzlichsten aber habe ich seinen Verlust empfunden, denn er hat sich meiner angenommen, wie kein Verwandter leicht sich eines verlassenen Waisen annimmt. Durch ihn kam ich hieher, er selbst unterrichtete mich mit vieler Mühe und ihm allein verdanke ich Alles, was ich weiß und bin. Ach! es war überhaupt ein recht verhängnißvolles Jahr, das letztverflossene; fromme und wackere Männer hat es dahingerafft! wenn ich nur an unsern großmächtigsten Kaiser Otto denke und an den Mann Gottes, Herrn Ulrich, Bischof zu Augsburg, besonders aber an Herrn Burkhard, den guten und heldenmüthigen Herzog unsers Schwabenlandes . . . . . .

H. Kanntest du diesen Herzog Burkhard persönlich?

Pf. Warum sollt' ich nicht? Haben doch Beide, er und Kaiser Otto noch kurz vor ihrem Tode diese Gegend und unser Gotteshaus besucht. Wohl denke ich noch des liebreichen Greises, wie er mich so gerne in sein neu gestiftetes Kloster nach Twiel mitgenom-

men hätte; aber so willfährig ich ihm auch dahin gefolgt wäre, liebte ich doch zu sehr noch die Erde, in der mein geliebter Großoheim schläft. Nun, sie mögen jetzt beide im Frieden ruhen, ihre Werke werden ihnen folgen. Es war aber auch, wie man mir berichtete, große Klage über Herrn Burkhards Hinscheiden auf Hohentwiel, besonders soll Frau Hedwig, seine Gemahlin, sich tief um ihn gegrämt haben. Sie soll eine fromme, brave Frau seyn, und dabei von großer Schönheit und noch in voller Jugendblüthe. Da mögen sich jetzt wohl recht viele Freier auf der Burg einstellen um ihre Hand und um den schönsten Herzogshut im ganzen Reiche.

H. Glaubst du, die Herzogin würde einer solchen Bewerbung Gehör geben?

Pf. Daran möchte ich fast zweifeln; denn sie scheint, wie man mir sagte, eher zum Herrschen als zum Gehorchen geboren zu seyn.

H. Was würdest du aber dazu sagen, wenn von der herrischen Frau zu Hohentwiel ein Befehl erginge, daß der junge Mönch Eckhardt sein Kloster mit dem Kloster dort vertauschen und der Lehrer und Gesellschafter jener Herzogin von Alemannien werden sollte?

Eben wollte Eckhardt antworten, als der Abt, vor dessen Zelle sie mittlerweile angekommen waren, die Thüre öffnete und den Sprechenden freundlich entgegentrat. Herr Burkhard kannte die Herzogin schon lange von Angesicht und war äußerst erfreut über den hohen Besuch. Aber keine Schmeichelei

und unlauteres Wesen, wie bei Rudimann, bezeichneten diesen Empfang, sondern nur Worte der Wahrheit und Salbung entflossen den Lippen des frommen Abtes.

An Burkhards Hand durchwanderte jetzt die Herzogin alle Theile des Klosters und nicht das Geringste entging ihrer Aufmerksamkeit. Zwölf Tage verweilte sie in diesen Mauern, die ihr ein recht lieber Aufenthalt geworden waren und erblickte überall die größte Zucht und Ordnung. Jetzt erst, als die Zeit nahte, wo sie auf ihre Burg zurückzukehren Willens war, gedachte Hedwig wieder der Frage, die sie am Schlusse ihrer Unterredung mit Eckhardt fast mehr unwillkührlich als im Ernste an diesen gestellt hatte. Sie hatte nämlich während ihres Aufenthaltes in dem Kloster das edle Wesen und die Gesinnung des Pförtners immer genauer kennen lernen, so daß nunmehr der Entschluß in ihr fest stand, sich denselben vom Abte zu ihrem Lehrer auszubitten. Am Tage vor ihrer Abfahrt trat sie daher in Burkhards Zelle mit den Worten: „Ihr habt die Gewohnheit, ehrwürdiger Vater, jedem Gaste, den ihr beherbergt, eine Gabe zum Abschiede zu reichen: Ihr werdet diese Sitte bei mir, eurer Herzogin, nicht abgehen lassen."

A. Mit Nichten, gnädigste Gebieterin; aber was haben wir in unserm Kloster, das würdig wäre, Euch zum Geschenke zu dienen?

H. Laßt mich selbst wählen, ehrwürdiger Vater. — Wohl weiß ich, daß Ihr eine schöne Bücherei

beſitzet; doch darnach ſteht mein Verlangen nicht, ſo ſehr ich auch eine Freundin von dem Leſen der alten Meiſterwerke bin. Ich ſelbſt habe mir auf meiner Burg ſchon eine ziemliche Anzahl von Büchern geſammelt, aber nutzlos ſtehen ſie in meinem Schranke und es betrübt mich oft im tiefſten Herzen, wenn ich gerne die Heldengeſänge des Homeros oder Virgilius leſen möchte, oder in meinen ſchöngemalten Horatius hineinſchaue und ſo manche der herrlichſten Stellen mir dunkel und unverſtändlich bleiben. Darum bedarf ich eines Erklärers, oder vielmehr eines Lehrers in dieſen Fächern, und den möchte ich aus Eurem Convente haben, denn zu Euch habe ich das Vertrauen, daß Ihr mir keinen untüchtigen empfehlen werdet.

A. So wählet Euch denn, gnädigſte Gebieterin, einen aus meinen Brüdern.

H. Meine Wahl iſt ſchon getroffen und es bedarf — glaube ich — nur noch Eurer Einwilligung. Es iſt der Mönch, den ich im Kloſter zuerſt ſah und ſprach, derſelbe, der mich zu Euch führte.

A. Da habt Ihr Euch in der That das Beſte erbeten, was ſich in unſerem Convent befindet, und es wäre mir jetzt lieb, wenn ich Euch nicht unbedingt die Wahl gelaſſen hätte, denn dergleichen, wie mein Pförtner Eckhardt, ſind wenige ausgezeichnet an Gelehrſamkeit und Treue. Doch, ſo ungerne ich ihn auch entlaſſe, nehmt ihn mit Euch auf Eure Burg und wahret ſein getreulich; denn was könnte ich meiner

gnädigsten Gebieterin abschlagen und wäre es auch der halbe Theil des Convents.

„Es soll nicht Eures Klosters Schaden seyn," sprach Hedwig in bedeutsamem Tone, und verließ, freundlich von Herrn Burkhard sich verabschiedend, dessen Zelle, froh und glücklich darüber, daß ihr Wunsch erfüllt war, und noch in derselben Stunde erhielt Eckhardt Nachricht, mit der Herzogin nach Hohentwiel zu ziehen. Dieser weigerte sich nicht lange, eine Stelle anzunehmen, die ihm Gelegenheit bot, in der Nähe einer so schönen und geistreichen Frau zu seyn, nur ärgerte er sich jetzt darüber, daß er in seiner Unterredung mit der Unbekannten etwas zu vorlaut gewesen war.

3.

Kaum war der Morgen angebrochen, als schon Alles zur Abreise der Herzogin in Bereitschaft stand. Da hieß es in der That: „arm gekommen, reich gegangen," denn der Abt bildete aus seinen Reisigen ein prächtiges Ehrengeleite für sie. Aber die größte Ehre, die ihr das Kloster erwiesen hatte, das war der schöne Pförtner, der auf dem ganzen Wege nicht von ihrer Seite weichen durfte. Obgleich Bruder Eckhardt weniger im Sattel saß, als auf der harten Bank seiner Klosterzelle, so war er doch ein stattlicher Reiter, und die Benedictinerkutte stand ihm so gut, wie vielleicht keinem Klosterbruder seiner Zeit.

Gegen Sonnenuntergang erreichten unsere Reisenden den Fuß der herzoglichen Burg Twiel. Solch

eine stattliche Feste, wie diese war, hatte Eckhardt in seinem Leben noch nie gesehen, denn seit seiner Jugend war er nicht mehr über den Bann seines Klosters hinausgekommen. Dort oben, dachte er jetzt oft bei sich, mag es wohl gut seyn zu wohnen, wohl besser als hienieden, und namentlich als an der Pforte der Klausur des heiligen Gallus; dort oben, wo man dem Himmel um ein Gutes näher steht, athmet sich's gewiß auch leichter. Freilich dachte der fromme Bruder damals noch nicht an einen andern Himmel, der sich schon längst neben ihm geöffnet hatte, während er noch in den Anblick der herrlichen Feste versunken war, deren Zinnen die eben untergehende Sonne mit goldenen Wölkchen bekränzte.

Angekommen auf der Burg, führte Hedwig ihren geliebten Lehrer mit eigener Hand in ein Gemach ein, das unmittelbar an ihr Arbeitszimmer stieß und wohl um Vieles lieblicher seyn mochte, als seine enge Zelle zu St. Gallen. Es war eben so geschmackvoll als kostbar eingerichtet; ein Schrank schöner und werthvoller Handschriften bot sich ihm zum Studium dar, und die köstlichste Aussicht eröffnete sich seinem Blicke durch die hohen Schwibbögen der Fenster: vor ihm der hellglänzende Spiegel des Untersees mit der freundlichen Au, im Hintergrunde die lange Reihe der riesigen Berghäupter des Schweizerlandes. Es war dieß eines der Gemächer, welche Hedwig früher selbst bewohnt hatte und jetzt ihrem Lieblinge einräumte. Zugleich wurde Eckhardten von seiner neuen Gebieterin — worauf schon die erste Unterredung im Kloster

hingewieſen hatte — kund gethan, was ſein künftiger Beruf ſeyn ſollte, und gerne übernahm er es, der Lehrer derjenigen zu ſeyn, an deren Seite ihm jede Stunde eine Seligkeit zu ſeyn ſchien.

Von nun an fing ein ganz neues Leben auf Hohentwiel an; es ſchien, als ob ſich die Burg unter Hedwig zu einer wiſſenſchaftlichen Schule umbilden wollte, mit ſolchem Eifer gab ſie ſich unter Anleitung ihres Eckhardt dem Studium der Alten hin. *) Kein Tag verging, wo ſie nicht einige Stunden in dem Gemache ihres Lehrers zubrachte; aber nie geſchah dieß ohne Begleitung einer Dienerin und, um allen anſtößigen Schein zu vermeiden, ſtets bei geöffneter Thüre. So ereignete es ſich manchmal, daß Fürſten, Edle und Ritter, und wer ſonſt zum Beſuche oder zur Aufwartung nach der Burg kam, die Herzogin neben Bruder Eckhardt ſitzend antraf, wie ſie aufmerkſam zuhörte, wenn er ihr des Virgilius Heldengedicht oder die herrlichen Oden des venuſiniſchen Sängers erklärte. Allein, obſchon der Umgang mit Eckhardt und ſeine Beihülfe bei ihrer Lieblingsbeſchäftigung ihr mit jedem Tage mehr als Bedürfniß erſchien, und ihre Gunſt ſich ihm in ſtets höherem

*) Damals waren edle und erlauchte Damen ſtolz auf die Kenntniß der claſſiſchen Schriftſteller der Griechen und Römer, während heut zu Tage junge Männer (die ſich gleichwohl wiſſenſchaftlicher Bildung rühmen) und verächtliche Frömmlinge, dieſes Studium — freilich nicht gemacht für ſolche Weſen — als ein triviales, oder gar gottloſes, geringſchätzen. Anm. des Setzers.

Grade zuwandte, so vergaß sie doch niemals ihrer Würde; ihr edles Selbstgefühl und die Scheu vor der großen Sünde, wenn sie dem Himmel einen seiner Geweihten entzöge, stellte sie stets sicher gegen alle Uebereilungen des, freilich längst nicht mehr freien, Herzens. So zeigte sich Hedwig, das Weib voll Heldensinnes, auch groß in ihrer Liebe, so gewann sie es über sich, mit mehr als männlicher Kraft nicht nur die eigenen Gefühle zu beherrschen, sondern sie wies auch in Augenblicken, wo Eckhardt leicht hätte vergessen können, daß es seine Herzogin sei, an deren Seite er sitze, denselben stets mit allem Ernste zur Ordnung zurück, und ließ ihn bisweilen recht empfindlich fühlen, daß sie die Gebieterin und er der Diener sei. Einmal, als er aus den Schranken der Zucht herauszutreten schien, ließ sie ihn sogar auf seinem Lager geißeln, und gab es ihm noch als eine besondere Gnade zu verstehen, daß sie ihm nicht auch seine Haare gänzlich vom Haupte scheeren lasse. Doch gemeiniglich dauerten solche strenge Auftritte nicht lange und wurden oft Veranlassung, daß ihre Neigung sich nachher in erhöhtem Grade zeigte.

Eckhardts Stellung auf Hohentwiel war übrigens durchaus nicht von der Art, daß er sich der Herzogin ausschließlich zu widmen, oder etwa darüber zu klagen gehabt hätte, daß er von einer Klausur in eine zweite gekommen wäre, sondern er konnte, so oft es ihm gefiel, namentlich an Feiertagen, Ausflüge in die ganze Umgegend machen, oder zum Besuche seiner Brüder nach St. Gallen gehen. Wann dieß geschah,

ſandte Hedwig jedesmal Schiffe mit Geſchenken für den Abt und Convent nach Steinach voraus, und bei Eckhardts Zurückkunft war immer auch ſchon ein neues Geſchenk bereit, um dem geliebten Lehrer für ſeine Mühe und Arbeit eine Freude zu machen.

Während der Zeit, als Eckhardt ſich auf Hohentwiel befand, geſchah es einmal, daß im Kloſter zu St. Gallen Feuer ausbrach und empfindlichen Schaden für daſſelbe verurſachte. Dieß vernahm Abt Rudimann auf Reichenau, — deſſen Neid gegen St. Gallen ſich ſeit Eckhardts Aufenthalt auf Twiel noch um Vieles geſteigert hatte, weil Hedwigs Huld gegen jenen ſich auch auf das Kloſter ſelbſt vielfach wohlthätig äußerte, — als eine willkommene Mähre. Zugleich hörte er, wie zwiſchen der Herzogin und dem Kloſter durch Eckhardts Vermittlung mehrfache Verhandlungen wegen des erlittenen Schadens gepflogen würden. Rudimann war ſehr begierig, einmal durch eigenen Augenſchein Kenntniß von dem Stande der Verhältniſſe zu nehmen, und machte ſich daher eines Tages, an dem er glaubte, daß Eckhardt ſich auf Hohentwiel befinde, ganz allein auf den Weg nach St. Gallen. Durch die Kirche gelangte er auf das Dorment des Kloſters, und erſah ſich da einen Schlupfwinkel zum Lauſchen. Allein zum Unglücke für ihn traf es ſich, daß Eckhardt, der gerade an dieſem Tage von Hohentwiel auf Beſuch gekommen war, über den Gang ſchritt. An dem tiefen Schnarchen ſchloß dieſer auf die Nähe einer Perſon; er blieb daher ſtille ſtehen und hielt ſeine Leuchte gegen den Ort hin, wo

Rudimann sich versteckt hatte, um zu warten, bis dieser aus seinem Schlupfwinkel hervorgehen würde. Endlich wurde dem Abte die Zeit zu lange und er kroch hervor. „Willkommen, ehrwürdiger Herr," rief Eckhardt ihm mit höhnischer Stimme zu, „mich dünkt, Ihr habt wohl den rechten Weg auf unserm Dormente verfehlt; Ihr habt aber auch unklug daran gethan, daß Ihr nicht den Tag zu Eurem werthen Besuche erwähltet. Doch, um Euch zu zeigen, daß wir auch nächtliche Besuche zu ehren wissen, so erlaubt, daß ich Euch zu dem Gemache meiner Obern hinleuchte." Mit diesen Worten nahm Eckhardt seine Leuchte und beschämt folgte ihm Rudimann, ohne ein Wort zu sprechen. Allein kaum waren sie einige Schritte weit gegangen, als sie sich schon von einer großen Anzahl Conventualen umgeben sahen. „Auf ihn, auf ihn!" riefen viele Stimmen zugleich, „es ist der Rudimann, der Neidhardt von Reichenau!" Nur mit Mühe konnte Eckhardt die Brüder abhalten, daß sie nicht über den Abt herfielen und denselben wacker durchprügelten. Flehentlich wandte sich nun dieser an den Dekan, welcher mittlerweile herbeigekommen war, mit der Versicherung, „gerne will ich Euch und Euer Convent fürderhin in Ruhe lassen; schützt mich nur dießmal vor der Mißhandlung der Mönche und entlasset mich ungestraft; ich will Euch dafür ein hübsch Maaß von meinem Reichenauer Trunke zur Sühne schicken." So bat Rudimann den Dekan flehentlich, und dieser ließ sich endlich bewegen, ihn ungestraft zu entlassen. Darauf nahm Eckhardt ihn bei der Hand und führte

den über seine Freiheit äußerst Vergnügten eine gute Strecke über das Kloster hinaus. „Meinen schönsten Dank, Herr Eckhardt, für den großen Dienst, den Ihr mir erwiesen," sprach Rudimann beim Abschiede, „wenn Ihr wieder auf Hohentwiel zurückkehrt, sprechet doch auch bei mir ein, damit ich Euch Eure Gefälligkeit lohnen kann." Mit diesen Worten machte er sich schnell von dannen, schickte aber das Versprochene schon nach wenigen Tagen richtig nach St. Gallen.

Als kurz darauf Eckhardt wieder auf die Burg zurückkehrte, machte er wirklich den versprochenen Besuch auf der Reichenau. Rudimann empfing ihn da, nach Gewohnheit, äußerst freundlich, und es schien, als ob gar Nichts vorgefallen wäre. „Mein Bestes habe ich für Euch zum Geschenke aufgespart," begann der listige Mann die Unterredung, und ließ seinem Gaste ein schönes Pferd vorführen. Das that er aber keineswegs aus wahrer Freundschaft, sondern weil er dachte: „gewinne ich Diesen, so gewinne ich auch die Gunst der Herzogin, und deren bin ich wohl bedürftig, wenn sie erfährt, was zu St. Gallen vorgefallen ist." Als sich nun Eckhardt beurlaubte, da umarmte und küßte ihn der Abt unzählige Male und verschwendete eine ganze Menge schmeichelhafter Reden. „Wie selig seid Ihr doch," raunte er ihm noch in's Ohr, „daß Ihr eine so schöne Schülerin in der Grammatik unterrichten dürft." „Gerade wie Ihr," erwiederte Eckhardt, „die schöne Nonne Klotilde in der Dialektik unterrichtet habt." Mit diesen Worten ritt unser Gast auf dem geschenkten Pferde davon.

Ehe noch Eckhardt auf Hohentwiel anlangte, war ſchon das Gerücht von dem Vorfalle in St. Gallen der Herzogin zu Ohren gekommen. Lächelnd ging ſie ihrem Lieblinge entgegen und ſagte: „Mein Freund, du haſt ja dem Wolfe, der bei Nacht in den Schafſtall geſchlichen war, ſo brav heimgezündet.“ „Beim Leben Hedwigs,“ rief Eckhardt, „wenn ihn Einer recht durchgeprügelt hätte, ich hätte ihn wahrlich nicht curirt.“ Er erzählte nun den ganzen Verlauf der Sache, und Hedwig freute ſich ungemein, daß Rudimann für ſeine böswillige Abſicht ſo gut heimgeſchickt worden war.

Am folgenden Tage beſuchte die Herzogin wieder, wie gewöhnlich, ihren Lehrer, um den begonnenen Unterricht fortzuſetzen. Es war die Aeneis des Virgilius, die ſie damals gerade mit einander laſen. Als ſie an die bekannte Stelle im zweiten Buche kamen:

— timeo Danaos, et dona ferentes.
(ich fürchte die Danaër, ſelbſt wo ſie ſchenken.)

mußte Eckhardt unwillkürlich lächeln. Hedwig bemerkte es und fragte nach der Urſache. „Weil ich,“ erwiederte Eckhardt, „erſt geſtern die Wahrheit dieſer Worte an mir ſelbſt erfahren habe, denn ich erhielt ein Geſchenk, deſſen Geber auch unter jene Danaër gehört, die man gerade am meiſten fürchten muß, wenn ſie Einem etwas geben, oder wie die Katzen, wenn ſie freundlich thun.“ Auf Hedwigs Verlangen mußte nun Eckhardt die ganze Geſchichte noch einmal von Anfang an ausführlich erzählen. „Solche Dinge fallen alſo in meinem Lande vor, „rief die Herzogin

entrüſtet, „ohne daß man mich zur Schiedsrichterin wählt, und ich die ganze Sache nur ſo wie von ungefähr erfahren muß! Und ich glaube, mein lieber Eckhardt, auch von dir hätte ich ſie nicht erfahren, wenn ich nicht Alles ſchon vorher gewußt hätte, und nicht Herr Virgilius vom letzten Vorfalle dein Verräther geworden wäre.“ „Wohl,“ erwiederte Eckhardt, „habe ich von dem Vorfalle gegen Euch geſchwiegen, gnädigſte Gebieterin, aber wäre es denn auch recht von mir geweſen, wenn ich dem, welchem ich Frieden und Verſöhnung zugeſagt, das Wort gebrochen hätte?“ Ueber dieſen abermaligen Beweis von Eckhardts edler Geſinnung freute ſich Hedwig herzlich, ſie nahm aber doch von jetzt an die ganze Sache mit St. Gallen und dem Abte Rudimann ernſtlicher auf.

Feſt entſchloſſen, eine weitere Unterſuchung deßhalb einzuleiten, war ſie Willens, einen Landtag nach Wahlwies auszuſchreiben und den Biſchof von Conſtanz mit den beiden Aebten von St. Gallen und Reicheuau darauf zu laden. Das erfuhr der liſtige Rudimann noch zur rechten Stunde. Sogleich ſandte er insgeheim einen Boten nach Hohentwiel an Bruder Eckhardt mit einem Brieflein des Inhalts: „Lieber Bruder Eckhardt! Wohl hätte ich gedacht, Ihr hättet vor Eurer Allerſchönſten (ſo pflegte nämlich Eckhardt die Herzogin ſelbſt zu nennen) unſere verdrüßliche Geſchichte in St. Galli Kloſter verſchweigen können. Doch, zu geſchehenen Sachen muß man das Beſte reden. Sorget jetzt nur dafür, mein Beſter, vermöge der großen Gunſt, worin ihr bei der Herzogin ſtehet, daß mir

der Vorfall keinen Schaden bringe.“ — Zu gleicher Zeit ſchickte Rudimann auch zu Biſchof Grimoald nach Conſtanz einen Boten und zwar nicht mit leerer Hand, um ſich von mehreren Seiten zugleich ſicher zu ſtellen. Bei Eckhardt verfehlte der Brief ſeine Wirkung, denn der hatte gelernt, ſeiner Gebieterin nicht entgegen zu reden. Beſſer gelang es bei dem Biſchofe, der ſich mit Bitten für den Abt an Hedwig wendete; doch konnte er nur ſo viel ausrichten, daß ſie verſprach, die Sache mit ihren Räthen in Ueberlegung zu ziehen. Der Beſchluß dieſer Berathung fiel ſo aus, daß Rudimann eine Strafe von hundert Pfund vor das Thor von Hohentwiel legen ſollte, weil er den Frieden in dem Gotteshauſe St. Gallen gebrochen hätte. Durch des Biſchofs weitere Verwendung, womit auch der edle Abt Burkhardt von St. Gallen ſeine Fürſprache vereinigte, wurde indeſſen die angeſetzte Strafe auf die Hälfte ermäßigt.

4.

Unter dieſen Begebniſſen war eine geraume Zeit dahin gegangen, die Eckhardt im Umgange mit der ſchönen Herzogin auf der Burg verlebt hatte. Die ungewöhnliche Güte und Auszeichnung, womit die, welche ſeine Gebieterin hieß, ihm ſtets entgegen kam, hatte in dem lebensfriſchen, mit den Verhältniſſen der Außenwelt noch wenig vertrauten Jünglinge eine Reihe von Hoffnungen erweckt, denen er um ſo lieber Raum gab, als er, namentlich in Stunden innigerer Vertraulichkeit, auch in Hedwigs Herzen das Vorhandenſeyn

ähnlicher Gefühle wahrzunehmen ſich ſchmeichelte. Allein, ſo viele Mühe es die Herzogin oft auch koſten mochte, dem theuren Lehrer zu verbergen, daß es mehr als Wohlwollen, mehr als die bloße Achtung vor ſeiner hohen Wiſſenſchaft ſei, was ſie ſo innig an ſeinen Umgang feſſelte, war ſie doch allzu gewiſſenhaft, um durch eine irdiſche, ſündliche Neigung dem Himmel ſeinen Verlobten zu rauben, allzuſehr ihrer fürſtlichen Würde ſich bewußt, um nicht den Zug des Herzens unbedingt ihrer Stellung und den hohen Anforderungen ihres Regentenberufes aufzuopfern. Ihr Verhältniß zu Eckhardt blieb daher immer daſſelbe, wie es von Anbeginn geweſen war, und ſo oft dieſer auch eine Erklärung herbeizuführen, oder wenigſtens eine Annäherung zu verſuchen wagte, wußte Hedwigs kluge Gewandtheit jedem ſolchen Schritte ſtets zuvorzukommen. So von zwei widerſprechenden Gefühlen, dem der Sehnſucht und der Entſagung, gepeinigt, fand der junge Mann den Aufenthalt auf der herzoglichen Burg je mehr und mehr reizlos, am Ende drückend; es verlangte ihn hinaus in das Treiben der Welt, um hier, in mehr wechſelnder Thätigkeit, zu vergeſſen, was da oben im einſamen Kämmerlein ſein liebendes Herz täglich düſterer ſtimmte. „Habe ich“ — ſo dachte er jetzt bei ſich — „einmal die Klauſur meines Kloſters verlaſſen müſſen, ſo will ich auch das Leben in der großen Welt kennen lernen, und mich baß darin umſehen.“ In dieſen Gedanken wurde er noch mehr beſtärkt durch die hohen Beſuche, die zu ſeiner Zeit auf Hohentwiel nicht ſelten auch vom Kaiſerlichen Hofe

erſchienen, und den dortigen Aufenthalt der Einbildungskraft des jungen Mannes mit den herrlichſten Farben vorzumalen wußten.

Dem forſchenden Blicke der Herzogin entging die auffallende Veränderung nicht, die ſich ſeit einiger Zeit in Eckhardts ganzem Weſen und Benehmen kund gab, obgleich die Anhänglichkeit an ſeine Gebieterin, und die Beſorgniß, ihr dadurch wehe zu thun, ihn fortwährend abhielt, ſeine Gedanken gegen ſie zu äußern. Indeſſen, ſeine frühere Heiterkeit verſchwand nach und nach gänzlich. Hedwig wollte auch nicht gerne geradezu um den Grund dieſer trüben Stimmung fragen, bis endlich ein Zufall auf beiden Seiten das bisherige Stillſchweigen brach.

Eines Tages ſaß Eckhardt am Fenſter ſeines Gemaches und blickte trübſinnig hinüber auf das Kloſter der Burg, das ſich nicht ferne von ſeiner Wohnung erhob. Auf dem Tiſchchen, wo er gewöhnlich mit der Herzogin die Alten zu leſen pflegte, lag die Aeneis des Virgilius, aber ſo nachläßig hingelegt, daß man wohl glauben konnte, Eckhardt habe das Buch unmuthig auf die Seite geſchoben. Wohl eine Viertelſtunde mochte er, in Gedanken vertieft, ſo dageſeſſen haben, als ſich die Thüre öffnete und Frau Hedwig hereintrat. Eckhardt bemerkte die Eintretende nicht, ſie aber ſchlich ſich leiſe hinter ihn, Willens, ihn eine Zeit lang in ſeiner Vertiefung zu belauſchen. Da fiel ihr Blick auf den Virgilius. Das vierte Buch, welches die unglückliche Liebe der Königin

Dido zu Aeneas erzählt, war aufgeschlagen, und gleich oben las sie den Vers:

ardet abire fuga dulcesque relinquere terras.
(Heiß verlangt er zu flieh'n und das wonnige Land zu verlassen.)

Wie ein Blitz fuhr es durch Hedwigs Seele; das Geheimniß von Eckhardts Traurigkeit stand nun mit Einem Male enthüllt vor ihr; doch wollte sie das Geständniß aus seinem eigenen Munde vernehmen. „He! lieber Lehrmeister, deine Schülerin ist da," flüsterte sie dem vor sich hin Stierenden zu, indem sie sanft auf seine Schulter klopfte. Bestürzt blickte Eckhardt um sich und sah seine Gebieterin vor sich stehen. „Wie kommt es," begann nun die Herzogin das Gespräch, „daß ich meinen Lehrer, der doch sonst gewöhnt war, selbst noch die Stunden der Nacht zum Studiren zu benutzen, so müßig am Fensterbogen hier sitzen finde? Es kann doch nicht Langeweile seyn, was ihn quält, denn wer sollte diese bei dem Lesen des trefflichen römischen Dichters bekommen? — Oder ist es kurzweiliger, die Blicke an jenem Klostergemäuer dort drüben heften zu lassen?"

E. „Verzeiht, edle Gebieterin, ich fühle keine Langeweile; so, wie eben jetzt, könnt Ihr mich oft da sitzen sehen, denn ich genieße gerne der herrlichen Aussicht ins Thal und über den See."

H. „Aber doch nicht gegen das Kloster hin?"

E. „Nun, auch dieser Theil der Aussicht hat seine Reize für mich; ich denke, wenn ich hinüber=

schaue, manchmal an mein früheres Leben in St. Gallen zurück."

H. „Doch will ich nicht hoffen, daß es eine Sehnsucht dahin ist, die Euch ergriffen hätte; hier oben, meine ich, dürfte es doch etwas besser seyn."

E. „In allwege, gnädigste Herzogin; allein ich kann Euch nicht verhehlen, daß es mich oft seltsam dünken will, wie auf diesem freien Boden, wo nur des Kriegers Schritte ertönen, ein Zwinghaus seyn soll."

H. „Nun, mein lieber Eckhardt, des Zwanges von meinem Kloster wirst du hoffentlich noch wenig erfahren haben, ob du dich gleich, so zu sagen, auch zur Zahl seiner Bewohner schreibst, nur mit dem Unterschiede, daß du nicht Profeß darin gethan hast, sondern frei bist."

E. „Das wohl, verehrte Gebieterin, aber ..."

H. „Ich befürchte, willst du sagen, diese Burg könnte mir leicht eine zweite Klausur werden, und am Ende wäre ich zwiefach gefangen. O nein, lieber Eckhardt, — fuhr sie in einem wehmüthigen Tone fort — einen Zwang will ich nicht; meine Burg soll keine Klausur für dich werden, dazu bist du meinem Herzen viel zu theuer. Gestehe es mir nur, der Aufenthalt in meiner Nähe ist dir entleidet?"

E. „Nein, beim Leben Hedwigs, ich hänge noch mit der Liebe des ersten Augenblicks, ja mit noch unendlich größerer Herzlichkeit an Euch, aber seit einiger Zeit verlangts mich in meinem Innern, nicht nach St. Gallen in mein Kloster, nein, hinaus in das Treiben der großen Welt. Ach, Ihr wißt es ja,

theuerſte Gebieterin, daß der Mann noch einen höhern Beruf hat, als ſein Leben in dunkler Abgeſchiedenheit zu verträumen, ſei es nun in der Zelle über ſeinen Büchern, oder im Umgange mit einem geliebten und verehrten Weibe; auch die Welt macht ihre Anſprüche an ſeine Wirkſamkeit."

H. „Nun denn, weil deine Pflicht dich jetzt mit Einem Male ſo lebhaft mahnt, ſage kurz dein Anliegen: nicht wahr, du willſt mich verlaſſen, und einen größern Wirkungskreis für deine Thätigkeit ſuchen?"

E. „Ihr habt es geſagt, gnädigſte Herzogin."

„Aber — fuhr Hedwig mit wunderbar gemiſchtem Gefühle fort — du wirſt es doch nicht etwa machen wollen, wie der Held Aeneas bei ſeiner Dido, der ſich heimlich davon ſchlich, aus Schüchternheit, ſein Vorhaben nicht geſtehen zu müſſen?" Während ſie dieß ſagte, hielt ſie ihm das aufgeſchlagene Buch hin und deutete auf die Stelle. Da wurde Eckhardt ein wenig beſtürzt, denn er fühlte wohl, daß Hedwig in ſein Herz geſehen und errathen habe, wie eben die bezeichnete Stelle es war, die ihn zu ſo tiefem Nachdenken bewegt hatte. Und in der That hatte ſich die Herzogin auch in ihrer Vermuthung nicht getäuſcht. Schon ſeit einigen Tagen hatte es in Eckhardts Seele mächtig gekämpft, wie er Hohentwiel am füglichſten heimlich verlaſſen könnte, da er ſich nicht getraute, der Herzogin ſein Anliegen zu offenbaren. „Von meiner Seite — ſprach Hedwig, indem ſie nach der Thüre ging — ſteht Nichts deinem Abgange entgegen; nur Eines thue noch in meinem Dienſte. Sei der

Ueberbringer eines Briefes an meinen Vetter, Kaiser Otto II., denn Niemanden Anderem mag ich denselben anvertrauen." Eckhardt versprach dieß. „Und halte dich versichert, lieber Freund, (das waren ihre letzten Worte, ehe sie das Gemach — auf immer — verließ,) Hedwig wird nie vergessen, daß sie dir ihre Liebe geschenkt hat; nur beweisen, so beweisen, wie du es zu wünschen schienest, das konnte, das durfte sie nicht." „Und Hedwig wird nie zu bereuen haben, daß sie einen Unwürdigen mit ihrer Huld beglückte," setzte Eckhardt hinzu, indem er der Scheidenden einen wehmüthigen Blick nachsandte.

5.

Ehe noch der Tag anbrach, wartete bereits eine zahlreiche Begleitung mit Geschenken aller Art, die für Eckhardt bestimmt waren, vor den Thoren der Burg. Noch einmal wollte dieser von der geliebten Gebieterin Abschied nehmen, aber er fand die Thüre ihres Gemaches verschlossen und ein Diener übergab ihm einen Brief, der die letzten Grüße Hedwigs enthielt. Sie hatte sich und ihm den Schmerz der Trennung ersparen wollen; denn erst, als die letzte Stunde, die sie mit dem Theuren noch zusammen seyn durfte, herbeigekommen war, empfand sie recht lebhaft, welchen Namen sie dem Gefühle, das schon so lange ihre Brust beseelte, eigentlich zu geben hatte. Aber als Eckhardt mit seinen Begleitern schon unten am Fuße des Berges angekommen war, öffnete sie noch einmal ihr Fensterlein, und schaute mit Thränen

im Auge dem lieben Lehrer noch so lange nach, bis der Hohenkräher Berg den Zug ihrem Blicke enthob. Auch der Scheidende blickte noch manchesmal nach der herrlichen Feste zurück, aber mit ganz andern Gefühlen, als an jenem Tage, da er sie zum ersten Male begrüßt hatte.

Am kaiserlichen Hofe angelangt, erfuhr Eckhardt bald den Inhalt des überbrachten Schreibens und überzeugte sich von Neuem von der Huld, womit Hedwig ihn auch noch in die Ferne begleitet hatte. Auf ihre Empfehlung erhielt er nämlich gleich nach seiner Ankunft das Amt eines Kaplans bei dem Kaiser, verbunden mit der Erziehung und dem Unterrichte seines ältesten Sohnes Otto, des künftigen Thronerben.

Während dieß Alles sich auf Hohentwiel ereignete, wurde der alte Neid in dem Herzen des Abtes Rudimann zu Reichenau von Neuem wieder rege. Durch einflußreiche Freunde, die er am kaiserlichen Hofe hatte, wußte er es dahin zu bringen, daß der Kaiser selbst den Zustand des Klosters St. Gallen einer strengen Untersuchung unterwerfen ließ. Weil aber zu diesem Geschäfte lauter redliche und gewissenhafte Geistliche gewählt wurden, ergab sich gerade das Gegentheil von Allem dem, was der böswillige Abt gehofft hatte; nirgends Unordnung und Wohlleben, dagegen große Arbeit und, weil in dem Brande so Vieles verloren gegangen war, nicht mehr Vermögen, als kaum hinreichte, die stets zunehmende Anzahl der Brüder nothdürftig zu erhalten. So kam es denn, daß die angestellte Untersuchung abermals

nicht zum Nachtheile, sondern vielmehr zum Nutzen des Convents ausschlug, denn Eckhardt, der unterdessen großen Einfluß bei Otto gewonnen hatte, und am kaiserlichen Hofe meistens in den Angelegenheiten seines ehemaligen Klosters handelte, brachte es dahin, daß demselben für sein erlittenes Unglück eine nicht unbedeutende Entschädigung zu Theil wurde. Auch Hedwig, die schon um Eckhardts willen das Gotteshaus St. Gallen besonders lieb gewonnen hatte, war unter den ersten, die sich hiebei thätig zeigten. Sie vergabte ein schönes Gut in der Nähe ihrer Burg an das Kloster, mit der Bedingung, daß ihr geliebter Lehrer, wenn er einst des Hoflebens satt wäre, dasselbe verwalten und den Rest seiner Tage dort zubringen sollte. Dieß war der letzte Beweis ihrer Liebe, den sie Eckhardten geschenkt hatte; aber ihn selbst noch einmal in ihrer Nähe zu sehen, dieses Glück sollte sie nach dem Rathschlusse der Vorsehung nicht mehr erleben.

Es waren ungefähr zehn Jahre, nachdem Eckhardt die Burg Twiel verlassen hatte, da sah man einen Mann in reichgeschmückter geistlicher Kleidung den Berg hinaufschreiten ...., dieser Mann war Eckhardt, aber nicht mehr der Jüngling mit blühenden Wangen und üppig um die Schultern wallendem Lockenhaare, sondern würdevolle Ruhe, wie nur ein vielbewegtes Leben und manche darin gemachte Erfahrung sie verleiht, bezeichnete seinen Gang, und der Schleier

düſterer Schwermuth umflorte das früher ſo freundlich blickende Auge. Des unruhigen Treibens in der Welt endlich ſatt geworden, hatte er ſich wieder nach der Ruhe eines einſameren Lebens geſehnt. Zuvor aber wollte er die, der er ſo Vieles, ja Alles zu danken hatte, noch einmal von Angeſicht ſehen. Doch ſie war nicht mehr unter den Lebenden — dieß hatte ihm der Ton der Glocken angedeutet, deren trauriges Geläute ihm von der Burg herab entgegenhallte. Noch einmal blickte er in das gebrochene Auge, kniete nieder, küßte Mund und Hand der Vollendeten, ſprach ein inbrünſtiges Gebet für die Ruhe ihrer Seele und eilte dann hinüber auf das Gut, worüber Hedwig ihn zum Verwalter beſtellt hatte. Oft wallte er aus ſeiner Einſamkeit hinauf auf das Bergſchloß, um an dem Grabe ſeiner Wohlthäterin, ſeiner Geliebten, zu beten. Der Hof aber, wo er ſelbſt ſeine Tage beſchloß, hieß von da an der Hof des Bruders Eckhardt oder „der Bruderhof.

IV.

Der Todtenkopf.

Wer reine Hände zum Gebet erhebt,
Nie wird von uns heimsuchen ihn der Zorn,
Unverletzt durchwallt er sein Leben.
Wenn Einer aber schuldvoll, wie der Mann dort,
Mordtriefende Hände verbirgt:
Dann steh'n wir, Rächerinnen der Erschlag'nen,
Hinter ihm stets und fordern sein Blut,
Machtvoll an ihm selbst uns erweisend.
Eumenidenchor.

1.

Furchtbar verbreitete sich das Wehe des dreißigjährigen Krieges über die Gauen von Oberschwaben und die Ufer des Bodensees, besonders über den sogenannten Höhgau, in dessen Mitte, umlagert von einem Kranze anderer Burgen, die Feste Hohentwiel majestätisch emporragt. Hier gerade hatten Jammer und Elend ihren höchsten Gipfel erreicht, denn Hohentwiel war der Zankapfel, um dessen Besitz so lange vergebens gestritten wurde. Kaum hatte eine Feindeshorde das Felsenhaus verlassen, als schon wieder eine neue vor dasselbe zog; die Belagerer hausten auf dem Gebiete ihrer Glaubensgenossen wie in Feindesland, sie raubten, plünderten und plagten die Bewohner des Gaues auf alle erdenkliche Weise. Mangel

und Armuth waren die Folgen der vielen Einquartirungen von wilden, raubgewohnten Schaaren. Das Jahr 1635, für Hohentwiel ohnedieß so verhängnißvoll, brachte, unter dem übrigen Gefolge des langwierigen Krieges, auch noch eine furchtbare Peſt mit, die wahrſcheinlich in der traurigen Lebensweiſe, wozu die höchſte Noth trieb, ihren Grund hatte, denn Wurzeln und Eicheln waren die einzige Nahrung vieler Menſchen. Tauſende ſtarben Hungers, täglich wurden an Wegen und auf Straßen Menſchen angetroffen, die vor Schwäche hingeſunken waren und hier der endlichen Erlöſung von ihren Leiden harrten. Kinder irrten umher, um Nahrung in Feld und Wald zu ſuchen; ſie verließen ihre Eltern, weil ſie zu Hauſe keine Stütze mehr hatten, oder wurden von den Eltern verlaſſen, weil dieſe der Noth ihrer Kinder nicht mehr zuſehen mochten.

Eines Tages — es war im Junius des Jahres 1636, als der Obriſt von Vizthumb, nach langer vergeblicher Belagerung, von Hohentwiel wieder abgezogen war — ging der wohlbekannte und berühmte Kommandant der Feſtung, Konrad von Widerhold, herab von ſeinem treubewahrten Hauſe, um zu ſehen, wie die Feinde in den umliegenden Saatfeldern und Weinbergen gehaust hätten. Ueberall ſtieß ſein Auge auf Spuren der grellſten Verwüſtung; die Saaten waren abgemäht oder von den Hufen der feindlichen Roſſe zertreten, die Weinſtöcke umgehauen oder abgebrannt. Unter ſchmerzlichen Gefühlen über den Verluſt all des gehofften ſchönen Segens gelangte er in

die Nähe des Kreuzes, das ſich auf jenem Hügel des Hohentwieler Berges erhebt, an dem vorbei ein ſchmaler Fußpfad von Singen nach Hilzingen führt, als er in ſeiner Nähe ein Aechzen, wie von einem Sterbenden, vernahm. Aufmerkſam und begierig, was dieß wohl ſeyn möchte, verfolgte er den Laut weiter. Kaum war es noch ſo helle, daß er einen Gegenſtand, der nicht ferne von ihm lag, deutlich wahrnehmen konnte. Ein wohlgeſtalteter Knabe von etwa zehn Jahren hatte ſich an dem Fuße des Kreuzes angelehnt; Bläſſe des Todes hatte ſein Geſicht überzogen und ſtarr blickte ſein halberſtorbenes Auge vor ſich hin. Widerhold trat dem Kinde näher, ließ ſich nieder zu ihm und fühlte, als er ſeine Hand auf deſſen Herz legte, daß dieſes noch in matten Schlägen klopfe. Auf die Frage „wer der Knabe wäre und wem er gehöre?“ erfolgte keine Antwort; ein leiſes Aechzen war Alles, was er vernahm. Es war mittlerweile Nacht geworden; da nahm Widerhold den Halbtodten auf ſeine Arme und trug ihn der Burg zu. „Sieh da, meine liebe Hermegard“ — rief der Brave ſeiner Gemahlin beim Eintreten in die Wohnung entgegen — „da hat mir Gott wieder einmal Gelegenheit gegeben, ein gutes Werk zu thun; du wirſt doch Nichts dagegen haben?“ mit dieſen Worten legte er das noch ohnmächtige Kind ſanft in ſeinen Lehnſtuhl. Neugierig trat Hermegard vor daſſelbe hin, fuhr aber erſtaunt ſogleich wieder zurück, mit den Worten: „wie wunderbar ähnlich, wie aus dem Geſichte gebildet iſt doch der Knabe unſerem unvergeßlichen Heinrich,

der uns ſo frühe durch den Tod entriſſen wurde; — wo habt Ihr ihn gefunden, mein Gemahl?" Während nun Widerhold ſeiner Gattin das Zuſammentreffen mit dem Findlinge an dem Kreuze erzählte, wandte er ſich zugleich an ein holdes Mädchen, das bisher blos ſtumme Zuſchauerin der ganzen Scene geweſen war, „geh' Kätchen, bereite dem Kinde eine ſtärkende Speiſe, und du, Hermegard, hole mir meine Arzeneien." Widerhold war nämlich nicht blos Kommandant ſeiner Feſte, er war während der Peſtzeit auch Arzt bei den Seinigen und den Soldaten geweſen. Zu dieſem Zwecke hatte er ſich die nöthigſten Kenntniſſe in der Arzeneikunde zu erwerben geſucht und eine, mit den unentbehrlichſten Mitteln verſehene, Hausapotheke eingerichtet.

Kaum war das Verlangte hergebracht worden, als der Knabe ſich zu erheben verſuchte und, ſo gut ſeine Kräfte es ihm noch erlaubten, nach Brod verlangte. — „Iſt es das, was dem armen Kinde fehlt?" — rief Widerhold wehmüthig und doch erfreut zugleich aus — „alſo auch du biſt einer der Tauſenden, die der Hunger hinzuraffen drohte; wohl dir, du biſt im rechten Hauſe angekommen. Weg mit allen Arzeneien; da kann nur eine kräftige Weinſuppe helfen!" Als dieſe von dem Mädchen gebracht war und der Knabe davon genoſſen hatte, fühlte er ſich allmählig geſtärkt, richtete ſich in dem Lehnſtuhle auf, und gab jetzt auf die wiederholte Frage, „woher biſt du, liebes Kind?" in gebrochenen Lauten die Antwort: „Ort — großen See." — „Wem gehörſt

du?" — „Vater und Mutter." — „Wie heißt du?" — „Heinrich."

„Wie wunderbar" — fiel hier Hermegard ein — „daß der Knabe denſelben Namen trägt, wie unſer verſtorbener Sohn;" alſo aus der Seegegend iſt er; aber woher? und wie kam er an dieſen Ort?" „Das iſt für den Augenblick ziemlich gleichgültig," antwortete Widerhold ſeiner Gemahlin; „nun das Kind gerettet iſt, werden wir ſchon erfahren, wem wir es gerettet haben; das wird ſich Alles geben." — „Ihr werdet doch nicht" — meinte Hermegard — „den Knaben behalten wollen? ich dächte, wir hätten genug an der Käthe, die ja auch ſo gleichſam auf der Straße gefunden iſt; und wenn dieß auch nicht wäre, wie manche ſchmerzliche Stunde würde es mir verurſachen, wenn das Kind bei uns wäre; ſein Anblick würde mich jedesmal an unſern lieben ſeligen Heinrich mahnen und den Schmerz über ſeinen Verluſt immer wieder erneuern." „Im Gegentheile, meine Liebe" — bemerkte Widerhold — „da würde uns ja gerade das Verlorene wieder einigermaßen erſetzt; ich glaube ſicher, wenn du den Knaben immer um dich hätteſt, du würdeſt deinen Heinrich nach und nach über ihm vergeſſen. Uebrigens läßt ſich jetzt ohnedieß noch nichts Beſtimmtes über die Sache reden; die Eltern werden ſchon das Kind ſuchen laſſen; es iſt ſauber gekleidet und gewiß aus einem guten Hauſe, da kann, eher als nicht, ein Strich durch meine Rechnung gemacht werden." Es wurde auch, ſo große Freude Widerhold an dem Kinde hatte, Nichts verſäumt, deſſen

Herkommen zu erforschen; man erkundigte sich nach allen Seiten, ob kein Knabe vermißt würde, allein es erfolgte Nichts darauf; es verfloß ein Vierteljahr, ein Halbjahr, Niemand wollte etwas von dem Kinde wissen. Da sagte Widerhold zu seiner Gattin: „jetzt, meine liebe Hermegard, ist der Knabe mein Eigenthum, denn alles Nachsuchens ungeachtet, hat sich Niemand eingestellt, der Ansprüche auf seinen Besitz erhoben hätte." — „Mög' Euer Eigenthum Euch in allweg Freude machen," bemerkte Hermegard, nicht ohne bedeutenden Nachdruck. Indessen wurde seit diesem Tage nimmer davon gesprochen, daß der Knabe aus dem Widerhold'schen Hause weggebracht werden sollte; er blieb dort und wurde als das eigene Kind betrachtet; auch Widerholds Gattin gewöhnte sich nach und nach an ihn, nur äußerte sie manchmal, „wenn es doch nur ein Mägdlein wäre, daß man es auch in der Haushaltung brauchen könnte."

Der Knabe wuchs heran und entwickelte seine geistigen und körperlichen Gaben auf erfreuliche Weise. Er genoß mit vielem Erfolge den Unterricht des M. Eberhardt Pauli, der damals Pfarrer und Schulmeister zu Hohentwiel in Einer Person war. Während aber der junge Heinrich durch seinen Fleiß und nicht gemeines Talent seinem Herrn Vater — denn so war er stets gewohnt den Kommandanten zu nennen — viele Freude bereitete, machte dieser, zugleich mit Pauli, die unangenehme Bemerkung, daß der Junge neben vielen Vorzügen auch ein gar hitziges, leicht reizbares Gemüth besitze. Ein einziges beleidi-

gendes Wort von einem Mitschüler konnte ihn zum heftigsten Zorne entflammen, so daß der Lehrer nicht selten genöthigt war, auf derbe Weise als Schiedsrichter dazwischen zu treten. So geschahe es oft, daß der Pflegsohn weinend bei Tische erschien, und wenn nach der Ursache gefragt wurde, so war es eben immer eine Strafe, die er sich durch sein leidenschaftliches und auffahrendes Wesen zugezogen hatte. „Das ist nicht fein," bemerkte dann Frau Hermegard allemal; „wenn das Pflegesöhnlein so fortfährt, wird man eben keine große Freude an ihm erleben." Solchen Aeußerungen konnte Widerhold freilich wenig entgegenhalten; er bot Allem auf, um das heftige Gemüth des Knaben zu dämpfen und seiner Gemahlin keinen Anlaß zu ähnlichen Bemerkungen mehr zu geben. „Es ist doch wunderbar," sagte Widerhold eines Tages zu seiner Gattin, die eine heftige Handlung Heinrichs wieder in Unmuth versetzt hatte, „es ist doch wunderbar, daß unser Pflegsohn auch hierin unserem seligen Heinrich gleicht; vielleicht, liebe Hermegard, hat uns Gott dieses Kind aus weisen Absichten zugeführt, weil wir uns über den Verlust des eigenen so übermäßig gegrämt haben."

Eben wollte Frau Hermegard ihrem Gemahle in die Rede fallen, als Käthchen, welche gerade am Fenster stand, mit einem Male rief: „Kommt doch her, liebe Eltern, und seht, wie sich der Heinrich da unten im Hofe mit den Knaben herumbalgt!" Noch waren Beide nicht an das Fenster getreten, da tönte von der Straße herauf ein jämmerliches Geschrei;

der junge Heinrich lief dem Hause zu, um sich vor der Rache der übrigen zu flüchten, während einer seiner Spielgesellen den Kopf, von welchem das Blut in Strömen herunter lief, mit den Händen bedeckte.

Bald war Widerhold auf dem Platze; er untersuchte den ganzen Vorfall, und da ergab sich denn, daß Heinrich, durch einige unbedeutende Scheltworte von seinen Kameraden gereizt, einen Stein ergriffen und einem derselben an den Kopf geschleudert habe. Er hatte diesen, der ihm sonst der liebste unter allen seinen Gespielen war, unglücklicher Weise so getroffen, daß wenig gefehlt hätte, so wäre er der Mörder seines besten Jugendfreundes geworden. Zitternd kehrte Heinrich mit seinem Pflegevater in das Haus zurück, denn er ahnete wohl, daß dießmal ein schärferes Gericht, als sonst, seiner warten würde. Widerhold begab sich mit dem jungen Heinrich in ein Nebenzimmer, das er hinter sich zuschloß. „Wie oft" — begann er jetzt im ernsten Tone — „wie oft habe ich dich schon ermahnt, mein Sohn, deinen Zorn zu mäßigen und Herr über deine Leidenschaft zu werden! Siehst du nun die Folgen deines heftigen Betragens? Wie oft hast du schon Strafe dafür leiden müssen, wie oft bist du Ursache gewesen, daß meine gute Hermegard sich über dein Betragen beklagen mußte. Aber das Schlimmste von Allem ist, daß ich jetzt sehen muß, bis zu welchem Grade deine Leidenschaft sich schon gesteigert, wie sehr ihre Herrschaft über dich bereits überhand genommen hat. Du hast es unterlassen, die frühern Keime in dir zu ersticken;

jetzt wird dir der Kampf gegen sie schon schwerer; aber ermanne dich, mein Sohn, suche mit aller Macht die Ketten, worin sie dich gefangen hält, zu zerbrechen, sonst führt sie dich zum Verderben. Die Leidenschaft steigt immer mehr; sie wird vom Fehler zum Vergehen, vom Vergehen zum Verbrechen, vom Verbrechen zum Laster und reißt so den Menschen mit sich fort in den Abgrund. Mein Sohn! ich habe dich bis diese Stunde wie mein eigenes, leibliches Kind geliebt, folge mir, ich meine es redlich, wie ein Vater es mit seinem Kinde nur immer meinen kann. Ich habe dich für einen Stand bestimmt, der vor allen frei seyn muß von Leidenschaft, Zorn und Hitze: du sollst Soldat werden. Eine einzige Aufwallung, ein einziges Aufbrausen gegen einen Vorgesetzten oder Kameraden kann die schlimmsten Folgen für deine ganze Laufbahn nach sich ziehen. Höre auf meine Worte, lieber Heinrich, sie fließen aus der Erfahrung, die ich selbst als Mann auf meinem viel bewegten Lebenswege gemacht habe. Ich war es, der dich einst vom leiblichen Tode errettet hat; gewähre mir die Freude, sagen zu können, daß ich dich auch dem geistigen Verderben entzogen habe, dem du, wenn du so fortfährst, unabänderlich entgegen gehen würdest."

Mit thränenerfüllten Augen nahete der junge Heinrich seinem Pflegevater, denn er sahe, wie auch diesem Thränen auf den Wangen standen, als er die Worte der Ermahnung sprach. „Ich will folgen" — schluchzte er — „will nimmermehr den Anwandlungen des Zornes Raum geben; ach! wenn es mir

nur nicht so schwer würde; er kommt oft, ohne daß ich es will, und übermannt mich. Doch, verzeiht mir für dießmal, mein lieber Vater, was ich gethan habe, ich will mir redlich Mühe geben, daß ich Euch nie wieder auf solche Weise betrübe." — „Dir ist schon verziehen;" sprach Widerhold zu Heinrich; „aber du mußt von nun an auch durch dein Betragen zeigen, daß du der geschenkten Verzeihung werth wareſt. Werde stets besser, dann kann ich noch Freude an dir erleben." Mit diesen Worten entließ Widerhold den Knaben, nachdem dieser noch oft das herzlichste Versprechen der Sinnesänderung gethan hatte. Ach, daß des braven Pflegevaters Mahnungen so wenige Früchte trugen, daß so klein die Freude, so vielfach der Schmerz war, den Heinrich ihm auch von jetzt an noch bereitete. Je älter Heinrich wurde, desto mehr wuchs auch die Leidenschaft mit den Jahren. In der ersten Zeit, nachdem sein Pflegevater so schön und eindringlich zu ihm gesprochen hatte, gab er sich zwar alle Mühe, seines heftigen Wesens, wo es sich zu äußern drohte, Herr zu werden. Der Wille, gegen den Feind im Innern zu kämpfen, war da, aber es fehlte ihm an Festigkeit und Ausdauer. Mit wenigen vollbrachten Kämpfen glaubt der Mensch frei zu seyn, und sobald er sich frei dünkt, gibt er sich wieder dem Bösen hin; der Gegner aber, der stets noch lauert, greift den Unvorbereiteten jählings an und trägt leicht den Sieg davon. Dieß war auch der Fall bei Heinrich: er hatte oft gekämpft, oft gesiegt; endlich glaubte er sich sicher und deßwegen

unterlag er auch von Neuem wieder der Herrschaft des bösen Feindes.

2.

Heinrich war in das achtzehnte Jahr getreten. Er hatte sich, nach dem Wunsche seines Pflegevaters, dem Soldatenstande gewidmet, und in der That, er konnte keinen bessern Meister erhalten als Widerhold, der damals für einen der ersten in der Kriegswissenschaft galt, was er während der fünfzehn Jahre harter Bedrängniß, wovon das ihm anvertraute Haus umgeben war, so oft und glänzend an den Tag gelegt hatte. Wie Heinrich schon in der Schule einer der Besten gewesen war, so machte er auch in seiner neuen Laufbahn die schönsten Fortschritte. Er wurde deßhalb schon nach wenigen Jahren, die er unter der Pique gedient hatte, für würdig befunden, eine der niederern Offiziersstellen zu bekleiden. Widerhold freute sich dessen von Herzen, aber leider drängte sich ihm dabei auch die frühere Erfahrung wieder auf, daß Heinrich, wie er an Jahren und Kenntnissen zugenommen, so an leidenschaftlichem Wesen nur wenig abgenommen habe. Er ließ es auch jetzt nie an Ermahnungen fehlen, wo immer sich Veranlassung dazu bot; aber mit schmerzlichem Bedauern mußte er wahrnehmen, daß seine Worte bei dem sich selbst zu sehr fühlenden Jünglinge noch weniger Eingang fanden, als früher bei dem Knaben. Es ist ja eine nur allzubekannte Erfahrung, daß junge Leute, sobald sie einmal in ein gewisses Alter getreten sind, und

besonders dann, wann wirkliche Kenntnisse ihnen einige Geltung im Leben verschafft haben — sich erhaben dünken über die Klugheit älterer, erfahrener Menschen, und glauben, sie hätten nimmer nöthig, Ermahnungen Gehör zu schenken.

Diese Ansicht von sich und seiner Stellung schien auch Heinrich gefaßt zu haben. Er war Etwas geworden, und zwar nicht eben durch den Einfluß seines Pflegevaters, sondern — er fühlte dieß nur zu wohl — durch eigenes Talent, das sich nur unter Widerholds Anleitung entwickelt hatte; er war Etwas, und dieses Bewußtsein ließ eine andere böse Eigenschaft bei ihm einschleichen, den Eigendünkel, der nach und nach einen gewissen Uebermuth hervorrief, bei dem er der Mahnungen seines treuen Leiters ganz entbehren zu können glaubte. „Mein Sohn" — sprach Widerhold oft in bedeutendem Tone zu ihm — „danke Gott für deine Gaben; du kannst noch etwas Rechtes in deinem Leben werden; aber ich fürchte, gerade dadurch, daß du es schon zu seyn glaubst, siehst du über Andere, die nicht geringer als du sind, hinweg, überhörst meine Warnungen, die noch dieselben sind, wie früher, und erkennst das Verderben nicht, das dich fortzureißen droht." Aber Heinrich, der junge Offizier, hatte jetzt keine Lust mehr, auf die wohlgemeinten Worte seines Pflegevaters zu hören. Doch, nur allzuschnell kam die Zeit heran, wo er von der Wahrheit derselben überzeugt werden, wo er schmerzlich erfahren sollte, daß er sie zu seinem Unglücke mißachtet hatte.

Jener Freund, von dem oben erzählt wurde, daß Heinrich sich so schwer an ihm vergriffen hatte, war Friedrich Stockmaier, der Sohn des Kellers Stockmaier auf Hohentwiel. Beide waren neben einander aufgewachsen, hatten eine und dieselbe Laufbahn erwählt und bei Widerhold Unterricht in der Kriegswissenschaft genossen. An Kenntnissen stand der junge Stockmaier Heinrichen zwar nicht völlig gleich, was er aber vor diesem voraus hatte, war ein sanftes, offenes Gemüth. Die gewohnte Zutraulichkeit, welche durch Heinrichs jähzornigen Angriff nur auf einige Zeit unterbrochen worden war, hatte sich bald wieder auf die frühere Weise hergestellt; Heinrich und Friedrich galten für das zärtlichste Freundespaar, von dem Niemand geglaubt hätte, daß es sich je trennen könnte. Allein, was schon manches enggeschlossene Freundschaftsband zerrissen hat, war auch hier die Veranlassung zur bittersten Trennung: es war eine entschiedene Neigung zu einem liebenswürdigen Mädchen, die beider Jünglinge Herz zugleich ergriffen hatte.

Auf dem benachbarten Bruderhofe, einem östlich von Hohentwiel in einem Walde gelegenen, und zum Gebiete der Festung gehörigen Maiereigute, blühte Margarethe, die einzige Tochter des Pächters, eine der lieblichsten und sittsamsten Töchter des Höhgaus. Jeden Sonntag kam sie nach Hohentwiel, um die Kirche daselbst zu besuchen, ausgenommen zur Zeit der Belagerung, wo die Verbindung zwischen der Festung und dem Hofe gänzlich abgeschnitten war. Nach dem

Gottesdienste hatte sie ihren gewöhnlichen Abstand in dem Hause des Kellers Stockmaier, weil sie mehrentheils Aufträge von ihrem Vater an diesen zu besorgen hatte, denn Stockmaier und der Pächter waren beide aus Einem Orte im Württemberger Lande gebürtig, nämlich aus dem Städtchen Sindelfingen. Dadurch hatte Friedrich zuerst die liebliche Margarethe kennen gelernt; sie wuchsen in gegenseitiger Freundschaft so zu sagen neben einander auf. Auch Heinrichs Bekanntschaft mit Margarethe war im Stockmaier'schen Hause angeknüpft worden, wo jener sich Sonntags nach geendigtem Gottesdienste regelmäßig einzufinden pflegte. Was Anfangs nur trauliche, harmlose Freundschaft gewesen war, wurde mit zunehmenden Jahren Liebe, wurde bei Heinrich, der Alles mit Leidenschaft erfaßte, eine höchst leidenschaftliche Liebe. Beide Freunde hatten zuvor nie ein Geheimniß vor einander bewahrt: jetzt begann zum ersten Male das Geheimthun von Heinrichs Seite; sonst sahe man sie Arm in Arm mit einander auf Spaziergängen oder auf der Wachtparade erscheinen: jetzt standen sie sich ferne. Heinrichs Besuche im Hause des Kellers wurden sparsamer als zuvor, und man sah ihn am Ende nur Sonntags, wenn Margarethe auf den Berg kam, daselbst sich einfinden. Margarethe war die erste, der es nicht entging, daß die beiden Freunde einander nicht mehr so nahe ständen wie bisher, sie forschte lange bei sich selbst nach der Ursache dieser Veränderung, denn das trauliche Verhältniß der Jünglinge war für sie immer ein Gegenstand der Freude gewesen: — allein,

so suche ich auch die Ursache dieser Neuberung lag, sie konnte beschlossen werden nicht entfernen, denn sie war zu wenig dieser eigenen Wertheit sich bewußt, sie war zu beschämen, um den Grund dieser ihr unerklärlichen Trennung bei sich selbst zu vermuthen.

Einen schönseren Blick hatte Wilhelmuth, der schon einige Zeit mit Schmerz diesen kleinen Betrugen Heinrichs gegen seinen Freund zugesehen hatte. Einen Tages rief er ihn zu sich und begann in wahrhaft väterlichen Tone: „Mein Sohn, ich habe in diesen Tagen eine Entdeckung gemacht, die, ich gestehe es dir, mein Herz mit Schmerzen erfüllt hat. Bisher sah ich dich im innigsten Freundesverhältnisse zu Friedrich stehen; er war ein Umgang, der dir nur Segen bringen konnte, kein er ist ein Jüngling von sanfter Gemüthsart, solider Geschäftsart, solcher Freunde wünsche ich mir selbst, welche ein schnelles, aufbrausendes Temperament haben, um selbst dadurch sanfter zu werden. Aber nun freilich scheint auch hier Fremde, der ich mich selber hingegeben habe, verwirrt werden zu wollen. Statt der gewohnten Innigkeit nehme ich mit Einem Male Kälte wahr; sie scheint einander fast einigen Zeit ausschließ und unerklich seyn; nicht wahr, ich habe recht gesehen? gestehe es mir nur!“ Heinrich verbesserte seinem Pflegevater nicht, daß die ausgesprochene Verwunderung wörtlich gegründet wäre. „Und was? — sage Wiederholt er — was weist du der Ursache davon sey?“ Heinrich erröthete und schwieg. „So ist eine Liebe, die du mit Wohlwollen Namen gewannen, der Wunsch, ein und dasselbe Mädchen zu besitzen,

hat Euch beide getrennt. Glaube nicht, daß ich das, was ich jetzt zu dir sprechen will, deßwegen thue, weil ich etwa ein solches Gefühl verdammte; gewiß nicht; Liebe ist ja das edelste Gefühl, das der Mensch in sich trägt, das Beste, was er noch aus seinem wahren Heimathlande gerettet hat. Aber gerade die Liebe ist es auch, die, wenn sie zur Leidenschaft wird, dem Menschen das schrecklichste Verderben bereitet, und Alles, was du erfassest, pflegt bei dir in Leidenschaft auszuschweifen: darum fürchte ich für dich. Ohne deine Neigung an sich zu mißbilligen, gebe ich dir doch zu bedenken, wie wenig vorgerückt an Jahren du noch bist, daß du deine Laufbahn erst begonnen hast, daß deine Liebe nothwendig in den Beruf, dem du dich mit ungetheiltem Streben widmen sollst, störend eingreift, denn sie macht dir Sorgen, die jetzt noch ferne von dir bleiben müssen. Allein dieß ist es nicht allein, was mich bekümmert um dich macht. Ich betrachte dieses Liebesverhältniß noch von einem andern, viel wichtigeren Standpunkte. Du opferst der Neigung, die nun einmal die Oberhand über alles Andere in deinem Herzen gewonnen, das Beste auf, was du hast, deinen Freund! Er liebt das Mädchen, wie du, nur nicht mit derselben Leidenschaft, und gleichwohl entsprechen seine Verhältnisse weit eher einer Verbindung mit Margarethen. Auch vermuthe ich fast, daß sie ihm geneigter ist, als dir, denn stille und sanfte weibliche Gemüther, dergleichen das ihrige ist, schließen sich eher wieder an sanfte und ruhige männliche Charaktere an. Darum also wolltest

du ihn beneiden oder gar haſſen, ihn aus dem Herzen Margarethens zu verdrängen ſuchen — mit Einem Worte, dem Beſitze eines Mädchens den erprobten, treuen Freund aufopfern? Das Beſſere willſt du preisgeben, während du nach dem Geringern trachteſt, den Freund verſtoßen, um eine Geliebte, deren aufrichtiger Zuneigung du überdieß noch nicht einmal ſicher biſt, zu bekommen? das iſt ein übler Tauſch. Kehre um, mein Sohn, von dem betretenen Abwege; ſchließe dich wieder deinem Freunde an, denn der iſt Goldes werth; entſage dem Gegenſtande deiner Liebe, und freue dich des Glückes, das ächte Freundſchaft dir bietet."

„Ich kann nicht anders" — rief Heinrich ſchmerzerfüllt dem Kommandanten entgegen — „ich muß Margarethen beſitzen; mein Leben hängt an ihrem Beſitze!" „Da ſieht man ja klar und deutlich," erwiederte Widerhold, „daß Leidenſchaft bei deiner Liebe vorherrſcht, daß es nur ein plötzlicher Eindruck, nicht eine aus reiflichem und beſonnenem Nachdenken entſprungene Neigung iſt, was dich ergriffen hat. Ich wollte es darauf ankommen laſſen und deinen Jugendfreund fragen, ob er nicht um deinetwillen Margarethen entſagen würde; glaube mir, er würde es gerne thun, wenn er wüßte, daß dein Leben am Beſitze dieſes Weſens hienge; er liebt dich viel zu ſehr, er würde dich nicht um eines Weibes willen aufopfern: und du ſollteſt ihm an Edelmuth nachſtehen? Du haſt dich zuerſt von Friedrich zurückgezogen, ich weiß es, und aufdringen will er ſich natürlich nicht. Nun

iſt es deine Sache, und darum bitte ich dich um deiner eigenen Ehre und Ruhe willen, nähere dich deinem Freunde wieder und gib dir Mühe, allmälig gleichgültiger gegen Margarethen zu werden. Ich bin es, der dich um deines eigenen Beſten willen bittet; ich, der dich einſt vom Tode gerettet und als hülfloſes Geſchöpf an Kindesſtatt aufgenommen hat.“ „Ich kann nicht folgen, mein Vater, ich kann nicht mehr,“ antwortete Heinrich, „und wenn Ihr mich gleich verſtießet, und wenn gleich Friedrich mein Todfeind würde. Ich will Margarethen erwerben um jeden Preis und wenn tauſend Arme ſie von mir reißen wollten.“ Er ſprach dieſe letzten Worte mit einem Blicke, in dem ſich ſein ganzer Seelenzuſtand abſpiegelte, und entfernte ſich darauf ſchnell. „O Leidenſchaft,“ ſeufzte Widerhold dem Gehenden nach, „wie weit kannſt du doch den Menſchen bringen; wie weit wird ſie dich noch führen, mein Sohn, wenn du nicht alsbald umkehreſt. Vater im Himmel, laß meine Ahnungen nie zur Wirklichkeit werden!“ Hier ſchwieg der brave Mann — und ſeitdem ſprach er nie wieder mit ſeinem Pflegeſohn über dieſe Sache.

Was Widerhold gegen Heinrich geäußert hatte, ging wirklich in Erfüllung. Als Margarethe ſah, daß Heinrich gegen ſeinen Freund mit jedem Tage kälter wurde und ſich zuſehends immer mehr von ihm zurückzog, als ſie bemerkte, wie Friedrich von ſeinem frühern Buſenfreunde am Ende ganz verachtet wurde, konnte ſie dieſe Veränderung nicht mehr mit gleichgültigen Augen anſehen. Sie überzeugte ſich, daß

Alles dieß von Heinrich ausging, darum verschwand bei ihr all die frühere Freundlichkeit, die sie stets auch gegen diesen gezeigt hatte; sie wandte sie von nun an in höherem Maaße Friedrichen zu, der so verlassen da stand, dessen Charakter sich stets so sanft und mild äußerte. Dieß bemerkte Heinrich nur zu bald, und an die Stelle des bisherigen kalten Betragens gegen seinen Freund traten jetzt Haß und Neid, die nur auf eine schickliche Gelegenheit warteten, um in ihrer ganzen Heftigkeit auszubrechen.

3.

Es war an einem lieblichen Maisonntage des Jahres 1643, daß Margarethe, nach ihrer Gewohnheit, die Kirche zu Hohentwiel besuchte. Nach beendigtem Gottesdienste machte sie, wie gewöhnlich, ihren Besuch in dem Hause des Kellers Stockmaier. Dießmal hatte sich Heinrich nicht eingefunden: erst, als sie das Haus wieder verließ, erblickte sie ihn in der Nähe der Wohnung des Kommandanten. Gewöhnlich wurde sie von den beiden Freunden den Berg hinab bis an das Aachbrücklein begleitet, über welches der Weg nach dem Bruderhofwäldchen führt; dießmal jedoch ging Friedrich ihr allein zur Seite. „Guten Tag, wertheste Jungfrau," rief Heinrich Margarethen zu, als sie in seine Nähe kamen. Margarethe erwiederte den Gruß etwas gleichgültig. „Dürfte ich Euch nicht begleiten?" fragte Heinrich weiter mit einem verachtenden Blick auf seinen Freund. Margarethe bemerkte dieß und erwiederte: „ich danke Euch, Herr

Officier, für Euer Anerbieten, wie Ihr so sagt, habe ich bereits zum Abschiede, „Nein, Herr!“ rief verächtlich mich also gegen einen Solchen!“ mit diesen Worten blickte er noch verächtlicher auf jener auf Freiheit sich hin und wenig sein Blume zum unverbrüchlichen Worte. „Gegen einen Solchen!“ wiederholte Friedrich in wehmüthig-wundendem Tone — „o, mein Freund, wie magst du doch solche Worte reden; ich flehte, du solltest anders von deinem Freunde denken; gegen Niemanden sollteß du dich also bewahren, so sollst du auch jetzt zu seinen Gunsten!“ „Nein ich nicht den Sohn des Kommandanten!“ fuhr Heinrich grimmiger. „Abgethan,“ entgegnete in gesunkenem Tone Friedrich, „Alle, du willst mich zum Aeußersten schmähen, Elender, Nichtswürdiger!“ mit diesen Worten zog Heinrich seinen Degen und die entblößte Klinge schwirrte dem Friedrich Gefahr. Auch Friedrichs Klinge blitzt nicht in der Scheide, aber nicht um zu fechten, sondern nur um zu parieren, Margaretha sprang sich zwischen die Kämpfenden, aber vergebens. Die Waffen sprangen herbei, und sich rasch wandten die Beiden getrennt. Friedrich hatte mehrere Wunden empfangen, Heinrich war unverletzt geblieben, denn Friedrich hatte seiner absichtlich geschont; jener schonte vor Wuth, als man ihn gefangennahm von seinem Gegner lachte. Mit grimmigen Blicken erblickte jetzt der Kommandant, welcher den Kämpfen gehört hatte, auf dem Platze: es war derselbe, wo Heinrich sich mit einem Stabsmann seinem Freunde verwundet hatte. „In Arrest mit meinem Sohne!“

war das befehlende Wort, das Widerhold an die Wachen ergehen ließ; denn er strafte strenge und ohne Ausnahme, wo der militärischen Ordnung zuwider gehandelt wurde, so ungerne er sich sonst in diese Nothwendigkeit versetzt sah. Friedrich ward auf dem Platze freigesprochen, denn es wurde durch die anwesenden Zeugen bewiesen, daß er sich lediglich innerhalb der Gränzen der Nothwehr gehalten hatte.

Margarethe folgte dem durch seine Wunden Ermatteten, als er von den Seinigen nach Hause geführt wurde, und verließ den Berg erst, nachdem der Wundarzt erklärt hatte, daß die Verletzung nicht lebensgefährlich sei. Heinrich ging mit den Wachen ab, zähneknirschend und mit einem grimmigen Blicke auf seinen Wohlthäter, der seinem Pflegesohne traurig nachsahe. Hierauf kehrte Widerhold in seine Wohnung zurück; eine Thräne trat in seine Augen, denn er liebte Heinrich, trotz seiner vielfachen Verfehlungen, dennoch von Herzen.

Seit diesem tragischen Auftritte sah man den Kommandanten nur selten in heiterer Stimmung; bange Ahnungen um das künftige Schicksal seines Pflegesohnes erfüllten sein Vaterherz. Der Blick, den Heinrich, als er von den Wachen abgeführt wurde, auf ihn geworfen hatte, ließ ihn nichts Gutes voraussehen; er konnte leicht schließen, daß der Befehl, den er gegeben hatte, den er zu geben genöthigt gewesen war, das heftige Gemüth des Jünglings noch mehr gegen ihn entzünden mußte. Er täuschte sich auch nicht. Wild und mit zerstörter Miene saß

Heinrich in seiner Haft, die ihm auf mehrere Tage zugedacht war. Es war ein Stübchen auf der fürstlichen Burg, zur Seite der Wohnung des Kellers, das geradeaus gegen den See über Radolphzell die Aussicht hatte. Wenn er nun bei der einfachen Kost, die ihm als Gefangenem gereicht wurde, so da saß oder auf seinem Strohlager sich wälzte, wurde sein Gemüth freilich oft im Innersten bewegt, aber zur Erkenntniß seines Vergehens wollte er doch nie gelangen. „Ist das auch Recht von meinem Vater" — beredete er oft sich selbst — „mich gleich einem gemeinen Gefangenen so zu behandeln? Ist das die Liebe, wovon er mir immer so viel vorsagte? Nein, es war Alles nur eitles Geschwätz von ihm, sonst säße ich nicht hier. Er hat mich nie geliebt, darum will auch ich mich jetzt von ihm lossagen." Er trat an das Gitter seines Gefängnisses, und sah da, wie Widerhold gerade aus der Wohnung des Kellers heraustrat, denn er pflegte den kranken Friedrich mehrere Male des Tages zu besuchen. „So, so," — murmelte Heinrich in seinem Kerker für sich hin, „er besucht noch meinen Todfeind, der zärtliche Vater, will sagen Stiefvater, er hilft ihm am Ende gar auch noch zum Besitze seiner Braut. Nein, daraus wird nun und nimmermehr Etwas; bei Gott, sein soll sie nicht werden, und sollte sie ihm auch hundertmal geneigter seyn als mir; entweder will ich zu Grunde gehen, oder Er." Daß dem wirklich so sei, daß Margarethens Neigung zu Friedrich immer entschiedener hervortrete, davon sollte Heinrich sich von seinem

Gefängniſſe aus durch ſeine eigenen Augen überzeugen. Sonſt kam ſie nur an Sonntagen auf den Berg; ſeit Friedrichs Verwundung dagegen ſah er ſie in wenigen Tagen mehr als dreimal in Stockmaiers Hauſe aus- und eingehen — natürlich um den Kranken zu beſuchen. „Das ſoll anders werden," ſprach Heinrich mit höhniſchem Lachen, „du ſollſt noch anderer Meinung werden, Margarethchen, und wenn gleich Herr Widerhold ſelbſt dich mit deinem Buhlen zum Altare führen wollte. Aber zuerſt wollen wir frei ſeyn von der Haft und dann quitt mit dem redlich geſinnten Pflegevater." Dieſe Freiheit kam bald, denn nicht zu lange konnte der betrübte Kommandant den Umgang ſeines Pflegeſohns miſſen. Widerhold kam in eigener Perſon in das Gefängniß, um Heinrich ſeine Freilaſſung anzukündigen und — ihn auf immer zu verlieren.

Mit freundlichem Blicke trat er in das Stübchen. „Du biſt wieder frei, mein Sohn," redete er gleich beim Eintritte Heinrich an, „aber ich hoffe, daß die kurze Zeit, während welcher ich dir Gelegenheit zum Nachdenken über dich ſelbſt gegeben habe, zum Segen für dich geworden ſeyn wird." Heinrich wandte Anfangs ſein Geſicht von dem Kommandanten ab, ohne ein Wort zu ſprechen, dann aber ſagte er mit trotzigem Tone: „ich kann Euch für die angekündigte Freiheit keinen Dank wiſſen, wenn Ihr ſie mir nicht auch völlig gebt." „Wie verſtehſt du das?" fragte Widerhold erſtaunt. „Nun," entgegnete Heinrich, „ich meine, Ihr könntet mir den Laufpaß ganz ertheilen, ich möchte

auch die Welt einmal ſehen; hier oben iſt mir zu enge geworden, namentlich ſeit den Tagen, da ich zwiſchen vier Kerkerwänden ſchmachten mußte.“ „Du hatteſt die empfangene Strafe wohl verdient,“ ſprach Widerhold in etwas ſtrengerem Tone: „du haſt jetzt die Freiheit, die ich dir ankündigte, aber auch die Freiheit, wie du ſie bezeichneteſt, kannſt du haben, wenn du darauf beſtehſt.“ Heinrich ſchwieg, denn ſein Inneres, obgleich ſchon ziemlich abgeſtorben für beſſere Gefühle, mochte ihm doch ſagen, wie undankbar er gegen ſeinen Wohlthäter war. „Du willſt mich alſo wirklich verlaſſen?“ — nahm Widerhold in etwas milderem Tone wieder das Wort: „ich halte dich nicht; möge es dich nur niemals gereuen. Du willſt, daß ich dich nicht mehr Sohn heiße, ich werde deſſen ungeachtet dein Vater bleiben, ſo lange ich lebe. Der über uns möge dich bewahren, daß du nicht ganz verderbeſt. Noch Eine Mahnung nimm zum Abſchiede aus dem Munde deines Pflegevaters mit, unſer Herr und Heiland ſprach ſie einſt gegen einen ſeiner Jünger aus: „was du thun willſt, das thue bald.“

Mit gebeugtem Herzen verließ Widerhold ſeinen ungerathenen und verſtockten Pflegeſohn, denn wohl ahnete er, daß er ihn lange nicht mehr ſehen würde. Zu Hauſe angelangt, ſetzte er ſich in ſeinen Lehnſtuhl, und ſprach die wenigen Worte zu ſeiner Gattin: „Heinrich verläßt uns auf immer.“ Frau Hermegard verſtand nur zu gut, was er damit andeuten wollte, und fragte nicht weiter nach der Urſache des Kummers,

der jetzt viele Tage lang auf dem Herzen ihres Gemahles lastete.

Lange blieb Isabeau nach Wilderhelms Entfernung unbeweglich auf seinem Lager, lange stritt es in ihm, was er beginnen sollte. „Wieder ich, so kann ich mich nicht weiter mit ihnen setzen lassen, denn ich bin zu sehr entehrt worden von ihnen, der mir doch der Nächste ist.“ Gegen diesen Gedanken sträubte sich sein Stolz. „Verkehr ich dagegen bei Burg, so habe ich freie Hand in meiner Liebe, denn kein Lindenwirthe redet mir dann hinein.“ Die Leidenschaft und der unaufhaltsame Wunsch gegen seinen Nebenbuhler entschieden den Gedanken, daß er der unbarmherzige, der verworfenste Mensch wäre, wenn er das Haus und den Mann, der so viel an ihm gethan, so sehr stören an ihm bewiesen, so viele Gefahr an ihm gethan hatte, auf immer verließe. Wie er so nach im Kampfe mit sich selbst war, stachs er plötzlich hinüber an sein Haupt seines Nebenbuhlers und sahe Margareten eben hervorkommen; das entschied vollends seinen Entschluß. „Ja, ich will,“ rief er; „um mir mehr als Wissenschaft meines bevorgen seinen endlichen zu meinen; ich will Anstalt machen, um herzinnen nahen zu können, für deren Heil ich Alles wage, für die ich Alles zu opfern entschlossen bin.“ Er verließ das Gemach. Mit gesenktem Haupte, gedrücktem Antlitze und unsicherem Schritte ging er durch den innern Hof der Festung, er passirte den Hofthurm und das untere Thor, ohne Jemanden zu grüßen. In der Nähe des Meierhofes, welcher ungefähr auf der halben Höhe

des Berges liegt, erblickte er Margarethen, wie sie schleunig den Berg hinabeilte. Er verdoppelte seine Schritte und erreichte sie noch an dem Orte, wo der große Brunnen fließt. Heinrich stand dem erschrockenen Mädchen gegenüber. „Darf ich euch nicht begleiten, liebenswürdige Margarethe," rief er ihr zu: „Ihr seid ja dießmal doch ohne Begleiter, und wir machen einen und denselben Weg." „Ich danke Euch für Euer Anerbieten, Ihr seid ja doch nicht der rechte Begleiter," mit diesem kurzen Bescheide fertigte ihn die Gefragte ab und ging weiter. „Wen meint Ihr denn?" rief Heinrich ihr nach. „Ich meine den, der noch an seinen Wunden krank daheim liegt, an den Wunden, die Ihr ihm schluget; euern vormaligen Freund meine ich, den Ihr verstoßen und mißhandelt habt, dem bin ich von Herzen gut, und Niemand hat etwas gegen unsre Liebe, auch der Herr Kommandant nicht!" — sie sagte die letzten Worte mit vieler Bedeutung und machte sich eilends davon.

„Ich wünsch' Euch viel Glück zu Eurem Vorhaben!" schrie Heinrich mit einem Blicke voll Grimm der Fliehenden nach, und rannte auf einer andern Seite, wo der Weg vom Brunnen aus gegen Singen und die Aachbrücke sich scheidet, den Berg hinab. Margarethens Worte hatten vollends das letzte lockere Band zerrissen, das ihn noch an seinen Pflegvater knüpfte; es war ihm jetzt so viel als gewiß, daß Widerhold nur aus Vorliebe und besonderer Rücksicht für Friederich ihm das Mädchen habe aus dem Sinne reden wollen. „Ich will mich rächen," sprach

Heinrich, als er auf der Straße gegen Radolphzell stand; „ich will mich rächen an euch Hohentwielern, daß ihr noch an mich denken sollt.“ Er kam in dem Städtchen an, gerade als der Kurfürst von Baiern mit seinen Truppen darin lag und einen neuen Angriff auf Hohentwiel im Plane hatte.

4.

Geraume Zeit war Widerhold von den Angriffen seiner Feinde frei geblieben. Nachdem im Jahre 1641 der hartnäckige Belagerer Hohentwiels, Graf von Sparre, den Ort mit empfindlichem Verluste unverrichteter Dinge hatte verlassen müssen, bezeigten die Oesterreicher keine große Lust mehr, fernere Unternehmungen auf die Festung zu wagen. Der Kurfürst von Baiern wollte es jetzt übernehmen, den letzten Versuch gegen Hohentwiel zu machen. Mit dem Jahre 1644 rüstete er, und zwar meistentheils aus den Mitteln der evangelischen Stände, in Oberschwaben ein Heer zu diesem Zuge aus. Gerade um die Zeit, als Heinrich in Radolphzell ankam, wurden Truppen daselbst geworben. Er trat in die Stube im Gasthause zum Anker und sahe, wie ein kurfürstlicher Werbeoffizier eben einigen jungen Leuten, denen er Handgeld gegeben hatte, tüchtig mit Wein zusprach. „He, junger Mann“ — rief der Werber Heinrichen, der sich in einer Ecke des Zimmers niedergelassen hatte und mißmuthig auf sein Schöpplein hinblickte, zu — „hättet ihr nicht auch Lust, unter des Kurfürsten, meines gnädigsten Herrn, Fähnlein zu treten?“

Heinrich schien kaum auf die Einladung zu hören, als jener sich ihm gleich näherte und das Glas zum Anstoßen darbot. „Nicht so traurig und zurückgezogen, junger Mann," sprach der Offizier in traulichem Tone, „Ihr seyd ja noch so blutjung, wer wird in solchen Jahren schon den Kopf hängen, und dazu noch ein Kriegsmann; ei der Tausend, das soll nicht seyn! Laßt uns anstoßen, junger Freund, es lebe der Soldatenstand!" Heinrich stieß an, aber seine Stimmung dabei war nicht die rechte. Da setzte sich der Werber neben ihn und bald auch die übrigen jungen Leute, die schon geworben waren. Von allen Seiten her erfolgte jetzt Zuspruch zum Trinken. Heinrich trank, und vielleicht mehr, als er sonst zu thun pflegte. Dieß brachte sein ohnehin schon aufgeregtes Gemüth noch mehr in Wallung und unterstützte die Absichten des Werbers auf die erwünschteste Weise. „So ist's recht, Kamerad, das sehe ich gerne, wenn junge Leute lustig und guter Dinge sind; du mußt unser werden, bekommst ein schönes Handgeld und hast ein fideles Leben unter uns; schlag' ein!" Mehr unwillkürlich, als um zu gewähren, bot Heinrich seine Hand hin und wollte sie schon wieder zurückziehen, aber fest hielt sie der Werber. „Ich will kein Handgeld, ich brauche keines!" mit diesen Worten schlug Heinrich ein und ward so des Kurfürsten Soldat. „Das ist mir einmal ein flottes Bürschlein," bemerkte der Werber, „der hat Ambition im Leibe; solcher Leute könnten wir noch viele brauchen. Jetzt gehörst du uns an, Kamerad, aber nun bekommst du einen

andern Rock; die württembergische Farbe muß weg, und die baierische gilt. Verstehst du, es geht gegen das Felsennest Hohentwiel, gegen den alten Freybenter Widerhold; wenn den doch der T..... hätte, dem wollen wir einbrennen, daß ihm gerne besser wäre. Nicht wahr, Kameraden, zum Henker mit dem Widerhold dort oben?!" Er hob sein Glas in die Höhe und stieß auf diese Verwünschung mit allen Geworbenen im Kreise herum an. Die Reihe kam jetzt auch an Heinrich; seine Hand zitterte, so daß ihm das Glas beinahe entfiel, denn es war ja sein Wohlthäter, sein Vater, auf dessen Verderben er trinken sollte. „Morgen werden wir zum Belagerungsheere stoßen" — dieß war das letzte Wort des Offiziers an seine Neugeworbenen — „drum macht euch bereit, Kameraden!" Spät erst gingen die Zecher auseinander.

Wie Heinrich die Nacht zubrachte, was für Gedanken und Gefühle beim Erwachen ihn durchdrangen, brauche ich wohl nicht erst vor das Gemüth meiner Leser zu führen; es war, wie wenn ein Betrunkener des Morgens erwacht und jetzt erst über die Handlungen, die er Tags zuvor ohne Bewußtseyn begangen, nachzudenken beginnt. Wir folgen ihm wieder vor Hohentwiel. Die Belagerung der Feste durch das baierische Heer begann im April 1644 nach langer Rüstung. Der Kurfürst ließ von allen Seiten her Schanzen um die Burg aufschlagen, allein hiebei hatte es auch sein Verbleiben. Widerhold seiner Seits machte, nach Gewohnheit, Ausfälle gegen die

Feinde und entleidete ihnen so nach und nach die Belagerung. Der Kurfürst knüpfte Unterhandlungen an, nur um mit Ehren abziehen zu können; es kam aber vor der Hand zu weiter nichts als zu einem Waffenstillstande.

Während dieser Zeit gab Widerhold den feindlichen Generalen zu Singen ein stattliches Mahl. Bei diesem erschien auch Friedrich Stockmaier, der seitdem zum Oberlieutenant und Adjutanten befördert worden war, an der Seite des Kommandanten von Hohentwiel. Die Herren Generale und der gesammte Offiziersstab kehrten erst gegen Abend von dem Mahle nach Hause zurück. „Das sind doch keine so unrechten Leute, die Württemberger auf Hohentwiel," sagte der Offizier, welcher Heinrich geworben hatte, im Vorbeigehen zu diesem, der eben die Wache vor dem Zelte seines Generals hatte, „und auch den Widerhold wünsch' ich nimmer zum Henker, das ist ein ganz honetter Herr, und sein Adjutant, ich glaube er heißt Stockmaier, hat mir besonders wohl gefallen." Heinrich antwortete lange Nichts auf diese Aeußerung des Offiziers, er schien sie gar nicht vernommen zu haben. Da fuhr Jener fort: „denke dir nur, Kamerad, der Widerhold hat uns sogar zu einer Hochzeit geladen, die in den nächsten Tagen auf Hohentwiel gefeiert werden soll, da dürfen wir doch nicht dabei fehlen." „Wer will denn Hochzeit machen?" — fiel Heinrich ihm hastig ins Wort. — „Wer anders, als der hübsche junge Adjutant, der Stockmaier, und Herr Widerhold selbst wird den Brautführer machen."

„Und wer ist die Braut?“ rief Heinrich noch begieriger. „Eine Prinzessinnengeista, genannt Rosenperle, des Brunnenkönigs Enkelin, so soll ein hübsches, braunes Kind sein. Denn ist auch der Herr Rhjnlant so bald von der Tafel weggelaufen, und hat zu Ehseldam den Herren gesagt, als er fort war, einander in das Ohr: „der ist gewiß auf den Brunnhof zu seinem Liebchen gegangen.“ Den Knechtlein glitten bei dieser Erzählung in Heinrichs Hand, und sein Hallali klirrte unwillkürlich an seiner Seite, denn diese Knechtlein durchsahen ihm den ganzen Leib wie ein Fieber. „Und bist du, Kunrad,“ sprach er endlich zu der Ersten, „du bist ja leicht wie der Tod, man muß dich auf der Stelle anlassen.“ Heinrich wurde von seinem Wohen und von ohne Stimmen zu Bette gebracht. Ueber eine Stunde lag er still besinnungslos im Fieberhofe, dann richtete er sich scharf auf, gebrete seinen Hallali um, rannte wie ein Wetterhunger zum Zelte hinaus und über die Nachbleibe, ohne daß seine Kameraden ihn geschwinden konnten.

Sein Roß, dessen das Mädchen am Brunnhofe erreicht, er bemerkte Lichter in der Hochzeit Wohnung und bald darauf sei sein Blick auf zwei aus dem Hause tretenden Personen, von denen die eine Heinrich eine Fackel in der Hand trug; er erkannte in ihnen Friedrich und Margarethe, die dem Brautbrunnen das Geleite gab. „Dem, der sind sie ja,“ rief er mit hellichen Schadenfreude, und rannte schnell über das Rasenfeld einer Wiese zu, die sich am Thume endet, nach in den nächstvorliegenden

Bann gehörigen Wäldchens hinzog, und worüber Friedrich seinen Weg nehmen mußte. Er hatte das Wäldchen erreicht und harrete lange, auf seinen entblößten Pallasch gestützt, des Kommenden im Gebüsche. Blutig roth schien der Mond auf ihn herab, nur hie und da glänzte ein Sternlein an dem umwölkten Himmel hervor. Dumpf ertönte in seiner Nähe die Stimme des Käuzchens, wie wenn es den Todtengesang einem Sterbenden singen wollte. Müde des langen Wartens setzte Heinrich sich auf einem Eichenstamme nieder, und brütete vor sich hin wie ein Wahnsinniger, der seinen Wahnsinn für guten Sinn hält. Hie und da richtete er seinen Blick empor, und sah dann gegenüber die Feste Hohentwiel in Riesengröße vor sich liegen, vom schwachen Lichte des Mondes beschienen. Da war es ihm, wie wenn dieser Anblick ihn ermahnen sollte, von seiner ruchlosen, schrecklichen That abzustehen. „Unglückseliger durch deine Leidenschaft" — so redete es aus dem Innersten seiner Seele zu ihm — „siehest du nicht dort oben jene Burg? dort hast du deine Jugendjahre verlebt als ein unschuldiger Knabe, dort wandeltest du so oft Arm in Arm an der Seite eines liebenden Freundes; und jetzt lauerst du auf ihn gleich einem Wegelagerer, um ihn wegen eines Mägdleins, auf deren Besitz dir nicht einmal ein Recht zusteht, hinzuopfern? Blicke hin auf diese Feste, du Unglücklicher, dort wohnt dein Wohlthäter, dein Vater, der dich vom Tode rettete; ach! wenn jetzt sein Auge herabblicken könnte und dich fände, wie du da sitzest

voll Mordgedanken, er würde herabeilen von seinem Bergsitze, deinen Arm zurückhalten und dein Herz zur Sanftmuth lenken." Heinrich hörte jedoch nicht auf die gute Stimme in seinem Innern, die Leidenschaft übertäubte sie.

Mittlerweile ließ sich in geringer Ferne ein Gespräch vernehmen; genau konnte man die Worte einer weiblichen Stimme unterscheiden: „gute Nacht! Friedrich." „Zum letzten Male," knirschte Heinrich vor sich hin und zog sich weiter in das Wäldchen zurück. Er sah die Laterne wieder dem Pachtershause sich zuwenden. Margarethe, die ihren Bräutigam bis in die Nähe des schauerlichen Orts begleitet hatte, war bald wieder zu Hause angelangt, und das Licht verschwand. Friedrich stand jetzt auf der Wiese, gegenüber dem Plätzchen, wo Heinrich seine Stellung gefaßt hatte. Keines Argen sich versehend, gieng er, ohne zu eilen, seines Weges weiter; da rief auf einmal eine wohlbekannte Stimme ihm entgegen: „Steh' Elender, und wehre dich deines Lebens!" Es war Heinrich, der, mit grimmigem Blicke auf seinen Nebenbuhler, den Säbel gegen dessen Haupt schwang. Schnell hatte auch Friedrich den seinigen gezogen. Auch dießmal wollte er noch schonend gegen den ehemaligen Freund verfahren, aber je mehr er schonte, desto wüthender fiel Heinrich über ihn her. Wie zwei Feuerflammen glänzten die Pallasche im Mondscheine. Ach! kein liebendes Mädchen erschien dießmal, um die Kämpfenden zu trennen, kein treuer Widerhold trat zwischen sie. Lange schwankte der

Kampf auf gleicher Wage, da unterlag endlich der minder kühne Heinrich. Denn in Heinrich brannte das Wahnsinn. Friedrich Stolze in seinem Blute, nieder; ein Stoß von Heinrich Dank hatte sein Herz getroffen. „Gott möge dir vergeben, Heinrich, wie ich dir vergebe! — o meine Margarethe!“ hieß waren seine letzten Worte, ehe er sein Leben zu den seinen Vätern entschwebte. Lange stand Heinrich unbeweglich da, den starren Blick auf den Leichnam seines Freundes geheftet. „Was soll ich nun beginnen,“ sprach er vorgesetzlich bei sich, „ich habe unschuldiges Blut vergossen!“ Heinrich hörte aus nahenem Munden, aber am heftigsten klopfte sein Herz bei dem Gedanke seiner entstellen Freunden. Unentschlossen, was er anfangen, ob er stehen bleiben, aber davon rennen sollte, fiel sein Blick auf eine Grube nahe dem Gebüsche; da hinein warf er den Leichnam und bedeckte ihn mit Zweigen und Erde, so daß die Spur nicht leicht zu entdecken war. Nachdem dieß geschehen, verließ er die Stätte des Jammers und wandte sich schnellen dem Gebirge zu. Hier sie, aber in seinen Zimmern war es, wie in der Seele Kains, als dieser seinen Bruder erschlagen hatte. Unglückseliges, Wahnsinniger, war den Hilfe Mond war Zeuge seiner Grausichat, nur er blickte auf die Stätte, wo seine mörderische Hand den leichnam seines Freundes dem Auge des Rächers entziehen wollte; der wird den Menschen diese That nicht verkünden, aber dennoch wird sie einst Gerechtigkeit auch an ihr Urtheilung geben: „Wehe ihr

Sonne kämen."

Die Übergehen den Jammer, der auf Kaiserwerd entbrannt, als man lange vergebens die Rückkehr des jungen Studenten erwartete. Die Eltern wußten nur Angst und Besorgniß nicht, was sie gegen beginnen sollten. Widerhold schickte nach allen Seiten aus, um Erkundigungen einzuziehen, doch vergebens!. Unbeschreiblich aber war Margaretens Stimmung um den geliebten Jüngling; sie durchschlief selbst mit ihrem Vater die Wallungen um den Brudersee, aber nie gelang es ihm von Ernst den Entschluß zu fassen. Gänzlich zu gramm, zur Seele, daß, während da so emsig forschte, kein Hauch auf der Seelle kund, um die blutige Thatsache deines Todesjammer verschwinden lag! Warum gerieth nicht dein Fuß und Gut da hinab, daß hier der Strudler klagt? freilich mit durchsichtigen Zeigen und deine Ahnung! Doch nein, Meister schreckliche Forschung hatte es gut mit die gemeint, sie wollte dir den Schmerz einer solchen Wiederkehrend ersparen!

Heimlich plötzlichen Verschwinden hatte eines Tages in friedlichen Lager Aufsehen erregt, allein man war so schon gewohnt, daß manchmal ein Angewerbener seine Fahne wieder verließ, darum spürte man nicht lange nach; auch kam schon im Mai 1644 der Friede zwischen beiden Parteien zu Stande, und so zog die bairische Armee selbst in Augsburg wieder ein der Gegend ab. Will meinen besonders unsern Augsburgischen wieder auf dem eingeschlagenen Wege

aufſuchen. Er war von der Landſtraße abgewichen und kam gegen Mitternacht an dem rechten Ufer des Unterſees an. Von da verfolgte er ſeinen Weg immer weiter bis an den Theil des Geländes, welchen man den „Höri“ nennt, längs deſſen meiſtens nur arme Fiſcher-Wohnplätze lagen. Es war noch ſehr frühe am Tage, als er in eine der Hütten eintrat, um hier auszuruhen und ſich zu erquicken, denn er war durch ſeine Wunden in hohem Grade erſchöpft. Die Hausmutter öffnete dem Hülfsbedürftigen die Thüre, und liebreich wurde er in der kleinen Wohnung aufgenommen. Obgleich bei dem Eintritte ihres Gaſtes, deſſen Ausſehen der Frau in mehr als einer Beziehung auffallend erſchien, etwas erſtaunt, hieß ſie ihn doch gleich freundlich Platz nehmen und verſprach, ihm in möglichſter Eile ein Frühſtück zu bereiten. „Ich bitt' Euch, liebe Mutter,“ ſprach Heinrich mit matter Stimme, „gebt mir doch zuvor etwas zum Verbinden meiner Wunden am Arme, ſie ſchmerzen mich allzuſehr, ich kann ſie nicht länger in dieſem Zuſtande laſſen;“ mit dieſen Worten ſchlug er die Aermel an Rock und Hemde zurück. Die Frau holte einige alte Leinwand, um den Arm ihres Gaſtes damit zu verbinden. Kaum hatte ſie ſich ihm wieder genähert, kaum Hand an das Werk zu legen begonnen, als ſie mit dem Ausrufe: „Jeſus Maria, was ſehe ich!“ den Verband fallen ließ, auf einen in der Nähe ſtehenden Stuhl ſank und mehrere Minuten ſprach- und bewegungslos blieb. Erſt nachdem ſie vom erſten Schrecken wieder zu ſich gekommen war,

raffte sie sich wieder auf, trat näher zu Heinrich hin und sagte mit noch zitternder Stimme, indem sie mit einem nur schwer zu beschreibenden Blicke sein Angesicht betrachtete: „Herr, verzeiht mir meinen plötzlichen Schreck; ihr habt da auf dem Arme ein Muttermal, gerade wie unser Sohn, den wir als Knaben verloren haben, und als ich Euch genauer ins Gesicht blickte, glaubte ich auch hier auffallende Aehnlichkeit zwischen ihm und Euch zu bemerken; o sagt mir doch, wie heißt Ihr mit dem Taufnamen?“ Heinrich sagte seinen Namen, da ließ das Mütterlein seinen Arm los und sprang der Kammer zu, wo ihr Mann noch schlief. „Komm doch,“ rief sie voll Freude diesem zu, „komm und sieh! wir haben unsern Sohn wieder gefunden, unsern Heinrich, den wir seit so vielen Jahren schon verloren glaubten.“ Der Alte kam, umarmte den Jüngling und theilte die herzliche Freude seines Weibes über das so wunderbare und unvermuthete Wiedersehen ihres Sohnes. Nun mußte Heinrich Alles erzählen, was ihm noch von seiner frühen Jugend her erinnerlich war, und es traf Alles so zu, daß kein Zweifel mehr möglich war, er sei wirklich der verloren Geglaubte. Auch seine ferneren Schicksale bis zu dem Punkte, wo er vor dem, was er verbrochen, selbst zurückschaudern mußte, theilte er seinen Eltern, halb wahr, halb entstellt, mit und brach dann, indem er beider Arme ergriff und krampfhaft festhielt, plötzlich ab mit den Worten: „ja Vater, ja Mutter, ich bin euer Heinrich, euer verlorener Sohn!“

5.

Das dreißigjährige Wehe war endlich von der unglücklichen Menschheit gewichen; das Jahr 1650 kam und mit ihm die goldenen Segnungen des längst ersehnten Friedens. Allmählig kehrte wieder Wohlstand in die Gegenden zurück, wo bis dahin nur Armuth und Mangel geherrscht hatten, Saatfelder blüheten wieder an der Stelle öder Wüsten, der Weinstock bot freudige Hoffnungen dar und verarmte Familien traten nach und nach wieder in ihre frühern glücklichern Verhältnisse ein. So ging es auch Heinrichs Eltern. Aus dem Wohlstande, worin sie zuvor gelebt hatten, waren sie durch den Krieg zur bittersten Armuth herabgesunken, und nur im Drucke dieser hatten sie ihre niedrige Hütte und den Beruf der Fischerei erwählen müssen. Heinrich, ihr wiedergefundener Sohn, unterstützte sie jetzt im Gewerbe; er legte den Soldatenrock ab und ward Fischer. Durch Fleiß und Thätigkeit gelang es ihm, wieder häuslichen Segen unter die Seinigen zu bringen; aber der innere Friede und die wahre Ruhe, der höchste Segen der Menschen, wollte nie in sein Gemüth zurückkehren. Er verdiente manches schöne Stück Geld, und brachte es mit der Zeit dahin, daß seine Eltern den Pachthof, den sie früher aus Noth hatten verlassen müssen, wieder beziehen konnten. Nunmehr widmete sich Heinrich dem Bauernstande; wie er zuvor rüstig den Degen geführt hatte, so lenkte er jetzt die friedliche Pflugschaar

So waren einige Jahre dahin geſchwunden, Heinrich war zum gereiften Manne geworden, ſein leidenſchaftliches Weſen ſchien ſich ſeit jenem Tage, da er den blutigen Leichnam ſeines Freundes vor ſich liegen ſahe, verloren zu haben und ein ſtilles, düſteres Nachdenken war an deſſen Stelle getreten. Aber das Andenken an Margarethen und die Liebe zu ihr war nie aus ſeinem Herzen entſchwunden, obſchon er ſeit langer Zeit Nichts mehr von ihr gehört und erfahren hatte. Ein Zufall brachte ihm ihr Bild wieder lebhaft vor die Seele; ein Zufall mußte die Hand bieten, um zu bewerkſtelligen, was bisher unmöglich geſchienen hatte.

Schon öfter hatte Heinrichs Vater ſeinem Sohne angelegen, es wäre nun wohl an der Zeit, ſich nach einer tüchtigen Hausfrau umzuſehen. Heinrich, deſſen Gemüthsſtimmung durchaus nicht mit ſolchen Vorſchlägen im Einklange ſtand, that jedesmal, als höre er dieſelben gar nicht, und ſuchte die Unterhaltung ſtets auf andere Gegenſtände zu wenden. Da geſchah es eines Tages, daß der Alte, nachdem er den Markt zu Stein am Rheine beſucht hatte, Abends ganz vergnügt und heiter nach Hauſe kam. „Mein lieber Sohn," — begann er zu Heinrich — „ſo lange ich dir ſelbſt die Wahl überlaſſe, kommſt du doch zu keiner Hausfrau, wie wäre es, wenn ich dir zu einem braven Weibe rathen würde? Auf dem Markte traf ich mit einem ehrenwerthen Manne zuſammen, er iſt Pächter auf einem württembergiſchen Hofe bei Singen, der hatte eine Tochter bei ſich, die mir ganz

brav und ſittſam däucht, und gewiß eine tüchtige Hausfrau für dich abgeben würde.“ „Heißt ſie nicht Margarethe?“ fragte Heinrich, der, überraſcht von der Erzählung ſeines Vaters, derſelben dießmal gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit die ſtrengſte Aufmerkſamkeit zugewandt hatte. „So viel ich mich entſinne,“ — ſagte der Alte — „nannte ſie ihr Vater bei dieſem Namen; du ſcheinſt von dem Mädchen ſchon zu wiſſen?“ Heinrich war ziemlich verlegen. „Nun,“ fuhr der Alte fort, „wenn dem ſo wäre, und du ſie wirklich ſchon kenneteſt, ſo würde die Sache bald im Reinen ſeyn; ich habe ſchon einige Worte gegen den Pächter verlauten laſſen und, ſo viel mir ſchien, war er meinem Vorſchlage eben nicht abgeneigt.“ „So werbet denn Ihr für mich,“ entgegnete Heinrich ſeinem Vater, „was Ihr erſehen habt, mag auch mir in allweg gut dünken.“ „Ich will's thun,“ antwortete der Vater, „will mit dem Pächter über die Sache reden, die Werbung bei dem Mädchen magſt du dann ſelbſt beſorgen.“

Von dieſer Zeit an kamen die beiden Väter noch einige Male da und dort zuſammen, und bald waren ſie mit einander über die Verbindung ihrer Kinder einig. Eines Abends — es war im Junius 1656 — als der Pächter des Bruderhofes von einem Markte, wo er wieder mit Heinrichs Vater zuſammengetroffen war, nach Hauſe kam, rief er beim Eintritte in die Stube ſeiner Tochter entgegen: „Grete, ich habe einen rechtſchaffenen Mann für dich gewählt; ich denke, du wirſt zufrieden mit mir ſeyn, denn ſo kann es mit

dir doch nicht immer bleiben.“ Margarethe dankte ihrem Vater für seine gute Absicht, äußerte aber dabei ganz unverholen den Wunsch, ihr doch den ledigen Stand, der ihr seit dem Verluste ihres ersten Geliebten so lieb geworden, und das fernere Bleiben im elterlichen Hause in stiller Zurückgezogenheit auch ferner gönnen zu wollen. „Schon wieder das alte Brüten und Trauern?“ — bemerkte etwas aufgebracht der Pächter, der die Weigerung seiner Tochter mehr einer Grille, als dem noch nicht erloschenen Schmerze um ihren frühern Geliebten beimaß, — „was soll das seyn? Du bist jetzt zu Jahren gekommen; wenn du noch länger zuwartest, so kannst du am Ende noch sitzen bleiben. Solche Parthieen, wie sich hier eine darbietet, macht man nicht alle Tage; dein Freier ist der Sohn eines rechtschaffenen, wohlhabenden Hofbauern, den ich schon lange kenne, den darfst du mir nicht ausschlagen; in wenigen Tagen wird er selbst mit seinem Vater hier einsprechen und um dich werben.“ „Mein Vater,“ antwortete Margarethe gelassen — „Euer Wille war bisher stets auch mein Wille, so möge es auch jetzt seyn, obgleich mein Herz Euern Wunsch nicht theilen kann; ich will den Mann nehmen, den Ihr für mich gewählt habt, vielleicht daß ich doch zufrieden mit ihm lebe, da der Wunsch der Eltern diese Verbindung schließt und ihr Segen darauf ruhen wird.“

Bald bekam Heinrichs Vater Nachricht, daß man ihn mit seinem Sohne auf dem Bruderhofe erwarte. Beide machten sich an einem schönen Tage dahin auf

den Weg. Seltsame und zweifelerregende Gedanken durchkreuzten Heinrichs Gemüth. „Wird sie mich erkennen und verschmähen? Ach, ich kann es nicht wagen, ihr unter die Augen zu treten.“ Allein die Liebe zu Margarethen, die von Neuem in vollem Maaße bei ihm erwacht war, unterdrückte solche Besorgnisse wieder und ermuthigte ihn zu neuen Hoffnungen. Sie nahmen den Weg nach dem Bruderhofe über Radolphzell und Friedingen. Wie schlug Heinrichs Herz, als er zum ersten Male wieder die majestätischen Zinnen der Feste Hohentwiel aus der Nähe erblickte! „Wie Manches, dachte er, mag sich dort geändert haben, seit ich den Berg verlassen.“ Es war in der That auch so. Seit 1650 waltete der treue Widerhold nicht mehr auf der Burg; er hatte sie als unberührte Jungfrau in die Hände seines Fürsten zurückgegeben und verbrachte jetzt den Abend seines Lebens, in ruhigem Wirken für bürgerliches Wohlergehen, ferne von Hohentwiel in der württembergischen Stadt Kirchheim unter Teck.

Als Heinrich aus dem nahen Walde die Dächer des Bruderhofes freundlich herüberwinken sahe, verdoppelte er seine Schritte; es war ihm, als sollte er fliegen, um die Geliebte seiner Jugend wieder zu sehen und in die Arme zu schließen. Vater und Sohn traten mit einander in das Haus. Heinrich wurde von Niemanden mehr erkannt, selbst von Margarethen nicht. Es war dieß auch kein Wunder, denn als blutjunger Mensch hatte er die Gegend verlassen und als gereifter Mann kehrte er nun wieder in die-

ſelbe zurück. Die zwölf Jahre vom achtzehnten bis zum dreißigſten hatten faſt jede Spur ſeiner frühern Züge verwiſcht.

Margarethe erfuhr aus dem Munde ihres Vaters die Abſicht der beiden Fremden. Als ſie ihren Freier von Perſon betrachtete, koſtete es ſie — wie ſie ſich ſelbſt geſtand — weniger Ueberwindung, ſich dem Willen ihres Vaters zu fügen, als ſie früher befürchtet hatte; denn obgleich Heinrich nur in einfache ländliche Tracht gekleidet war, ſah Margarethe doch beim erſten Anblicke ihres neuen Bräutigams, daß kein ganz gewöhnlicher Menſch vor ihr ſtehe. Das Schmerzliche, ſtille Leidende in ſeinen Zügen mußte Intereſſe erregen, mußte Mitgefühl erwecken in einem Herzen, das ſelbſt ſo lange Zeit mit verborgenem Grame vertraut geweſen war. Heinrich nahm auch gleich in den erſten Stunden ſeines Umganges mit Margarethen wahr, daß ſie ihm durchaus nicht abgeneigt ſei. Sie war, obgleich an Jahren mit ihm vorgerückt, ganz dieſelbe gute Seele geblieben, als die er ſie früher ſtets gekannt hatte. Wie glücklich hätte er ſich jetzt fühlen können, hätte ſeiner Seele nicht das höchſte und wohlthätigſte Gut gefehlt, ein gutes Gewiſſen. So oft er an der Thüre des Hauſes gegen den Hof hin ſtand, und nach dem Wäldchen hinüber blickte, wo ſein Freund unter ſeiner Hand gefallen war, ſtiegen ſchreckliche Bilder vor ſeiner Seele auf, ſein Blick wurde finſter, und nur Margarethens Bild, wenn es dazwiſchen trat, konnte

die trüben Ahnungen, die ſein Inneres umzogen, auf Augenblicke von ihm wegſcheuchen.

Als die beiden Väter ſahen, daß ihre Kinder einander wirklich nicht abhold ſeyen, beſchleunigten ſie deren Verbindung ſo viel als möglich. Nach Verfluß von wenigen Wochen waren Heinrich und Margarethe durch Prieſters Hand mit einander getraut. Aber ach! daß dieſe Verbindung nur ſo kurze Zeit währen ſollte! eine ſchwere Hand ruhte noch auf dem Haupte deſſen, der, was die äußern Verhältniſſe betraf, allen Grund gehabt hätte, ſich glücklich zu ſchätzen. Ein ſchrecklicher Vorbote mahnte Beide an die Trübſal, deren Kelch ſie noch bis auf die Hefe zu leeren beſtimmt waren.

Ruhig und nichts Böſes ahnend, entſchlief eines Abends Margarethe an der Seite ihres Gatten. Da trat ein ſchreckliches Traumbild vor ihre Augen: ſie ſahe auf einer raſigten Stelle eine blutrothe Blume, ſie griff nach derſelben, um ſie zu pflücken, aber ſie war unvermögend es zu thun; ſie ſtrengte all' ihre Kräfte an, faßte die Blume unten am Stengel, worauf dieſer mit ſamt der Wurzel wich, aber die Wurzel hatte ihren Boden in einer bluttriefenden Hand, die jetzt ſichtbar wurde. Als Margarethe die Hand genauer betrachtete, erblickte ſie an einem der Finger einen Ring, den ſie einſt Friedrichen gegeben hatte. In demſelben Augenblicke öffnete ſich der Riß im Boden immer mehr und der Leichnam eines Mannes richtete ſich empor, in der Bruſt eine tiefe Wunde, und das Bild war das ihres ermordeten Bräutigams.

Die Gestalt reichte ihr die Blume, blickte sie starr an und hielt ihr den Ring entgegen. Sie erwachte, wilde Schreckbilder umgaukelten ihre Phantasie, bis sie endlich erschöpft und ermattet von dem Eindrucke der Erscheinung, wieder einschlief. Aber bald trat ein neues, nicht minder fürchterliches Traumgesicht vor ihre aufgeregten Sinne. Sie sahe Friedrich und Heinrich gegen einander im Kampfe entbrannt, wie damals zu Hohentwiel, wo sie beide von einander zu trennen bemüht war, sah, wie Heinrich seinem Gegner den Degen in die Brust stieß, ihn noch lebend in die Erde graben wollte und dieser, schon halb verscharrt, jenem mit Kopf und Händen entgegenstrebte. „Heinrich!" rief Margarethe noch halb schlafend, „o Heinrich, du Mörder meines Bräutigams!" allein ihr Ruf weckte den neben ihr ruhenden Gatten nicht. Sie entschlief wieder und als sie des Morgens erwachte, stand der Angstschweiß noch in großen Tropfen auf ihrer Stirne. Sie erzählte Heinrich Nichts von Allem, denn schon seit einigen Tagen hatte sie, mehr als je, Spuren eines geheimen Grames in seinem ganzen Wesen wahrgenommen.

„Margarethe," sagte Heinrich beim Frühstücke, „ich will heute ins Freie; die Wiese am Walde ist noch abzumähen; eine Bewegung wird mir gut thun, mir ist heute gar nicht recht wohl; Mittags komme ich nicht nach Hause, du kannst mir mein Abendbrod auf das Feld bringen." Mit diesen Worten verließ er das Haus und ging seinem Geschäfte nach. Nach einigen Stunden begab sich auch Margarethe auf die

Wiese, um nach ihrem Manne zu sehen. „Du bist fleißig gewesen, mein Lieber," sagte sie zu ihm, „wie wäre es, wenn ich dir doch dein Mittagessen herbrächte?" „Ich spüre kein Bedürfniß," entgegnete Heinrich, „vielleicht wird das Abendbrod mir besser schmecken; aber auch dieses will ich erst genießen, wenn die ganze Wiese abgemäht ist, und sollte mich auch der Mond noch bei dem Geschäfte finden." Margarethe entfernte sich und Heinrich fuhr rüstig in seiner Arbeit fort.

Die Sonne ging unter; Margarethe kam mit dem Abendbrode. „Laß mich," sprach Heinrich, „ich esse nicht, bis jenes Stück vollends abgemäht ist." Betrübt über die ihr unerklärliche Stimmung ihres Mannes kehrte Margarethe in das Haus zurück und Heinrich ergriff wieder die Sense, um den kleinen Rest des Grases, welcher noch stand, vollends abzumähen. Der Mond warf seine Strahlen auf das Werkzeug, daß es wie Feuer in dem Grase flammte. Mit einem Male, als Heinrich von Neuem die Sense schwang, blieb diese am Boden hängen, er suchte sie loszureißen, da knarrte es fürchterlich und ein Todtenkopf lag vor seinen Füßen, an dem noch schwarze Haarlocken sichtbar waren. Es war Friedrichs seines erschlagenen Freundes Kopf und dieß die Stelle, wo er selbst vor zwölf Jahren den Stahl in dessen Herz gestoßen hatte. Die Sense entfiel seinen Händen, er sank auf den Boden nieder, ergriff den Schädel, und das Haupt des Lebenden neigte sich hinab auf das todte. Ein kalter Fieberfrost durchrieselte seine Gebeine, starr und unverwandt haftete sein Blick

auf dem Todtenkopfe. Der volle Mond beleuchtete die schreckliche Scene. So fand Margarethe bei ihrer Zurückkunft ihren Gatten: kein Wort entfloh seinen Lippen. Sie knieete neben Heinrich nieder. Seine Hände und Füße waren schon erstarrt wie bei einem Todten. „Heinrich, mein Gatte, was ist dir!?" rief sie ihm in das Ohr, da richtete er seinen Blick empor und hielt noch den Todtenschädel in den Händen. „Ich bin — der Unglückliche — stotterte er, schon sterbend — Friedrichs Mörder — mein Grab neben ihm!" Dieß waren seine letzten Worte, sein Haupt sank zurück und Heinrich verschied in Margarethens Armen. Sein Leichnam wurde auf derselben Stelle begraben, wo man am folgenden Tage noch die Reste Friedrichs fand.

Seit jener Zeit heißt diese Wiese die Heinrichswiese und im Munde der Seebewohner geht noch heute die schreckliche Sage.

V.

Das Uebelmännlein.

— In wunderbaren Gestalten
Ragt aus der dunkeln Nacht das angestrahlte Gestein,
Mit wildem Gebüsch versetzt, das aus den schwarzen Spalten
Herabnickt und im Wiederschein
Als grünes Feuer blinkt. Mit furchtvermengtem Grauen
Bleibt unser Ritter steh'n, den Zauber anzuschauen.

Wieland.

1.

An der untersten Bucht des Ueberlinger See's, ungefähr eine Stunde rechts von der Straße, die von Radolphszell nach Stockach führt, blicken, auf schroffen Felsen gelagert, die Ruinen der uralten Burg Bodmann aus dem Schatten dunkler Buchenwälder hervor. Hier wohnte gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts ein wackerer Ritter, Heinrich von Bodmann genannt, ein Held voll jugendlicher Kraft, kaum eingetreten in die ersten Jahre des Mannesalters. Vor wenigen Monden erst hatte er ein jugendliches Weib heimgeführt, an deren Seite er nun die glücklichsten Tage zu verleben hoffte, aber nur zu bald entschwand diese Hoffnung seinen Blicken wieder, als der Ruf von der Noth des Kreuzes in Palästina auch bis in die Burg Bodmann drang und die Kunde kam, wie der

Heldengreis Barbaroſſa ſich an die Spitze der Kreuzfahrer geſtellt habe, um das durch Sultan Saladin den Chriſten entriſſene Jeruſalem wieder zu erobern. Heinrich vernahm zugleich, daß alle Ritter im Höhgau und an den Ufern des Bodenſee's das Kreuz genommen und dem Zuge zu folgen entſchloſſen wären, ja, daß der Ruf für die heilige Sache der Chriſtenheit ſelbſt dem Wehrwolfe von Hohenkrähen das ſonſt ſo felſenharte Herz bewegt habe. Wie hätte nun er, der für einen der Braveſten im ganzen Gaue galt, wenn es darauf ankam, eine edle Sache zu vertheidigen — wie hätte er allein ſich dem allgemeinen Aufgebote entziehen können? Feſten Sinnes trat er vor ſeine junge Hausfrau und kündigte ihr ſeinen frommen Entſchluß an, und obſchon er den Thränen der Bittenden, die erſt ſo kurze Zeit des ehlichen Glückes mit ihm genoſſen, kaum zu widerſtehen, kaum die trüben Ahnungen, die ſein eigenes Herz erfüllten, zu beſchwichtigen vermochte, wußte er doch all die weicheren Gefühle für dießmal zu unterdrücken, denn es war Gottes Sache, es war die Ehre, die ihn mahnte — ein ſtärkerer Ruf als Frauenliebe. „Wenn ich nach Jahresfriſt, an demſelben Tage, an welchem ich von dir ſcheide, nicht wieder kehre, ſo darfſt du meiner nicht mehr harren.“ Dieß waren Heinrichs letzte Worte, bei welchen er den Abſchiedskuß auf die Lippen ſeiner gebeugten Gattin drückte.

Kriegsfrohen Blickes, aber niedergeſchlagen und düſter in der Tiefe ſeines Herzens, ſchloß Heinrich von Bodmann ſich dem Zuge der Höhgauiſchen Ritterſchaft

an. Es war ein ſtattliches Heer von Herren und Knechten, was dieſer einzige Gau ausgeſandt hatte. Allein, ſo viele auch herrlich ausgezogen waren, ſo wenige ſollten — und auch dieſe Wenigen arm und elend genug — die Heimath wieder ſehen. Mehr als 150,000 ſtreitbare Männer, alle mit dem Kreuze bezeichnet, waren unter ihrem wackern Führer, Kaiſer Friedrich dem Erſten von Hohenſtaufen, im Mai 1189 nach Paläſtina aufgebrochen. Glücklich hatte dieſer Kreuzzug begonnen; durch tauſend Fährlichkeiten führte der Heldengreis ſeine Krieger bis an die Gränzen Syriens, aber ſein jäher Tod in den Fluthen des Kalycadnus vereitelte mit einem Male all die ſchönen Hoffnungen der Kreuzfahrer. Des Kaiſers Sohn übernahm jetzt die Führung des Heeres und zog bis vor Antiochien. Aber hier begannen erſt die eigentlichen Leiden der frommen Kämpfer: eine fürchterliche Peſt raffte den größten Theil derſelben dahin und die blutige Belagerung von Ptolemais, wobei die Meiſten der übrig Gebliebenen von dem Schwerte der Saracenen niedergemacht wurden, benahm vollends alle Ausſichten auf die Wiedereroberung Jeruſalems.

Nach ſo vielen Leiden und geſcheiterten Hoffnungen hatte der kleine Reſt der Kreuzfahrer keine andere Wahl mehr, als wieder in die Heimath zurückzukehren, ohne die Stätte geſehen zu haben, wo der Erlöſer das Licht der Welt erblickt, und für die Menſchheit am Kreuze geblutet hatte. Theils in kleinen Schaaren, theils einzeln ſah man jetzt allenthalben ſolche Unglückliche auf dem Wege zur Heimath,

besonders Krieger aus Deutschlands Gauen. Halb krank und oft des Nöthigsten ermangelnd zogen sie einher, das wahre Bild menschlichen Elends. Unter der Zahl dieser Unglücklichen befand sich auch Heinrich von Bodmann. Die Meisten seiner Waffengenossen hatte er durch das Schwert der Ungläubigen oder durch das Gift der Krankheit dahin sterben sehen: er allein war unter allen Gefahren wohlbehalten, oder — so dachte er selbst — für größere Leiden aufgespart geblieben. Schon seit einigen Tagen hatte er sich von den wenigen Landsleuten, die mit ihm den Heimweg suchten, getrennt; denn, obgleich seine Lage der ihrigen ganz gleich war, fühlte er stets doppelten Schmerz, wenn er Andere in Jammer und Elend neben sich erblickte. So zog er eines Tages ganz traurig und mißmuthig durch eine öde, von der Sonnengluth ganz ausgebrannte Gegend. Matt und müde schleppte er sich eine lange Strecke Weges hin, bis er endlich einen einzeln stehenden Palmbaum antraf, dessen weitragendes Schattendach zur ersehnten Ruhe einlud. Heinrichs einzige Habe bestand noch in einer Kürbisflasche, die leer an seinem Gürtel herabhing; alles Andere hatte er verkaufen müssen, um sich die nöthigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen; selbst sein treues Roß, das ihn zu manchem Streite getragen hatte, war fremdes Eigenthum geworden, sowie seine Rüstung, und sein unzertrennlicher Begleiter, sein gutes Schwert. Die Stelle des letztern mußte ein dicker Knotenstock vertreten, als Beschützer gegen etwaige Feinde, die solche Gegenden zu beunruhigen pflegten.

Unter trübem Nachdenken über den Wechsel seines Schicksals, wie er früher reich, und jetzt so gar entblößt von allem Nothwendigen war, wie er früher im ritterlichen Schmucke prangte, jetzt kaum noch ein schmutziges Bettlergewand besaß, schlummerte endlich der ermüdete Wanderer ein. Nun aber umgaukelten holde Bilder des Traumes seine Seele. Seine Phantasie trug ihn hinüber an die blühenden Ufer des heimathlichen See's, es däuchte ihm, er wandle an der Hand seiner holden Gattin über die blumenreichen Matten unter seiner väterlichen Burg und höre den Gesang der Vögelein, deren vielstimmige Weisen hell erklangen durch die blüthenreichen Bäume. Doch in diesem süßen Genusse wurde er auf Einmal gestört; es war ihm, als ob eine Hand ihn rüttle, und er erwachte. Zornig erhob unser Ritter seinen Knotenstock, um sich zu rächen an dem, der ihn so unberufen in seinem Traumglücke gestört hatte, da ward sein Arm sanft zurückgehalten und er sah neben sich ein Männlein von ganz kleiner Statur stehen. Das Männlein war anzuschauen wie jener Zwerg Albrich, der, wie die Sagen melden, den gehörnten Siegfried auf allen seinen Abenteuern begleitet hatte: der lange weiße Bart reichte hinab bis zu den winzigen Füßlein und um seinen bunten Rock zog sich ein Ledergürtel, an welchem eine Kürbisflasche hing, fast so groß als des Männleins Kopf selbst war. Mehr überrascht über den seltsamen Anblick, als in Schrecken gesetzt, fuhr Heinrich den Gnomen fast zornig an: „Was hast du für Freude daran, du boshaftes, kleines

Ding, mich Unglücklichen aus meinem süßen Wahne zu wecken? Weißt du nicht, daß der Schlaf mit seinen Träumen das einzige Glück des Leidenden im Erdenleben ist?" „Nicht so zornig, Herr Ritter," erwiederte das Männlein mit gar lieblicher Stimme; „nicht aus Bosheit, oder um Euch zu gefährden, habe ich Euch geweckt, es geschah vielmehr aus lauter Sorgfalt, denn leicht hätte Euch, während Ihr so sorglos schliefet, irgend ein Unglück in dieser unsichern Gegend zustoßen können. Freilich, wenn einen so süße Träume aus der Heimath umgaukeln und man wird so unversehens daraus gestört, da kann man leicht zornig werden, darum verarge ich Euch Euern Unwillen auch nicht im Mindesten.

Erst bei den letzten Worten des Zwerges wurde das Staunen des Ritters rege; jetzt erst betrachtete er seinen kleinen Gast etwas genauer und „wer bist du denn," fragte er ihn, „daß du dieß Alles weißt?" „Es müßte Einer wenig verstehen," erwiederte das Männlein, „wenn er aus dem süßen Blicke, womit Ihr erwachtet, nicht auf große Wonne und Freude, die ihr im Schlafe genossen habt, schließen könnte, und da Ihr, wie ich sehe, einer von denen seyd, welche den Weg zur Heimath suchen, so konntet Ihr wohl von nichts Süßerem, als von der Heimath und von dem Wiedersehen der Eurigen, besonders Eurer holdseligen und jugendlichen Gemahlin geträumt haben." „Du steigerst meine Neugier, anstatt sie zu stillen," fiel Heinrich ein, „woher weißt du denn, daß ich eine jugendliche Gemahlin habe?" „Das ist nicht weit

herzuholen," verſetzte der Kleine, „ſeyd Ihr doch ſelbſt noch ein junger und ſtattlicher Rittersmann, wenn Euch ſchon die Peſt vor Antiochien und Ptolemais ein wenig hart zugeſetzt und Eure Wangen gebleicht hat. Wiſſet Ihr nicht, vom Mann ſchließt man auf die Frau, freilich nicht in allen Dingen, z. B. in der Treue, denn die hat nur Ein Mal ſich bei den Frauen herrlich erwieſen, nämlich bei Weinsberg, in den Tagen des erlauchten Königes Conrad; ſeit jener Zeit iſt ſie ein ſelten Gut geworden, das überall, wo man es findet, theuer bezahlt wird. Wohl gibt es noch in deutſchen Landen manch frommes Weib, aber man hat doch auch neuerdings viele Beiſpiele, daß ſolche Treue nur währete, bis der Gemahl von dannen zog. Da heißt es denn gemeiniglich:

Wohl aus den Augen, aus dem Sinn,
Zu Andern fliegt mein Herze hin!

abſonderlich, wenn die theuern Eheherrn lange nicht wiederkehren und die verſprochene Friſt nicht halten." Als das Männlein die letzten Worte ſprach, durchfuhr ein ſchrecklicher Gedanke die Seele Heinrichs. Schmerzlich wurde er an das Verſprechen gemahnt, das er ſeiner Gattin beim Scheiden gethan und bis zur Stunde noch nicht erfüllt hatte, ſichtbar erſchienen wieder Furchen auf ſeiner Stirne, die kurz vorher vor der Wonne des gehabten Traumes verſchwunden waren, er wandte ſich ab von ſeinem Gefährten und verfiel auf's Neue in trübſinniges Nachdenken. „Was fehlt Euch denn, Herr Ritter?" ſprach jetzt tröſtend das Männchen, indem es Heinrichs Hand ergriff; „haben Euch meine Worte

so schnell in Trauer versetzt, so sollte mir das von Herzen Leid thun. Ich will nicht hoffen, daß Ihr zu der Zahl jener Unglücklichen gehöret, deren Leiden durch düstere Blicke in die Zukunft noch vermehrt wird, deren Heimkehr in's Vaterland nicht ein Weg zur Freude, sondern zu Schmerz und Kummer ist. Was es auch sei, fasset Muth, mein Lieber, und wenn trübe Gedanken Euch quälen, lasset sie uns verscheuchen mit einem guten Trunke, der Euch bei Eurer Müdigkeit und bei der brennenden Glut der Sonne gewiß wohl bekommen wird." Mit diesen Worten nahm der Zwerg seine Flasche von der Seite und reichte sie dem Ritter hin. „Da trinket, mein Freund, es ist nichts Schlechtes, was ich Euch biete, kein Muselmannentrank, sondern Saft, der aus den Beeren edler Reben quillt, ganz dazu gemacht, Sorgen und Grillen in den Wind zu scheuchen."

2.

So wenig der Ritter von Bodmann noch vor wenigen Augenblicken zur Lustigkeit gestimmt war, — jetzt, als er die Flasche erblickte, welche das Männlein ihm mit beiden Händen entgegenhielt, und die wohl gerne halb so viel wägen mochte, als der Besitzer selbst, konnte er sich nicht erwehren, ein wenig zu lächeln: denn auch im größten Schmerze kann oft ein scherzhafter Eindruck eine heitere Stimmung für den Augenblick erzeugen. „Nun, Ihr lachet, Herr Ritter," fuhr der Kleine fort, „daß ich so ein großes Trinkgefäß mit mir herum trage; wisset, mir geht es damit

wie dem kleinen Roland mit ſeinem Schwerte: „„ein kleiner Mann, ein großes Pferd, eine kleine Hand, ein großes Schwert““ — und heute habe ich dazu noch guten Vorrath, es iſt, wie wenn ich gewußt hätte, daß ich einen Gaſt bekomme. Ich will Euch einmal Eins vortrinken nach Schwabenbrauch, damit Ihr wegen des Trunkes keine Beſorgniß heget.“ Dieß ſprechend, that der Kleine einen wackern Zug und hob dem Ritter die Flaſche zum zweiten Male entgegen. Nach einigem Sträuben nahm Heinrich das Gefäß und ſetzte es an den Mund, aber nur um ſeinen brennenden Durſt zu ſtillen, nicht um ſich gütlich zu thun. „Das iſt nicht getrunken, wie die Schwaben trinken,“ ſcherzte der Zwerg, „das iſt nur genippt, wie die Jungfrauen in unſern Tagen zu thun pflegen; „„ein großer Krug, ein großer Zug,““ das iſt mein Wahlſpruch; wenn ich ſchon nicht groß bin, im Trinken nehme ich es doch mit Manchem auf. Oder ſchmeckt Euch vielleicht mein Wein nicht, Herr Ritter? Ihr ſeyd wohl eine andere Sorte gewöhnt, wenn auch nicht beſſern, doch heimathlichen, etwa den von den Ufern des Bodenſee's: der iſt aber nicht meine Liebhaberei; wenige ausgenommen, ſind die Seeweine allzumal ſogenannte Krätzer, bei denen man, wenn man ſie getrunken, auf der Hut ſeyn muß, daß nicht“ — hier unterbrach der Ritter des Männleins Rede: „wie weißt du denn, daß die Ufer des Bodenſee's meine Heimath ſind?“ „Das wäre ſchlecht,“ erwiederte der Kleine, „wenn ich dieß nicht aus Eurer Sprache ſchließen könnte.“ „Aber,“ fuhr der Ritter neugierig

fort, „wie kommst du zu solcher genauen Ortskenntniß in meinem Vaterlande?“ „Nun,“ entgegnete das Männlein, „ich bin, wie Ihr sehet, schon etwas vorgerückt an Jahren, habe manches Land gesehen und mancherlei Erfahrungen gemacht; warum sollte ich gerade Eure Heimath, die lachenden Ufer des Bodensee's und das wunderschöne Höhgau nicht kennen, wo so viele stattliche Burgen prangen, deren manche so schön im See sich spiegelt, wie die Nellenburg, Bodmann u. A. — doch, was schwatzen wir lange in dieser unwirthbaren Gegend; steht auf und kommt mit mir in meine Wohnung, da können wir bei einem Kruge von Eurem Lieblingsweine baß mit einander plaudern. Vielleicht mundet Euch dann jener besser, als dieser hier aus der Kürbisflasche, auch besitze ich zu Hause eine größere Auswahl.“

Die trauliche Rede des Männchens hatte auf den Ritter einen zu guten Eindruck gemacht, als daß er die Einladung nicht hätte annehmen sollen, zu dem war es allmählig Abend geworden, wo man sich nach einem angestrengten Tagesmarsche wohl nach Ruhe sehnt. Heinrich folgte willig seinem voranschreitenden Führer und obwohl er Anfangs geglaubt hatte, nur wenige Schritte machen zu können, fühlte er sich doch, wie von einer höhern Macht, wunderbar gestärkt auf seinem nunmehrigen Wege. Sie mochten schon eine ziemliche Strecke zurückgelegt haben, als Heinrich bemerkte, wie die Gegend nach und nach ein ganz verändertes Aussehen gewann; die langweilige Ebene verlor sich allmählig in einen reizenden, zu beiden

Seiten von hohen Felsen begränzten Thalgrund. „Laßt Euch den Weg nicht verdrießen, Herr Ritter," begann der Zwerg nach langem Schweigen, „wir sind bald zur Stelle, dort drüben ist meine Wohnung." Dabei deutete er auf eine Felsenwand, die sich rechter Hand nicht ferne von unsern Wanderern erhob. Bald waren sie daselbst angelangt; aber, statt daß, wie Heinrich wähnte, etwa ein Felsensteig zu einer hochragenden Burg hinaufführte, öffnete sich unten am Felsen ein kleines Pförtchen, welches den Eingang in eine dunkle Höhle bildete. Hier wurde dem Ritter zum ersten Male unheimlich, denn er merkte an Allem, was er sahe, gar wohl, daß sein gastfreundlicher Führer nicht zu den gewöhnlichen Menschen gehöre, sondern ein höheres — ob gutes oder böses, das wußte er eben nicht — Wesen seyn müsse. Zögernd blieb er daher an dem Eingange der Höhle stehen. Dem Kleinen entging die Stimmung des Ritters nicht, „ei, ei," rief er spöttelnd, „wie stimmt Rittersinn und Verzagtheit zusammen? im Gewühle des Streites fest stehen und dem Tode kühn in's Auge blicken, und dann wieder Furcht hegen, wo so wenig Ursache dazu ist; wie soll sich das reimen!" „Im Freien, unter Gottes Sonnenlichte," erwiederte Heinrich, „habe ich noch nie gezagt, aber im Dunkeln, und bei solchen Umgebungen, da gilt nicht die Mannheit; — indessen, was habe ich denn zu verlieren?" Mit diesen Worten trat er durch das Pförtchen. Zuerst mußten sie mit Mühe den Weg durch den schmalen Gang suchen. Weniger verlegen war dabei das Männlein; aber der

Ritter von Bodmann war von gar hohem Wuchse und mußte sich oft bücken; auch war er, der nur gewohnt war, durch hohe Bogenhallen und Gemächer der Burgen zu schreiten, noch nie solche Wege gegangen.

Lange stiegen sie abwärts, der Gang erweiterte sich allmälig und es fing nach und nach an heller zu werden. Aber die Helle, welche den Gang erleuchtete, war nicht jene Helle des Tageslichtes, sondern der Glanz helle leuchtender Metalladern, die von beiden Seiten her die Höhle durchstrahlten. Nach einiger Zeit gelangten sie an eine glänzende Pforte, die sich auf eine sanfte Berührung des Gnomen alsbald vor ihnen öffnete. Und nun stellte sich dem Ritter ein Anblick dar, den er von ferne nicht geahnet hatte. Sie standen in einem hochgewölbten, hellerleuchteten Saale; Wände, Bodendecken, Tische, Stühle, kurz alles Geräthe, was er erblickte, war eitel Crystall. Herrliche Teppiche und Polster, von einer Pracht, wie Heinreich sie bisher kaum an den Höfen der reichsten Fürsten und Könige gesehen hatte, bedeckten den Boden des weiten Gemaches. „Nun, wie gefällt es Euch hier in meiner Wohnung," fragte der Berggeist den erstaunten Ritter, „nicht wahr, man sollte nicht glauben, daß man zehn Klafter tief unter der bewohnten Erde solche Helle fände? Doch, laßt uns jetzt nach der Mühe eines so langen Weges niedersitzen, und einen Trunk thun auf ächte deutsche Art; zu meinem Keller habe ich nicht weit." Auf einen sanften Fußtritt des Herrn dieser unterirdischen Herrlichkeiten wich der Boden zurück und in wenigen

Augenblicken umgab den auf ein weiches Polſter gelagerten Ritter ein ganzes Heer cryſtallener Krüge, angefüllt mit allen Sorten köſtlicher Weine. „Wählet jetzt, edler Herr," ſprach nicht ohne Selbſtgefälligkeit das Männlein, „von welchem der Krüge ich Euch kredenzen ſoll. Doch, zuvor will ich Euch mit Eurer Umgebung näher bekannt machen, damit Ihr Euch nicht ſo lange zu beſinnen habt. Die linke Reihe dort enthält Seeweine von der Schweizer Seite, die aber alle nichts taugen, mit einziger Ausnahme des rothen in dem großen Kruge dort. Der ſtammt aus dem Thurgau; Schweizer aber haben ihn nicht gepflanzt, ſondern ein edler Ritter aus Schwabenland, ein ächter Liebhaber von Wein und Minneſang hat ihn gebaut auf den Rebhügeln, die ſein Schloß umgeben, wo vor uralten Zeiten der heilige Eppo eine Zelle oder Haus erbaut hatte, das man nachher Eppishauſen nannte." „Es lebe der edle Schwabenritter, mein Landsmann," rief jetzt Heinrich von Bodmann aus, dem ein tiefer Zug aus dem großen Kruge die Zunge gelöst hatte und voll Freude ſtimmte der kleine Wirth in den Jubelruf ſeines Gaſtes ein. „Die andern auf dieſer Seite," fuhr jetzt das Männlein in ſeiner Belehrung fort, „z. B. der Rheinecker, Steinacher u. A. können Euch nun nimmer ſchmecken, wir wollen daher zu der Reihe rechts, zu Euren eigentlichen Landsleuten, den Weinen von der Schwabenſeite übergehen. Da iſt einer darunter, den goldgelben in dem zweiten Kruge dort mein' ich, den werdet Ihr wohl kennen, er iſt eigentlich nicht mehr

zu den Seeweinen zu zählen, denn er wird im Höhgau gebaut, an der hohen Felſenburg, die man Twiel nennt.“ „Das iſt ja mein nächſter Nachbar,“ rief Heinrich von Bodmann aus, und griff nach dem Humpen, den ihm das Männlein entgegen hielt. „Ja,“ fuhr er fort, nachdem er das Gefäß bis auf den Grund geleert hatte, „ihr Mönche, die ihr zu Herzog Burkhardts Zeiten eure Behauſung auf der ſtattlichen Feſte hattet, ihr wäret gewiß nicht in das niedrige Stein am Rhein herabgewandert, wenn ihr geahnet hättet, daß hundert Jahre ſpäter dem Berge ſolch köſtliches Gewächs entſproſſen würde. Doch, beſſer iſt's, daß edle Ritter jetzt dieſen Rebenſaft trinken, als dergleichen faule Bäuche!“

„Aber, Freund Kleinmann, bisher haſt du mir mit lauter Weinen aus der Nachbarſchaft zugeſprochen, und noch mit keinem aus meiner eigentlichen Heimath; den Königswein, meine ich, der um meine Burg Bodmann wächst, den liebe ich vor allen am Meiſten.“ „Das Beſte kommt erſt nach,“ entgegnete der Zwerg. „Mit Nichten,“ rief Heinrich, „ſondern man gibt zuerſt den guten Wein, dann erſt den ſchlechten, denn gegen das Ende hin unterſcheidet man nicht mehr ſo ſtrenge.“ Kaum hatte der Ritter ausgeſprochen, als das Männlein ihm ſchon einen gefüllten Humpen darreichte. Begierig führte er ihn zum Munde, aber mit ſaurer Miene warf er denſelben gleich wieder von ſich. „Dießmal haſt du mich recht angeführt, loſer Schalk; an deinen Kopf gehörte das Gefäß: das iſt ja Sipplinger Eſſig, bei dem man ſich Nachts im Bette

umwenden muß, daß er Einem nicht ein Loch durch den Magen frißt.“ „Ach, verzeiht, edler Herr,“ sprach gleichsam abbittend und doch schelmisch zugleich der Zwerg, „ich habe mich geirrt; die Krüge standen so nahe bei einander, daß sie verwechselt wurden. Da hier ist der rechte, der mag Euch den sauern Mund wieder süß machen.“ Mit diesen Worten füllte er einen neuen Humpen aus einem andern Kruge. Aus seinem Schäumen erkannte Heinrich gleich, daß dieß Wein aus dem Königsgarten war, wo König Karl der Dicke die ersten Reben gepflanzt hatte. Begieriger, als bei allen bisherigen Weinen, faßte der Ritter von Bodmann dießmal den Humpen. „Sei mir willkommen, du königlicher Rebensaft aus meiner Heimath, du bist der erste Tropfen, den ich nach langer Entbehrung wieder koste, du sollst mir schmecken vor allen andern.“ Mit wenigen Zügen war der Pokal geleert und schon hatte sein kleiner Wirth wieder einen zweiten gefüllt. „Herr Ritter,“ sprach der Kleine, während er ihm denselben kredenzte, „wenn Euch dieser Wein in meiner Behausung und aus eines so unansehnlichen Mundschenken Hand so herrlich mundet, wie muß er erst in der Heimath schmecken, wenn ihn eine holdselige Gemahlin mit lieblich lächelndem Munde kredenzet.“ „Was mahnst du mich da an die Heimath, du Knirps,“ rief unwillig der Ritter, „und an ein holdes Weib, die ich, ach, vielleicht beide auf ewig missen muß!“ Mit diesen Worten war Heinrichs Frohsinn, den die Weingeister auf einige Zeit herbeigerufen hatten, auf

einmal verschwunden und Furchen des Trübsinnes nahmen wieder auf seiner Stirne Platz. „Ihr müßt nicht alle Hoffnung fahren lassen," tröstete ihn das Männlein, „vielleicht seid Ihr Eurem Ziele näher, als Ihr selbst glaubt." Heinrich: „Nach Jahresfrist habe ich heimzukehren versprochen, und diese ist bereits verstrichen; der Maimond, in welchem ich von ihr, der Theuren, schied, ist seit meiner Abreise von Hause wieder gekehrt und bereits wieder entschwunden. Wird sie wohl meiner noch harren?" Zwerg: „Das ist eine Frage, die sich erst lösen wird, wenn Ihr zur Stelle seyn werdet." H. „Das ists gerade, warum ich so traurig bin; ein weiter Weg liegt zwischen mir und meiner Heimath, welch lange Zeit wird wohl erfordert, solchen zurückzulegen." Z. „Schneller, als Ihr wähnet, könnt ihr unter gewissen Bedingungen wieder zu Hause seyn, und wenn ihr nur wollt, so kann ich, so klein ich auch bin, Euch hiezu Rath schaffen." H. „Da müßtest du in der That mehr vermögen als andere, sogar außerordentliche Menschen; denn daß du unter die letztere Classe gehörst, davon habe ich mich längst auf das deutlichste überzeugt." Z. „Das hoffe ich auch in der That, doch, ich will mich kurz fassen: wenn ich Euch bis morgen mit dem Frühesten vor Eure Burg bringe, gewährt Ihr mir dann eine Bitte?" H. „Wenn du dieß zu thun im Stande bist, will ich dir erfüllen, was du verlangst, wenn es nur in meinen Kräften steht und mein und der Meinigen Seelenheil nicht betrifft." Z. „Nichts von allem diesem; ich bin kein

böſer Geiſt; — meine Bitte iſt ganz einfach und hängt mit dem zuſammen, was meines Amtes iſt. Ihr habt geſehen, Herr Ritter, daß ich ein Liebhaber von Weinen bin, deren ich auch einen guten Vorrath von allen Sorten beſitze. Meinen ganzen Weinvorrath nun verdanke ich einzig und allein dem Nebel; denn was in den Rebbergen aller Länder durch dieſen zu Grunde geht, das fällt in meinen Keller; darum nennen mich auch die Leute insgemein das Nebelmännlein, weil ich vom Nebel meinen Unterhalt ziehe. An Seeweinen aber bekomme ich bei Weitem am Wenigſten, weil die Leute dort gewöhnt ſind, durch Läuten den Nebel zu vertreiben. Bei den meiſten dieſer Weine kümmert mich das freilich nicht; aber von Eurem Königsweine möchte ich doch mit Hülfe des mir dienſtbaren Nebels mehr erhalten. Wollt ihr mir nun meine Bitte gewähren, und in Eurem Königsgarten nicht mehr läuten laſſen, wenn mein Freund Nebel ſeinen dichten Mantel über denſelben ausbreitet, damit auch mir etwas von ſeinem köſtlichen Rebenſafte zufällt.“ „Von Herzen gerne,“ erwiederte Heinrich von Bodmann; „es ſoll von nun an ſowohl von mir als von meinen Nachkommen, bis auf ewige Zeiten, ſo gehalten werden wie du wünſcheſt; man ſoll kein Läuten mehr im Königsgarten hören; aber erfüllen mußt auch du mir, was du verheißen haſt, Freund Nebelmännlein! hier mein Ritterwort und Handſchlag.“ „Von mir ein Gleiches,“ ſprach das Männlein, indem es des Ritters kräftigen Handſchlag erwiederte; „jetzt laßt uns aber unſern Pact

mit etlichen Humpen Rebenblut versiegeln, und der erste werde auf das Wohlseyn Eures Weibes geleert, die ihr bis morgen wieder sehen sollt." „Es sei," rief der Ritter von Bodmann; „für das Uebrige lasse ich dich sorgen, mein kleiner Freund!"

Von beiden Seiten wurde nun einander wacker zugesprochen und mancher Humpen mit Königswein geleert. Bei Heinrich äußerte sich bald die Kraft dieses edlen Saftes, während das Männlein noch manchmal den Tummler führte. Freund Nebel stellte sich ein und wiegte unsern Ritter in einen süßen Schlummer.

3.

„Wo bin ich?" rief Heinrich von Bodmann, als er des andern Morgens frühe wieder erwachte. Das Crystallgemach und das Nebelmännlein waren verschwunden; — er lag auf einer blumenreichen Wiese an den Ufern des heimathlichen Sees. Lange sann er hin und her, ob Alles nicht ein bloßer Traum wäre, allein er sah nur allzu deutlich, wie die Burg Bodmann so lieblich von ihrer Höhe herabschaute und sich in den Wellen des Sees spiegelte. „Du bist es, du lange entbehrtes Haus der Heimath," rief er voll Wonne aus: „es ist kein Traumbild!" und ohne Verzug schickte er sich an, den Felsensteg zu besteigen, der sich ihm nicht ferne zeigte. „Aber, wird sie mich auch noch erkennen, die Theure, in meiner armseligen Gestalt; wird sie mich nicht verschmähen, oder hat sie schon einen Andern zu ihrem Herzgespielen erwählt?" Unter solchen widerstreitenden Gedanken stieg er den Burgweg hinan.

Kaum hatte er die Hälfte des Weges zurückgelegt, als auf einmal liebliche Töne von Lauten, Harfen und Pfeifen ihm entgegen klangen. Je näher er dem Thore der Burg kam, desto lauter ertönte der Schall des Spieles. „Was bedeutet das Alles?“ fragte Heinrich erstaunt einige Leute, die ihm festlich gekleidet unter dem Thore begegneten. „Kommet und sehet selbst,“ war die Antwort. Er trat ein; Niemand wollte ihn mehr erkennen. Einige Burgleute, welche im Hofe standen, trieben sogar, als sie ihn erblickten, ihr Gespötte mit ihm, indem sie sagten: „was will denn dieser Bettler in seinen Lumpen am heutigen Festtage hier? Der wird große Freude machen unter all den geputzten Herren und Frauen.“ Dieser Spott betrübte den Ritter im Innersten seines Herzens. „Ach, dachte er bei sich, bin ich durch mein Elend meinen eigenen Dienern so unkenntlich geworden, daß sie mich verachten und meiner spotten: welche Aufnahme werde ich erst bei meiner Gemahlin zu gewarten haben! Traurig schritt er durch die Räume der Burg; er war jetzt an den Gemächern angelangt, aus denen der Schall der Lauten, Harfen und Pfeifen kam und wollte eintreten. Da begegneten ihm einige Thürhüter mit barschen Worten: „was willst du hier, armseliger Bettler? solche Leute braucht man heute nicht!“ Dergleichen und andere böse Reden verschwendeten sie an Heinrich, doch dieser ließ sich nicht abschrecken, drang mit Gewalt durch und „kennt ihr mich nicht mehr, ihr Wichte,“ rief er jetzt zornentbrannt den Knechten entgegen, „kennt ihr mich

nicht mehr in meiner armseligen Gestalt, mich, der ich euer Herr und Gebieter bin, so sollt ihr es jetzt fühlen!" Mit diesen Worten schwang er rechts und links kräftig seinen Knotenstock und bahnte sich leicht einen Weg durch die Schaar der Feiglinge. Die meisten flohen und so trat er ungehindert in das wohlbekannte Gemach der Burgfrau.

Traurig saß Adelheid von Bodmann in ihrem Kämmerlein, während Alles um sie herum lustig und voll ausgelassener Freude war. Lange war es ihr gelungen, einen zudringlichen und mächtigen Freier abzuweisen, indem sie vorgab, daß die Frist noch nicht verflossen wäre, nach welcher ihr Gemahl wieder zu kehren verheißen hatte. Endlich konnte sie nicht mehr verhehlen, daß dieselbe längst schon überschritten war. Der Freier drang mit Ungestümm auf die Erfüllung seiner Wünsche, ihre Verwandten selbst redeten ihr mit aller Macht zu, und Adelheid ließ sich, wiewohl mit heftigem Widerwillen, überreden, weil der Freier, ein mächtiger Ritter des Höhgau, sich hoch und theuer vermaß, fürchterliche Rache an der Edelfrau von Bodmann und ihrem ganzen Geschlechte zu nehmen, wenn sie ihm ihre Hand länger verweigern würde. Heute war der Tag, der über ihr Schicksal entscheiden sollte; in wenigen Stunden sollte sie dem aufgedrungenen Freiersmanne vor dem Altare die Hand reichen. Darum war sie so traurig; sie hatte schwarze Kleider angelegt, denn dießmal dünkte ihr der Gang zum Brautgemache ein Gang zum Grabe zu seyn.

Kaum blickte Adelheid auf vor lauter Betrübniß,

als der Mann in der armseligen Gestalt zu ihr hereintrat. Auch Er schlug, aus Scham über sein Aussehen, die Augen zu Boden. „Woher des Weges?“ fragte endlich nach langem Stillschweigen die Burgfrau. „Von Palästina's Gränze,“ erwiederte der Ritter mit veränderter Stimme. Wie ein heller Lichtstrahl fielen des Mannes Worte in das von Gram umnachtete Gemüth der Frau. „So werdet ihr mir vielleicht Kunde bringen können,“ fragte sie, „von Einem, den ich schon lange mit heißen Thränen zurückerflehte, von meinem theuren Gemahle, der vor mehr als zwei Jahren schon ausgezogen ist an das Grab des Erlösers, und von dem ich bisher noch keine Nachricht habe erhalten können, ungeachtet ich überall nach ihm geforscht und gefragt habe. — Doch, vor Allem bedürft ihr Labung, armer Mann.“ Auf einen Wink der Burgfrau erschien ein Diener, und brachte einen Becher mit edlem Königsweine gefüllt. Adelheid nahm den Becher und reichte ihn dem Unbekannten. „Mög' Euch die Kunde erfreuen, die ich Euch zu dieser Stunde bringe,“ sprach Heinrich, indem er mit zitternder Hand den Pokal ergriff. Während er aber aus dem Labekelch trank, den ihm eine so theure Hand gereicht hatte, streifte er unvermerkt einen goldenen Ring vom Finger und ließ ihn in den Grund des Bechers fallen: es war der Ring ehelicher Treue, den ihm seine Gemahlin am Tage der Vermählung gegeben und den er bisher, trotz allem Mangel und Entbehrung, als sein theuerstes Kleinod

bewahrt hatte. Schweigend gab er, nachdem er getrunken, der Burgfrau den Becher zurück. Kaum erblickte Adelheid das hellfunkelnde Kleinod in der Tiefe des Gefäßes, als sie mit einem Rufe des Erstaunens und der Freude auf den Unbekannten zueilte: „Woher hast du diesen Ring?“ „Der, dem du ihn selbst gegeben, er steht vor dir — — kennst du mich nicht mehr, meine Adelheid, meine theure Gemahlin?“ Mit diesen Worten schlug Heinrich seine wilden Haare zurück und zeigte eine wohlbekannte Narbe. „Ich bedarf kein anderes Zeichen mehr, ja, du bist es wirklich, lange Ersehnter,“ rief Adelheid, und lag in den Armen ihres wiedergefundenen Gemahls.

Eine rauhe Stimme weckte die beiden Glücklichen aus der Wonne des Wiedersehens. Erschreckt blickten sie auf und neben ihnen stand der aufgedrungene Bräutigam, der eben im Begriffe war, die Burgfrau zum Altare abzuholen. „Ha, der Schande, einen Bettler in euren Armen!“ fuhr er Adelheid zornig an, und glutroth rollten seine Augen im Kopfe herum. „Mit nichten,“ sprach diese ganz gelassen, „sondern es ist mein theurer Ehegemahl, den ich wieder gefunden habe“ und hielt dabei ihren Heinrich noch fester umschlungen, der wenig dessen achtete, was um ihn vorging. „Mit dem Schwerte wollte ich deine Frechheit lohnen, elender Bube,“ fuhr der Freier fort, indem er sich zu dem Ritter von Bodmann wandte, „aber dieses ist viel zu gut, um es mit solch unedlem Blute eines hergelaufenen Wichtes zu beflecken.“ Bei den letzten Worten riß sich Heinrich plötzlich aus den

Armen ſeines Weibes und mit einem Blicke, aus dem Hoheit und Adel ſtrahlten, rief er: „reicht mir ein Schwert, wenn ihr ein Ritter ſeid; ich will auch darthun, daß in meinen Adern nicht minder adelig Blut wallt, als in den euren; ich will kämpfen mit Euch um mein Eigenthum; das Recht wird meine Arme ſtärken!“ „Es ſei dir gewährt,“ entgegnete der Freier mit höhnendem Lachen, „laß ſehen, was du vermagſt, du Ritter von der traurigen Geſtalt.“ Auf ſeinen Wink nahete ein Diener und reichte dem Ritter von Bodmann ein blankes Schwert. Vergebens war alles Bitten und Flehen der Burgfrau, um die Beiden von einem ſolch unglückſeligen Streite zurückzuhalten. „Mit Gott, für mein Recht!“ rief Heinrich und fiel mit geſchwungenem Schwerte auf ſeinen Gegner ein. Ein Gleiches that der Freier. Wie zwei Feuerflammen blitzten die Flamberge in den Händen der Kämpfenden. Lange ſchwebte der Kampf auf gleicher Wage, denn beide Gegner ſchienen einander gleich zu ſeyn in der Geſchicklichkeit das Schwert zu führen. Endlich ſiegte die gerechte Sache. Der Ritter von Bodmann führte einen glücklichen Hieb auf des Gegners rechten Arm: entkräftet durch einen hervorquellenden Blutſtrom ließ dieſer ſein Schwert ſinken. „Gott hat gerichtet! Ihr ſeid der rechtmäßige Beſitzer von Adelheids Hand,“ ſprach der Gegner mit ſchwacher Stimme, und ſank in die Arme eines herbeigeeilten Dieners. Mit verſöhnendem Blicke nahete Heinrich dem, ſich von ſeiner Entkräftung bald wieder erholenden Ritter; „möge unſere Feindſchaft zu Ende ſeyn,“ ſprach er und bot

jenem die Rechte zum Frieden dar. „Mein Ehrenwort," entgegnete der Freier, „es ſoll Friede ſeyn und ewige Freundſchaft zwiſchen uns" und herzlich erwiederte er den Händedruck des Ritters von Bodmann. Nun naheten Heinrichs ſämmtliche Burgleute; einige, die ihn noch nicht geſehen hatten, hocherfreut über ſeine Ankunft, andere um Verzeihung bittend, weil ſie, ihn nicht erkennend, ihm den Eintritt in die Burg zu hindern geſucht hatten. Alle empfing er als milder Gebieter, denn hohe Wonne über die Treue ſeiner langentbehrten Gattin hatte ſein ganzes Herz erfüllt; und nun ward der Tag, welcher erzwungene Hochzeitfreude bringen ſollte, geweiht zur Feier der Wiedervereinigung eines glücklichen Ehepaares.

Heinrich von Bodmann gedachte im Stillen oft des guten Nebelmännleins, das allein der Stifter ſeiner Freude geweſen war, er gedachte ſeiner bei manchem Zuge aus dem Humpen mit Königswein, während er zur Seite ſeiner holdſeligen Gattin ſaß. Zwar wurde ihm dieſer neckende Wohlthäter von nun an nicht mehr ſichtbar, aber hie und da fühlte er die angenehme Nähe deſſelben, gleichwie alle die fröhlichen Zecher, die vielleicht oft ſchon, ohne Wiſſen und Willen, den Einfluß des Nebelmännleins empfunden haben. — Indeſſen erfüllte der Ritter von Bodmann redlich ſein Verſprechen. Seit jenen Tagen bis auf dieſe Zeit wird im Königsgarten zu Schloß Bodmann nicht mehr geläutet, zum Frommen des Nebelmännleins, das hier und dort noch manchmal ſpucken ſoll.

VI.

Die Gründung des Klosters Schönthal.

Da verläßet Er auf immer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen sieht er nimmer,
Noch sein treues Roß.
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edlen Glieder
Härenes Gewand.

Schiller.

1.

An des Landes Hohenlohe nordwestlicher Gränze, wo der Jaxtfluß, nachdem er sich eine lange Strecke durch Gebirgsschluchten hindurch gewunden, ein breiteres Bette zu wählen beginnt, und bald darauf ein schönes, offenes Thal voll üppiger Wiesen und Fruchtfelder dem Blicke des Wanderes entgegentritt, steht, nicht ferne vom linken Ufer, auf einer schroffen, doch eben nicht hohen Felsenwand die bekannte und sagenreiche Kapelle, St. Wendelin zum Stein genannt. Hart an dem Felsen klebend, mit dessen Mauerwerk ihr Gestein gleichsam Eine Masse bildet, und fast ganz hinter weitästige Ahornbäume versteckt, wird sie dem Besucher erst dann sichtbar, wann er ihr bereits

gegenüber steht. Noch merkwürdiger aber ist ihre nächste Umgebung; eine innere Pforte führt an der Kapelle aufwärts zu dem Felsen, und nachdem man mehrere Stufen hinan gestiegen, befindet man sich in einer Art Grotte von bedeutendem Umfange. Etwas weiter oben zeigt sich eine kleinere Höhlung, die ganz dazu geeignet scheint, die Wohnung eines Eremiten zu bilden.

Schon seit den ältesten Zeiten wurde diese Kapelle häufig von Pilgrimen besucht; nicht leicht ging ein Wanderer die Straße, ohne den schwankenden Steg, der früher die beiden Ufer des Flusses mit einander verband, zu überschreiten, und an dem zierlich gearbeiteten Altare des Kirchleins eine Stunde der Andacht zu weihen. Selbst edlen Herren hoch zu Rosse däuchte in jenen frommen Zeiten der Weg dahin nicht zu mühevoll; muthig ließen sie ihre Thiere die Strömungen des Flusses durchwaten, denn der Steg, nur für einzelne Wanderer gemacht, war viel zu schwach, um einen Ritter im Eisenkleide auf seinem schweren Rosse zu tragen.

Zwei solcher ritterlichen Pilgrime, der junge Engelhardt von Berlichingen und sein Waffengenosse, Wolfram von Bebenburg, standen an einem der schönsten Maimorgen des Jahres 1149 gegenüber der Kapelle St. Wendelin zum Stein. Beide hatten sich zwei Jahre zuvor dem Kreuzheere angeschlossen, welches damals mit Beginne des Frühlings unter Conrad von Hohenstaufen und dem heiligen Ludwig in das gelobte Land ausgezogen war; wie Brüder, die unter Einem Herzen der Mutter gelegen,

hatten ſie alle Mühſale jenes verhängnißvollen Zuges getheilt, hatten Beide den Trug der Griechen, die Hungersnoth in den öden, waſſerloſen Gegenden Kleinaſiens erfahren, doch waren beide auch dem Verderben, das bei Ikonium 60,000 deutſche Krieger dahin raffte, glücklich entkommen. Aber der heißeſte ihrer Wünſche wurde ihnen nach allen dieſen Nöthen erfüllt: ſie ſahen die heilige Stadt Jeruſalem und knieeten in brünſtiger Andacht an der Stelle, wo der Erlöſer der Welt gekreuzigt und begraben worden war. Von da eilten ſie kampfbegierig in die Nähe von Damaskus, und waren unter den erſten, die neben ihrem Führer, dem Könige Konrad, ſtürmend vor ihren Thoren ſtanden. Allein die Stadt wurde nicht gewonnen, denn ſchon im Angeſichte des Sieges ſtritten die Fürſten über den Beſitz des erſt zu Erobernden, und mittlerweile eilte ein Entſatzheer herbei, das die Belagerer von ihren Poſten zurückdrängte.

Im Herbſtmonde des Jahres 1148 ſegelte Konrad mit dem kleinen Reſte ſeines Heeres von den Küſten des Morgenlandes ab. Im ſüdlichen Italien trennten ſich Engelhardt und Wolfram von dem Könige und ſetzten über die Alpen den Weg in die geliebte Heimath fort. Ungerne wollten ſie auch jetzt von einander ſcheiden, darum folgte der Bebenburger mit Freuden der Einladung ſeines Waffenbruders, ihn auf ſeine Stammburg an die lieblichen Ufer der Jart zu begleiten, und dort noch einige Wochen im Genuſſe der Freundſchaft und in der Erinnerung an das

gemeinschaftlich Verkehr mit ihm pflegtenzen. Die Zwei des Dreibundes waren ihres verdienstvollen, treuen Amts dergestalt bewußt, daß sie sich nicht beleidigten, gewiß, aber sie war es ihm nicht recht Einer möglich. Schien ihr sogar in ihrer Eifersucht, daß von den geistigen Gütern, die, von der beiden Männer, die seinen mit Freundschaft und Liebe Einer, Einer sie ihr Gemeinschaft der Gedanken, die sie Beglückten, nur vorzüglich auf ihre Person Einer vor Gott und ihrem Gewissen schuldig zu sein. Einer in Gedankenreihe der Gemeinschaft, die zur Verbindung von der Zweier-Einer, wo sie in Liebe und Gemeinschaft der Gedanken sagt, und wenn eben gegenüber der Kinder Gr. Kirche-Gr. Gemeinschaft.

„Mit Bücher und nicht weiter.“ Wie diesen Worten wurde die Gemeinschaft zu Einem, indem er sein Weib ergänzte, „Dort bleiben, mein Kinder, wenn er sie gelebt. Noch niemals war ich, so ich sie und schon diese Wort gut zu von Einem verlangen, eher seine Kirche Einer Gemeinschaft zu verlassen, wo auch Jesus und so es nicht verstehen.“ In wenigen Augenblicken heute die Ehe von den ging gelegt, in Augen von Kinder und Jesus sein zu Einem wurden. „Ein mehr Gemeinschaft — Gott Gemeinschaft in seiner Liebe sei —

wie leicht wird Einem beim Eintritte in die heiligen Räume ums Herz, wenn es zuvor auch noch so bange und düster darin war.“ Mit diesen Worten trat er zum Altare, knieete an dessen Stufen nieder und sprach ein andächtiges Gebet. Wolfram folgte dem Beispiele seines Freundes. Lange dauerte die Andacht der beiden Jünglinge. Nachdem sie geendet und sich wieder erhoben hatten, bemerkte Engelhardt, wie Wolfram gar düster gestimmt war und Thränen in seinen Augen perlten. Warum so trüben Blickes, mein Trautester, und gerade jetzt an dieser heiligen Stätte?“ fragte Engelhardt erstaunt. „Magst du dich dessen wundern, mein Bruder, der du an diesem Altare Gott danken durftest für das Glück, die Deinigen alle gesund und froh wieder gefunden zu haben? — aber ich, ich bin noch fern von meinen Lieben; wer weiß, ob und wie ich sie wieder sehe, ob Freude oder Schmerz mein Loos sein wird, wenn ich über die Brücke meiner väterlichen Burg sprenge um in ihre Arme zu eilen.“ „Es wird Freude seyn und muß es seyn, denn es harret dein' zu Hause ein treues Liebchen, an dessen Herzen dir deine Tage wie ein schöner Traum dahinschwinden; ich dagegen, der so einsam und allein bleiben muß, wenn du von mir geschieden bist, bin ich nicht unglücklich von dem Augenblicke an, da wir aus der Kapelle treten und du, der Einzige, der es redlich mit mir meint und meinem Herzen über Alles theuer geworden ist, thalaufwärts reitest und ich abwärts? Gelt, mein Lieber, ich habe Recht, du gehst der Freude

eines frohen Wiedersehens entgegen?“ — Bei diesen Worten sah Engelhardt seinem Freunde forschend in die Augen. — „Wenn du dich aber gleichwohl täuschen solltest?“ erwiederte Wolfram — „und ein frohes Herz vermuthest, wo nur ein von Gram zerrissenes ist, von einem Grame, der auch damals nicht beschwichtigt werden konnte, als ich mit dir auf der heiligen Stelle knieete, wo das Blut des Welterlösers floß, wo er begraben und auferstanden ist? — Glaube mir, es war für mich ein Ruf von oben, als Bernhardt von Clairvaux das Kreuz predigte: auf mich wandte ich das Wort der Tausende an, die da ausriefen: „Gott will es!“ Ich zog in die Ferne, um den Gegenstand meiner Schmerzen nicht mehr vor Augen zu haben und vielleicht im Kampfe für die heilige Sache Ruhe zu finden für mein tiefgedrücktes Herz. Hier stehe ich vor dir, und noch ist mein Schmerz derselbe, wie vor zwei Jahren, als ich zum ersten Male vor dich trat und dir die Hand zum brüderlichen Bunde reichte. Wohl könntest du mir zürnen, daß ich diesen Schmerz bisher in meiner Brust verschloß, es mag dir wehe thun, daß ich ihn auch in der Stunde des Abschieds noch für mich bewahre; allein ich thue dieß, um die Schmach einer untreuen Seele nicht zu offenbaren und die Erbitterung eines theilnehmenden Freundes nicht gegen sie zu erwecken.“

„Ich zürne dir nicht, theurer Waffenbruder, und ehre dein zartes Gefühl, selbst gegen Unwürdige; aber, wenn Alles untreu an dir geworden

seyn wird, so steht doch meine Treue gegen dich felsenfest; sie ist fester als Frauenliebe; wir haben ja den Bund unserer Freundschaft auf der heiligsten Stätte des Erdbodens, an Christi Grabe, beschworen: laß uns ihn hier nochmals erneuern an heiliger Stätte." Mit diesen Worten faßte Engelhardt Wolframs Rechte und drückte sie innig an sein Herz. „Ja, entgegnete dieser, ich will ihn halten, den heiligen Schwur, und eben so redlich will ich das Gelübde erfüllen, das ich gethan, als ich fortzog ins heilige Land: wenn ich glücklich wiederkehren würde, von meiner geringen Habe ein Klösterlein zur Ehre Gottes zu stiften. Ja, der Herr hat uns errettet aus so mancherlei Gefahr und Noth, und hat mich wieder in die Heimath geführt, wenn gleich das Herz noch nicht genesen ist." Jetzt trat Wolfram wieder zu dem kleinen Altare, knicete nieder, und Engelhardt neben ihm. Wohl bewegte sich kein Mund, um den feierlichen Schwur ewiger Freundschaft auszusprechen, aber in den Blicken der Betenden war deutlich zu lesen, wie sie Gottes Segen zu ihrem Entschlusse erflehten.

Nach vollendeter Andacht traten die beiden Jünglinge wieder aus der Kapelle und trafen ihre Rosse an, wie diese immer noch vergnügt auf dem üppigen Grasplatze neben einander waideten. „Mein Weg — rief Wolfram seinem Freunde zu — ist der weitere," und setzte schon den einen Fuß in den Stegreif, aber noch hielt Engelhardt seine Rechte fest und ließ sie nicht los, bis dieser sich auf den Sattel geschwungen

hatte. Jetzt schlug Wolfram seinen Helmsturz herab, um die Thränen zu verbergen, die ihm die Trennung von dem treuen Waffenbruder entlockte; er gab dem Rosse die Sporen und ein schmerzliches Lebewohl ertönte noch aus Beider Munde.

Nur mit Mühe konnte Engelhardt sein Roß halten, als Wolfram über den Fluß sprengte; das edle Thier wollte mit Gewalt dem Rosse des Ritters von Bebenburg folgen. Es schäumte in den Zügel, als sein Reiter schon im Sattel saß, setzte ebenfalls in wildem Sprunge über den Fluß, und lange nicht gelang es Engelhardt's kräftigem Arme, es umzulenken, bis Wolfram die Höhe, die in einiger Entfernung hinter den Felsen beginnt, erreicht hatte und dem Gesichte entschwunden war. Jetzt erst trabte es ruhig thalabwärts und trug seinen Herrn sanft zurück in die heimathliche Burg.

2.

Was Wolfram seinem Freunde aus Zartgefühl und schonender Rücksicht für ein weibliches Wesen, das die schändlichste Untreue an ihm begangen hatte, nicht anvertrauen wollte, sollen unsere Leser jetzt erfahren, indem wir einen Blick in dessen frühere Geschichte zurückwerfen.

Als Wolfram kaum erst fünf Jahre alt war, wurde ihm sein Vater, Otto von Bebenburg, einer der wackersten Ritter des Gaues, in welchem die Stadt Rothenburg lag, in Folge eines unglücklichen Sturzes auf der Jagd, durch den Tod entrissen.

Seit diesem verhängnißvollen Tage lebte seine Mutter, die edle Bertha von Seckendorf, in tiefster Zurückgezogenheit von der Welt einsam auf ihrer Burg; der einzige Trost und die einzige Freude in ihrem frühen Wittwenstande war für sie bloß noch ihr Söhnchen Wolfram und die kleine vierjährige Ida von E..., welche Herr Otto, da sie eine vater- und mutterlose Waise war, an Kindesstatt angenommen hatte.

Wie zwei Geschwister wuchsen die beiden Kinder nebeneinander auf; Ida betrachtete ihren Gespielen Wolfram nicht anders, denn als ihren Bruder, und die Frau von Bebenburg als ihre Mutter. Mit sichtbarem Wohlgefallen blickte Frau Bertha auf das innige Verhältniß der Kinder, und schien es auch nicht zu mißbilligen, als mit zunehmenden Jahren ein noch innigeres an die Stelle des geschwisterlichen zu treten schien. Zuvor die beständige Theilnehmerin an Wolframs Spielen, saß Ida, die nun fünfzehnjährige Jungfrau, mehr einsam in ihrem Gemache, aber nichts desto weniger mit dem steten Gedanken an den Geliebten beschäftigt, während dieser sein Roß auf der Ebene herumtummelte oder hinaus in Feld und Wald ritt, aber mehr um seinen Gedanken ungestört nachhängen zu können, als um der Neigung zum Waidwerke zu fröhnen. Es war bereits jenes Gefühl in Wolframs Herz erwacht, wo der Jüngling gerne Gottes freie Natur, vornämlich das Dunkel der Wälder aufsucht, um sich mit dem Gegenstande zu beschäftigen, dem man so gerne nahe seyn

möchte, und doch wieder nahe zu seyn sich scheut, aus Furcht, er möchte die stillen Gedanken des Herzens belauschen, und sein Auge dem liebeglühenden, verlangenden Blicke begegnen; — jenes Gefühl, wobei die Abgeschiedenheit uns am liebsten ist, damit das geliebte weibliche Wesen nicht das Geheimniß der eigenen Hingebung errathe und Zeuge einer unmännlichen Abhängigkeit werde. Doch, warum sollten es die Liebenden sich selbst, warum Andern länger verhehlen, daß ein süßes Band ihre Seelen umschlinge? Sahe doch die Mutter selbst mit Wohlgefallen auf diese gegenseitige Neigung, schien sie es ja selbst zu wünschen, daß das innigste Bündniß, was Sterbliche schließen können, die Beiden auf Lebenszeit vereinige.

Wie nur bei wenigen Glücklichen, leuchtete geraume Zeit ein freundlicher Stern am Himmel unserer Liebenden. Aber auch bei ihnen sollte sich die traurige Erfahrung bewahrheiten, daß, je beglückter der Anfang, um so verhängnißvoller oft der Fortgang und das Ende sich gestalten. Wer durfte der ungetheiltesten Neigung Ida's gewisser seyn, wer hatte sprechendere Beweise, daß ihr Herz *für ihn nur* schlage, als Wolfram? Ach! nur kurz dauerte der Wahn, in dem er so selig war; durchsichtig wie Glas war die Treue, welche des Fräuleins Mund dem Geliebten in so mancher traulichen Abendstunde gelobt hatte.

Cuno von Selbeneck war einer der Jugendgenossen Wolframs, seine Burg lag nicht ferne von

der Bebenburg; oft machte er, wenn die Jagd, oder ſonſt eine Veranlaſſung ihn des Weges führte, Beſuche daſelbſt, und Fräulein Ida, die in der ganzen Gegend als Wolframs Verlobte galt, erſchien jedesmal neben Mutter Bertha zur Bewillkommnung des Gaſtes und kredenzte ihm den Becher mit dem perlenden Tauberweine. Cuno war bei ſeinen wiederholten Beſuchen nicht ohne Aufmerkſamkeit für die reizende Ida geblieben, und auch dieſe verglich das höfiſche Weſen und die mehr als freundlichen Worte des Seldeneckers mit dem geraden und minder biegſamen Charakter Wolframs, ſie ſtellte den hohen und ſtattlichen Cuno mit ſeinem blonden, wallenden Haare und blauen Augen ihrem, durch äußere Schönheit minder ausgezeichneten Verlobten gegenüber — ſie verglich, und fand als eitles Weib, daß Wolfram weit unter Cuno von Seldeneck ſtehe. Eine ſolche Vergleichung, meinte Ida Anfangs freilich, ſchade ja ihrer Liebe nicht; Wolfram nahm dennoch die erſte Stelle in ihrem Herzen ein, und Cuno war ja Wolframs Freund, der Freund ihres Geliebten, warum ſollte er nicht auch ihr Freund ſeyn?

Je öfter Cuno und Ida zuſammen kamen, deſto mehr wuchs die gegenſeitige Aufmerkſamkeit zwiſchen ihnen, ohne daß Wolfram es bemerkte, denn ſein Herz war keines Mißtrauens fähig, daher kam er nie auf den Gedanken, den Beobachter zu machen. Cuno dagegen war ganz der Mann dazu, jene Eitelkeit, wovon ja keines Weibes Seele ganz frei iſt, zu nähren; bald begegneten die Beiden einander hinter

Wolframs Rücken mit süßen Blicken und Ida, anfänglich nur Einem zugethan, hatte, ehe sie selbst sich dessen recht bewußt war, ihre Neigung bereits zwischen Zweien getheilt. Doch, so wenig als der Dienst zweier Herren, kann getheilte Liebe lange dauern: man muß den Einen lieben, den Andern hassen. Das erstere ward Cuno's von Selbeneck glückliches Loos, und Wolfram, der Auserwählte ihrer Jugend — für ihn schlug Ida's Herz mit jedem Tage leiser, so sehr sie dieß auch sich selbst und ihm zu verbergen bemüht war. Geraume Zeit, und um so weniger, als Ida's freundliche Reden und Liebkosungen stets dieselben blieben, konnte Wolfram die, in dem Herzen der Geliebten vorgegangene Veränderung nicht bemerken, obgleich seine Mutter ihm da und dort nicht undeutliche Winke gab, den Gegenstand seiner Neigung genauer zu beobachten; — Weiber sehen ja bekanntlich tiefer in das Herz derer, die ihres Geschlechtes sind — aber Wolfram, wollte er nicht, oder war es ihm nun einmal vom Schicksal so bestimmt, achtete keines Winkes, bis eine zufällige Enttäuschung ihn das Wahre seiner Lage auf schreckliche Weise erkennen ließ.

Eines Tages kehrte er früher, als er sonst gewohnt war, von der Jagd zurück, und ritt eben über die Zugbrücke in den Burghof. Gewöhnlich waren Ida und seine Mutter die ersten, die ihn bewillkommneten: dießmal hatte sich Ida nicht eingefunden, und nur Frau Bertha, die ihn schon außerhalb, an dem Burggarten, wo sie einen einsamen Spaziergang gemacht, begrüßt hatte, ging allein an

seiner Seite. Haſtig ſchritt Wolfram die Treppe hinauf und ſchlich ſich leiſe bis vor Ida's Gemach, um ſie durch ſeine unvermuthet-frühe Zurückkunft zu überraſchen. Ungeduldig öffnete er die Thüre — kaum traute er ſeinen Augen — er ſah — Ida, und vor ihr auf den Knien lag Cuno von Seldeneck — ihre Rechte hielt die ſeinige feſt und ihr linker Arm war um ſeinen Nacken geſchlungen. Wie vom Blitze gerührt, ſtanden die Beiden, als ſie den Ritter von Bebenburg erblickten.

„Cuno von Seldeneck," — rief Wolfram, ebenfalls ganz außer ſich durch die plötzliche Ueberraſchung — „iſt das Ritterſinn und Freundestreue?" Glut und Todesbläſſe überzogen abwechſelnd ſein Geſicht bei dieſen Worten und ſeine Hand zitterte krampfhaft am Griffe des Schwertes, das er bereits unwillkürlich gefaßt hatte. Ida aber wurde keines Blickes von ihm gewürdigt, ſie war zurückgetreten und hielt beide Hände vor ihr von Scham glühendes Geſicht. Mit geſchränkten Armen ſtellte dagegen Cuno ſich dem Schwerbeleidigten gegenüber, mit einem Blicke, welcher ſich an dem Schmerze, der Wolframs Inneres durchwühlte, ordentlich zu weiden ſchien. Nach einer ziemlich langen Pauſe, während welcher die Zwei einander unverändert mit ſtummer Wuth betrachtet hatten, brach endlich Wolfram das Stillſchweigen, und mit den Worten: „Morgen frühe nach Sonnenaufgang bei den beiden Eichen im Thalgrunde!" verließ er ſchnell das Gemach, nachdem er im Abgehen noch einen weh-

müthigen Blick auf die treulose Geliebte hatte fallen lassen.

Mit Hohnlachen erwiederte der von Seldeneck die Herausforderung seines beleidigten Gegners, gleich als wüßte er zuverläßig, daß er diesem in der Fertigkeit, das Schwert beim Zweikampfe zu führen, unendlich überlegen wäre.

Indessen erfuhr Niemand auf der Burg, Frau Bertha selbst nicht ausgenommen, auch nur das Geringste von dem, was geschehen war. Wolfram verschloß das Ganze als ein Geheimniß in seiner Brust. Nur in seinem Blicke, der so düster war wie noch nie, konnte seine Mutter lesen, daß Etwas vorgefallen seyn müße; allein sie wagte nicht zu forschen, als sie Abends beim Imbiß saßen, warum Ida nicht bei Tische erscheine, eine bange Ahnung sagte ihr, daß sie keine beruhigende Auskunft erhalten würde.

Am andern Morgen, noch ehe die Sonne aufging, verließ Wolfram die Burg und begab sich hinunter in das Thal, an einen Platz, wo zwei Eichen aus Einem Stamme hervorwuchsen. Nicht lange durfte er hier warten, so erschien auch Cuno von Seldeneck in glänzender Rüstung. Beide traten einander näher; kaum hatte Wolfram seinen Gegner recht in's Auge gefaßt, als dieser bereits den Stahl über seinem Kopfe schwang. Mit Gewandtheit fing Wolfram den Hieb auf, Cuno's Schwert prallte in die Luft, und bald sah dieser, daß ein Mann mit kräftiger Faust ihm gegenüberstehe. Wolfram ließ seinem Gegner Zeit, das Schwert wieder fester zu

faſſen. Cuno richtete einen zweiten Hieb gegen Wolframs Haupt, aber zu gleicher Zeit holte dieſer aus und begegnete dem Schwerte ſeines Gegners; beide prallten zuſammen und Cunos Stahl flog in Stücke. Der Kampf war jetzt zu Ende, aber der von Seldeneck wollte nicht abſtehen, er riß den Dolch aus ſeinem Gürtel und ſtürzte damit auf Wolfram los. Aber indem er deſſen Hals durch die Oeffnung, welche ſich zwiſchen Helm und Panzerkragen befindet, zu treffen ſuchte, glitt der Mordſtahl aus; Wolfram faßte ſeinen Feind mit kräftigem Arme, und warf ihn, nachdem er eine Zeit lang mit ihm gerungen, zu Boden, daß Cuno's Rüſtung erkrachte, das Helmband riß in Stücke und der Helm rollte weit hinaus. Jetzt zeigte ſich, daß Wolframs Hieb nicht nur Cuno's Schwert zerſchlagen, ſondern auch deſſen Helm getroffen und ihm eine nicht unbedeutende Kopfwunde beigebracht hatte. Cuno von Seldeneck lag bewußtlos zu Boden und Ströme Blutes quollen aus ſeinem Haupte, er ſah mehr einem Todten als einem Lebenden ähnlich.

Wolfram verließ den Kampfplatz und kehrte auf ſeine Burg zurück, als er aber noch einmal hinter ſich blickte, ſah er, wie der Seldenecker grimmig die Fauſt ballte und hörte ihn nicht undeutlich die Worte: „Rache und Verderben meinem Feinde“ ausſtoßen. Indeſſen ſchien Wolfram dieſe Drohung eben nicht hoch aufzunehmen, auch hörte er ſonſt nicht mehr viel von Cuno: die einzige Kunde, die ihm über den Treuloſen zukam, war, daß die erhaltenen Wunden

nicht gefährlich gewesen und er bald wieder genesen wäre. Ungleich drückender aber waren die Leiden des Ritters von der Bebenburg. Seit er sich so schrecklich von Ida, von ihr, die ihm Alles gewesen war, getäuscht sah, nagte ein schwerer Gram an seinem Herzen; er verbarg aus überzarter Schonung ihre Untreue fortwährend vor seiner Mutter, sie blieb also ununterbrochen in der Umgebung der Burgfrau, er sah sie täglich, saß ihr bei Tische gegenüber, sah den Kummer ihres Herzens, welcher dem neuen Buhlen galt; sein männlicher Stolz gebot ihm, die Treulose zu hassen, aber er konnte sie nicht hassen, das Band der Liebe, der ersten feurigsten Liebe, war in seiner Brust noch nicht zerrissen.

Da erging der Ruf zum heiligen Grabe von Kaiser Konrad auch in diese Gegend. Wolfram vernahm ihn mit Freuden und folgte; kein Wort, keine Bitte seiner Mutter, die sich ohne ihren Sohn so einsam, so verlassen fühlte, konnte ihn zurückhalten. Nach wenigen Tagen war er schon gerüstet, und zog hinab in das Jaxtthal, um sich dort dem Sohne eines Freundes seines seligen Vaters, dem jungen Ritter Engelhardt von Berlichingen anzuschließen, und dann mit diesem zu dem kaiserlichen Heere zu stoßen. Es war ein schmerzlicher Anblick, als Wolfram aus der Burg seiner Väter ritt; in Thränen zerflossen stand Frau Bertha auf dem Söller, sie schien die Trennung von dem geliebten Sohne kaum zu überleben. Auch Ida war in der Stunde der Trennung gegenwärtig; sie schien ihr Unrecht bitter zu bereuen.

Wolfram reichte ihr, gleich nach der Mutter, die Hand zum Abschiede, und ein Blick aus seinem Auge fiel auf sie, so liebevoll, wie in jenen Tagen, als ihre Liebe noch sein ganzes Lebensglück ausmachte. „Mutter" — das war noch das letzte Wort des Scheidenden, — „behalte Ida bei dir und halte sie gleich einer Tochter; bewahre ihr deine Liebe um meinetwillen, denn was du ihr Gutes thust, das thust du mir, deinem Sohne selbst." Jetzt, als Ida die Aeußerungen der seltenen und unauslöschlichsten Liebe Wolframs vernahm, flossen ihre Thränen heftiger, und lange noch folgte ihr Auge dem Scheidenden in die Ferne nach.

3.

Wir kehren nun nach dieser Zwischenerzählung wieder zu der Steinkapelle St. Wendelins im Jaxthale zurück, wo wir unsere beiden Ritter verlassen haben. Engelhardt von Berlichingen kam noch bei guter Tageszeit in seiner Burg an, Wolfram dagegen erreichte die seinige erst, als die Sonne ihre Strahlen schon eine gute Weile untergesenkt hatte.

Hart an der Landstraße, wo die Anhöhe, von welcher die Bebenburg majestätisch herabblickt, aufzusteigen beginnt, liegt ein Kirchlein, das schon in den ältesten Zeiten erbaut worden war. Hier befand sich seit lange her das Familienbegräbniß der Bebenburger, und manches schöne Grabmal edler Ritter und Frauen zierte diesen heiligen Ort der Andacht. Unmittelbar daran war die Wohnung des Küsters

angebaut, der den Beruf hatte, der ritterlichen Ruhestätte zu wahren, jeden Morgen und Abend das Glöcklein zum Gebete anzuziehen und dem Pfarrer des nächsten Ortes, der allwöchentlich eine Messe in dem Kirchlein zu lesen hatte, als Sacristan zu dienen. Dieses Aemtlein bekleidete damals, als Wolfram aus dem heiligen Lande zurückkehrte, ein ehrwürdiger Greis, der alte Benedict genannt. Lange Zeit hindurch ein treuer Diener auf Schloß Bebenburg, hatte er den Rest seiner Tage in diesem Berufe zu verleben gewünscht, und war nach dem Tode von Wolframs Vater, dessen unzertrennlicher Begleiter er in allen Fehden und Zügen gewesen, von Frau Bertha hier versorgt worden.

Eben trat Benedict aus seiner Wohnung heraus, um die Abendglocke zu läuten, als er einen stattlichen Ritter mit herabgelassenem Helmgitter vor dem Kirchlein Halt machen und vom Pferde steigen sah. Freundlich ging dieser auf den Alten zu und bot ihm die Hand zum Gruße. Verwundert blickte er den Ritter an, erkennen konnte er ihn nicht, aber die grüßende Stimme schien ihm die eines alten Bekannten zu seyn. „Ei, ei" — begann Wolfram, als er sah, daß Benedict immer noch nicht über die Person des Fremden mit sich in's Reine kommen konnte — „wenn Alle hier es so machen, wie du, so bin ich ja ein ganzer Fremdling in meiner Heimath und meinem Eigenthume" — bei diesen Worten drückte er die Hand des Greises noch fester — „kennst du nicht mehr diesen Händedruck, diese Stimme, die

dich schon so oft gegrüßt und deinen Namen ausgesprochen hat?“ Jetzt erst schaute Benedict den Ritter genauer an und, „bei Gott“ rief er plötzlich, „wenn ich nicht gewiß wüßte, daß mein geliebter Junker Wolfram im heiligen Lande sein Grab gefunden, wahrhaftig, ich würde sagen, Ihr wäret es, mein Herr und Gebieter, Ritter Wolfram von der Bebenburg.“ Da vermochte Wolfram sich nicht länger mehr zurückzuhalten, er schlug den Helmsturz in die Höhe, Benedict blickte in das wohlbekannte Angesicht seines Herrn und — fuhr entsetzt zurück. „So sind die Todten wieder auferstanden“, rief er, und bekreuzte sich. „Fürchte dich nicht, guter Alter“, entgegnete ihm mit gewohnter freundlicher Stimme der Ritter, „ich bin nie unter den Todten gewesen, sondern stehe leibhaftig vor dir, ich bin mit Gottes Hülfe dem Schwerte der Ungläubigen und der verheerenden Seuche entkommen, und bin hier, um dem Allmächtigen für meine Rettung und glückliche Heimkehr zu danken und dann hinauf zu eilen auf die Burg meiner Väter.“

Während der alte Benedict immer noch in sein Erstaunen versunken dastand, trat Wolfram in das Kirchlein, kniete vor dem Altare nieder und verrichtete seine Andacht an dem Orte, der ihm seit seiner frühen Jugend vor andern theuer gewesen war, denn hier ruheten ja die Ahnen seines Hauses seit alten Tagen, hier sein Vater, den er als Kind schon in's Grab hatte senken sehen. Nach vollendetem Gebete erhob er sich wieder, da fiel sein Blick auf

ein neues Grabmal, das sich neben dem Leichensteine seines Vaters erhob; er trat hinzu und las die Inschrift — ach, es war das Grab seiner Mutter. Stumm und regungslos blieb Wolfram vor dem Grabe stehen, Thränen erstickten die Aeußerungen seines Schmerzes. „Also auch du, meine geliebte Mutter", rief er aus, nachdem er sich vom ersten Schrecken wieder etwas erholt hatte, „auch du ruhest unter diesem kalten Steine im Schooße der Erde, und ich, der ich mich so sehr gesehnt, dich wieder zu umarmen und deines Alters Stütze zu seyn, stehe nun einsam und allein da in den öden Mauern meiner väterlichen Burg!"

„Ja, leider" — entgegnete der alte Benedict, „ist es nur allzuwahr, mein theuerster Herr, Ihr seid einsam und verlassen und ein Fremdling in Eurem eigenen, rechtmäßigen Besitzthume geworden. Kaum sind es acht Monate, daß man die Leiche Eurer guten Mutter den Schloßberg herunter trug, und Fräulein Ida, ihre Pflegetochter, dem Sarge der Entschlafenen folgte — — sie weinte zwar, aber ich glaube kaum, daß ihre Thränen ernstlich gemeint waren — trägt doch gerade sie die meiste Schuld an dem Grame, dessen Opfer die gute, von Allen auf's Innigste geliebte Frau geworden ist." An diese letzteren Worte knüpfte der Alte jetzt eine Erzählung voll trauriger Veränderungen und Ereignisse an, die seit Wolframs Abwesenheit auf Schloß Bebenburg vorgefallen waren. Der Hauptinhalt seines Berichtes war ungefähr dieser:

Nach Wolframs Wegzug in das heilige Land schlich sich der Ritter von Seldeneck von Neuem wieder bei Ida ein, ohne daß die Burgfrau etwas von dem Verhältnisse erfuhr, das die Beiden wieder mit einander angeknüpft hatten. Kurze Zeit nachher verbreitete sich — wahrscheinlich auf Cuno's Anstiften — die Nachricht, daß Wolfram im Kampfe mit den Ungläubigen seinen Tod gefunden habe. Diese Schreckenskunde wirkte so verderblich auf Frau Bertha's Gemüth, daß sie von da an sichtbar dahinwelkte, und auch bald darauf ihrem Schmerz und Kummer über den Verlust des einzigen, geliebten Sohnes unterlag. Durch ihren Tod nun wurde Ida die unumschränkte Besitzerin aller Güter der Herren von Bebenburg, da Jedermann der festen Ueberzeugung war, daß Wolfram nie mehr in die Heimath zurückkehren würde. „Jetzt" — so schloß Benedict seine Erzählung — „sitzt Diejenige, deren Eure gute, selige Mutter sich im Leben so liebevoll angenommen, als Herrin auf der Burg Eurer Väter und vergeudet mit ihrem Buhlen, dem Seldenecker, das schöne Erbe, statt es Euch zu erhalten und Euch ein treues Herz zu bewahren, wie sie es vor Gott und der Welt gelobt hat, die Undankbare! Nein, sie war der Liebe Eurer seligen Mutter, war Eurer Liebe nicht werth, denn sie ist doch an all' dem Unheile Schuld, das seitdem über uns ergangen ist."

Ruhig und scheinbar ganz theilnahmslos hörte Wolfram Benedict's Erzählung an; sein Blick war unverwandt auf das steinerne Grabmal gerichtet; —

war es Gefühllosigkeit oder Gleichgültigkeit? — mit Nichten, aber es ist eine Erfahrung, die Unglückliche oft machen; wenn ein heftiger Schmerz unsere Seele trifft, und besonders, wenn wir Verluste erleiden, die nicht mehr zu ersetzen sind, da erfüllt diese Eine Empfindung unser ganzes Inneres so sehr, daß in den ersten Augenblicken kein anderer Eindruck, mag er noch so stark seyn, mehr Raum darin gewinnt. Dieß war auch Wolframs Lage; der Tod seiner zärtlich geliebten Mutter war für ihn das bitterste Gefühl; das Unrecht, das Ida an ihm begangen, konnte ihn jetzt weniger niederdrücken, da es im Grunde nur eine Fortsetzung ihres früheren Benehmens war. „So könnt' ich also" — begann er endlich nach langem Schweigen mit wehmüthiger Stimme zu Benedict — „so könnt' ich also wieder umkehren, dahin, woher ich gekommen bin? so wäre es also nicht genug, daß ich die Untreue einer heuchlerischen Seele erfahren mußte, auch aus meinem rechtmäßigen Erbe soll ich durch sie vertrieben werden? O Burg meiner Väter, dir, wohin ich mich in mancher Stunde so heiß zurückgesehnt habe, soll ich auf ewig Lebewohl sagen, soll dich einer Buhlerin und einem leichtsinnigen Buben als Beute überlassen! Doch nein, diese Schande wird Wolfram von Bebenburg nicht auf sich laden. Gelt, lieber Alter, noch sind ja meine treuen Diener Konrad, Ruprecht und Wolfgang und vor Allen mein wackerer Burgvogt Oswald am Leben, die werden ihren Herrn und Gebieter wohl noch kennen?" „Ach, wäre das so", entgeg-

nete Benedict betrübt, „aber da drüben im Friedhofe, dort, wo das noch hellglänzende Kreuzlein steht, liegt der Burgvogt begraben; er war ja schon hoch bei Jahren, als Ihr in's heilige Land gezogen; der starb gerade noch zu rechter Zeit, um die traurigen Veränderungen auf der Burg nicht mehr mit ansehen zu müssen; hätte er aber das Leben behalten, es wäre Manches nicht geschehen, — und Eure treuen Diener, die hat man aus der Burg weggejagt, weil sie sich nicht nach den Wünschen und dem Willen der neuen Herrin fügen wollten. In mir allein, lieber Junker, seht Ihr noch die ganze Mannschaft Eurer Getreuen, aber sagt mir frei heraus, was ich für Euch zu thun vermag? Daß ich alt und kraftlos bin, das sagen Euch meine Haare, die ja schon damals weiß waren, da Ihr sie noch als kleines Knäblein zerzaustet. Aber gesetzt, daß ich Euch auch mit der Kraft eines jugendlichen Armes dienen, daß ich auch kämpfend Euch zur Seite stehen könnte, was würde das Alles helfen? Ida, die unrechtmäßige Besitzerin Eures Eigenthums, hat einen mächtigen Beistand an dem Ritter von Seldeneck, der wird nicht ferne seyn, um sie zu wahren in ihrem Raube; und außerdem schützen sie ja Mauern und Gräben, die Ihr wohl kennt, — die sind fest und tief und haben schon manchem feindlichen Sturme kräftig widerstanden." „Und dennoch" — entgegnete Wolfram — „will ich heute noch in der Burg meiner Väter seyn; ich werde mich doch vor einem Weibe nicht fürchten!" „Ein einziges Wort noch", rief der Alte,

als Wolfram sich schon anschickte, weiter zu reiten, „übereilet Euch nicht, vielliebe Junker, denn durch Euch allein werdet Ihr nie zum Zwecke kommen. Man wird Euch allerdings in die Burg einlassen, ist aber der Seldenecker oben, dann ist es unwiderbringlich um Euch geschehen."

Wolfram beachtete die Warnung des Alten nicht, sondern gab seinem Pferde die Sporen und ritt den Burgweg hinan. Schon lange lag die Burg im Dämmerlichte, als er vor der Zugbrücke ankam, doch war das Fallgitter noch nicht herabgelassen. Dreimal schlug der Ritter mit seinem Schwertknaufe an das eiserne Thor und gleich darauf erklang das Horn des Wächters über demselben. Nach einiger Zeit hörte er auf der Zinne der Burg reden und glaubte eine männliche und weibliche Stimme unterscheiden zu können; zugleich gelangte auch die Frage des Wächters herab: „Was ist Eure Losung?" „Für Christi Grab", war Wolframs Antwort. Jetzt trat wieder eine Pause ein, während welcher man mehrere Stimmen durcheinander vernahm. Nun fragte der Wächter wieder nach dem Abzeichen des Fremden: „Die rothe Burg mit zwei Thürmen im silbernen Felde". Auf diese Antwort hin stieg der Wächter vom Thurme herab, um das Thor zu öffnen; schon klirrte der Riegel, Wolfram war abgestiegen und hielt den Zaum seines Pferdes — da hörte er eine leise Stimme hinter sich, er blickte zurück — und vor ihm stand der alte Venedict, der ihm im Dunkel des Abends nachgeschlichen war. „Um Gottes Willen,

viellieber Junker," — bat er — „ſetzet den Fuß nicht in die Burg, Euch droht ſchändlicher Verrath; der Seldenecker iſt oben, ich habe ſeine Stimme gehört." Wolfram dankte dem treuen Diener für die wohlgemeinte Warnung, aber er hielt es für unwürdige Feigheit, jetzt noch umzukehren. Das Thor öffnete ſich und er trat ein. Ein unbekannter Diener nahete ſich, bewillkommte ihn mit einem gleichgültigen Gruße und nahm ihm das Roß ab. Sonſt ließ ſich keine lebendige Seele ſehen, während er durch den Burghof ſchritt, Niemand begegnete ihm auf der Treppe — er öffnete das Wohngemach, wo er als Knabe ſo oft aus- und eingegangen war; aber, wie verändert, wie ganz anders fand er da Alles! Früher ſtand in der Mitte ein großer Tiſch von Eichenholz und der alterthümliche Lehnſtuhl, worin ſchon der Großvater als Kind geſchaukelt worden war, ſonſt waren an der Wand die großen Geweihe von Sechszehnendern befeſtigt, die der Urgroßvater ſchon erlegt hatte, und an dieſen hingen Schwert und Jagdgeſchoß herab. Alles dieß war jetzt verſchwunden und ſtatt deſſen ſah er überall Einrichtungen und Geräthſchaften wie in den Wohnungen der Großen des Morgenlandes. Ach! hätte er auch nicht zuvor ſchon die traurige Kunde von der Mutter Hingang erfahren, er mußte jetzt doch erkennen, daß Andere in ſeinem Eigenthume hauſen, und daß die Wohnung alterthümlicher Einfachheit in einen Sitz der Pracht und Schwelgerei umgewandelt ſei.

Unwillig ließ ſich Wolfram auf einer der ſeidenen Ottomannen nieder; er harrte lange, nur leiſe

Digitized by Google

Stimmen und Gebräuche in sinnlicher Gegenwart treten zu sernehmen. Eine Stunde lange wurde es etwa so zugehen sein, als ein Turner und Sänger sich beeiferten, ihn mit ihren Weisen gefällig und beliebt und zu singenschaftlichen Liedern anderlegte. „Sonst (so sind sein Worte und Meinung) singen, den Mädel'n" sagte der biederliche Greis, „Ihr werdet doch eines Jünglich sich heut schicken sagen; meine Gedanken kennt Ihr leider Gottes noch nimmer kennen, drinnen sind schon sieht gar so viel Lieder." „Singe immer Gedanken," antwortete Wolfram eben in entschieden, daß ganz der Ring vom Finger glitt in ge Ihre Gesangbuch der Mutter von Verlangen zu sehr wollen und sie hat, wo sie sie nicht gefunden, sie gefragt hat, allerdings ermüdet sei; besser ungeschickt und ich meine Meinung ausdrücken, daß ich noch Ihnen so manche Freude im Gesellschaft gemacht habe, ein Schmerz liegt der Mutter abzuhelfen und sie und der Hand, wo er gewiß wird, daß ich ihr andern den Schmerz einst gänzlich abzuhelfen Denken schicken." Der Knabe schickte seine Hand und entfernte sich.

Zeige auf solchen anderen Mitter die Meinung und eines Gewissen nicht bekommungsvoll, kann er wieder sich nicht eine Knaben, als ob ihm hier eine Falle gelegt werden sollte? Wiederum war ihm die Gelegenheit gelegen gekommen, den Einen von Beiden mit Wissen von den wenigen, zum Einladen, so zwei sind eine Mehrheit gehalten waren. Einem Knaben eines unter seinen Verhältnissen endlich lange gemachte, eines Knaben seinen Namen und Stand

nur sein gutes Schwert neben ihm lag. So hielt er sich geraume Zeit aufrecht; Gedanken der verschiedensten Art kreuzten sich in seinem Kopfe und ließen keinen Schlaf in seine Augen kommen.

4.

Eben schlug die Uhr auf dem Schloßthurme die zwölfte Stunde; die Lampe, welche auf dem Tische stand, brannte nur noch schwach, das Oel war fast schon alle geworden. Wolfram hatte sein Schwert aus der Scheide gezogen und neben sich hin gelegt. Aber mit dem Erlöschen des Lichtes schien unsern Ritter auch seine Wachsamkeit verlassen zu wollen; er senkte das Haupt auf die Ottomanne nieder und bald drückte der Schlummer seine Augenlieder zu.

Wir gönnen dem Ermüdeten seine Ruhe; ach! es war ja der erste Schlummer, dessen er nach so langer Entfernung in der Burg seiner Ahnen wieder genoß, und mit ihm schlummerte auch der Schmerz, der seit jenem Augenblicke, da er neben dem Grabmale seiner guten Mutter kniete, nimmer aus seiner Seele gewichen war: schönere Bilder von glücklicher Heimkehr, Bilder, die lindernden Balsam in die bittern Erfahrungen der Wirklichkeit goßen, schwebten jetzt vor seiner entfesselten Phantasie vorüber.

Kaum war Wolfram völlig eingeschlafen, so naheten zarte Tritte dem Gemache, die Thüre öffnete sich leise und eine jugendliche Gestalt trat herein. Sie blieb zuerst unbeweglich am Eingange stehen, betrachtete den Schlafenden eine Weile, dann näherte sie

sich allmählig und sah, wie er die beiden Hände vor dem Gesichte hielt. Ida — das ist die Nachtwandlerin im weißen Kleide, — griff mit zitternder Hand nach Wolframs Schwerte; schon hatte sie es erfaßt, als dieser, wie wenn er im Schlafe gefühlt hätte, daß ihm seine Waffe entwendet würde, eine unwillkürliche Bewegung machte; doch erwachte er nicht, sondern änderte nur seine Lage. Jetzt zeigte sich sein Angesicht, es waren die Züge des einst so blühenden Jünglings, dem Ida in mancher Stunde Liebe und Treue geschworen hatte; wohl erkannte sie den einstigen Geliebten, er war noch derselbe, — aber das Roth seiner Wangen war verschwunden, und Furchen, die der Kummer eingegraben, lagen auf seiner Stirne. Da legte Ida das Schwert wieder aus der Hand und sah den Schlafenden an; sie vergaß, was sie thun wollte, Thränen füllten ihre Augen; lieber hätte sie anstatt des Schwertes seine Hand ergriffen und an ihr Herz gedrückt. Sie kniete vor der Ottomanne nieder, schon will sie den geliebten Schläfer wecken und ihn reumüthig um Verzeihung anflehen, daß sie unter dem Einflusse des Verführers so tief gesunken sei, Untreue und Undank gegen ihn und die gute Pflegemutter geübt und es sogar über das Herz gebracht habe, ihm, dem Schlafenden, sein Schwert zu entwenden, um ihn wehrlos der Rache seines Todfeindes zu überantworten. Schon hatte sie die Hand nach Wolfram ausgestreckt, um die seinige zu ergreifen, da hörte sie leise Tritte hinter sich; sie wandte sich um und sah Cuno von Seldeneck mit rachgierigem

Blicke unter der Thüre ſtehen. Wohlbekannt mit dem Winke des wildrollenden Auges, erhob ſich Ida, faßte noch einmal das Schwert und eilte, indem ſie daſſelbe in der zitternden Hand trug, von dem Lager des Schlafenden hinweg. Der Seldenecker empfing die Waffe aus Ida's Hand und nun verſchwanden Beide unter der Thüre.

Unterdeſſen ſchlief Wolfram ohne Unterbrechung fort; ſchon graute der Morgen und der Wächter auf der Zinne verkündete den anbrechenden Tag, da kamen feſtere Schritte über die Hausflur, das Gemach öffnete ſich und eine vermummte Mannsgeſtalt trat herein. Wohl verhüllte eine Larve die Geſichtszüge des Wandlers, aber wir kennen die hohe, ſchlanke Geſtalt und den aufrechten, trotzigen Gang, wenn wir gleich das racheglühende Auge nicht erſchauen. Eine kurze Waffe blinkte unter dem weiten Mantel hervor, der Mann ſchlich leiſe zu Wolframs Lager hin, lauſchte eine Zeit lang, und als er ſah, daß jener feſt ſchlief, zog er den Mordſtahl unter dem Gewande hervor und ſtieß ihn gegen die Bruſt des Schlafenden. Aber die Spitze des Dolches brach an dem Bruſtpanzer ab, den Wolfram im Schlafe weder gelüftet noch von ſich geſchnallt hatte, und in demſelben Augenblicke drang ein lauter Schrei in des Mörders Ohren; es war Ida, die ihm nachgeſchlichen war, um ihn an der Ausführung ſeines teufliſchen Vorhabens, das ſie wohl geahnt hatte, zu verhindern.

Durch den erhaltenen Stoß war Wolfram plötzlich aus dem Schlaf aufgefahren; er ſah den

Seldenecker, wuthschnaubend über das Mißlingen des Meuchelmordes, vor sich stehen, wollte sein Schwert fassen, aber — es war nirgends zu finden. Blitzschnell raffte er sich auf, vergebens suchte er nach einer Waffe, nur seinen Helm, den er vor dem Schlafen abgelegt hatte, fand er; gewichtig schleuderte er diesen gegen Cuno, der sich nach der Thüre flüchtete und Ida am Arme mit sich fortriß. Der Helmwurf verfehlte jedoch den Bösewicht, und ehe Wolfram vom Lager sprang, hatte der von Seldeneck schon die Thüre zugeworfen und unter teuflischem Hohngelächter fest verriegelt. Umsonst raste und wüthete der Eingeschlossene gegen die Thüre, umsonst zerschlägt sich seine Faust an ihren schweren, eichenen Dielen; jetzt will er durch die Fensteröffnungen einen Ausweg suchen, aber die dichten Eisenstäbe spotten seiner angestrengtesten Kraft; seine Wuth und Erbitterung erreicht den höchsten Grad, fruchtlos hat er alle Mittel zur Rettung versucht. Erschöpft von der außerordentlichen Anstrengung, sinkt der Ritter auf sein Lager zurück, sein Zorn über die im Finstern schleichende Bosheit geht in stillen Schmerz über; Thränen entrollen seinen Wangen, nicht über den, der sich einst seinen Freund nannte und jetzt sein Mörder werden sollte, sondern über Ida, die er an der Seite des Verruchten erblickt hatte, um im Bunde mit Jenem ihn ebenfalls zu verderben.

Wir übergehen die schreckliche Scene, wie Cuno von Seldeneck mit Ida verfuhr, die ihm zuerst hülfreiche Hand gegen Wolfram geboten hatte und nun,

von Reue gepeinigt, Urſache war, daß er ſeine teufliſche Abſicht nicht zu Ende bringen konnte. Wie er zuvor Liebe gegen ſie geheuchelt hatte, eben ſo trat er ihr jetzt mit dem gehäſſigſten Ingrimme entgegen. Von dieſem Tage an bekam das Fräulein ihren Tyrannen nicht mehr zu ſehen, auch ſie ward in ein einſames, abgelegenes Gemach verſchloſſen, denn der Seldenecker, der ſie bei dieſer Gelegenheit als eine Rückfällige kennen gelernt hatte, befürchtete nicht ohne Grund, daß ſie Allem aufbieten würde, um dem frühern Geliebten den Weg zur Rettung zu eröffnen. So ſollte alſo Ida ſchon jetzt die Strafe für ihren Leichtſinn büßen, denn es haßte ſie ja Der, um deſſentwillen ſie einem edlen, treuen Herzen ihre Schwüre gebrochen, durch den ſie ſich zum ſchrecklichſten Undanke, ja ſelbſt zur Genoſſenſchaft am Meuchelmorde hatte verleiten laſſen. Wie ſchmerzlich, ach! bereute ſie nun ihr Unrecht, aber noch weit ſchwerer belaſtete es ihr Herz, daß ihr jetzt alle Mittel und Wege genommen waren, dem armen Gefangenen Hülfe und Rettung zu verſchaffen. Allein gleichwohl erſchien dieſe bald, und zwar von einer Seite, von woher weder ſie noch Wolfram ſelbſt es vermuthen konnten.

5.

Schon waren es drei Tage, daß Wolfram ſich in der Gewalt ſeines Feindes befand, — Brod und Waſſer, die einzigen Nahrungsmittel, die man ihm gereicht, waren faſt ſchon zu Ende gegangen und Niemand nahete, um nur die geringſte Labſal zu

bringen — es hatte allen Anschein, als ob der Selbenecker sich seinen Nebenbuhler auf die leichteste Weise vom Halse schaffen wolle, indem er ihn dem Hungertode preiszugeben beschloß. Eben hatte sich der Gefangene von seinem Lager erhoben und blickte hinab in das Thal, von wo das Kirchlein ihm so freundlich entgegen schaute, als wollte es ihm sagen: „Hier, in meinen stillen Mauern, wo kein Schmerz der Erde, keine Bosheit der Menschen uns mehr erreicht, läßt es sich sanft ruhen“: da drang mit Einem Male ein gellender Ton vom Schloßthurme herab zu seinem Ohre und weckte ihn aus seinen Gedanken auf. Der Wächter hatte in das Horn gestoßen und aus der Wiederholung des Rufes konnte man schließen, daß der Burg Gefahr drohe. Bald darauf rasselte das Fallgitter am Thore nieder und nun war kein Zweifel mehr, daß Feinde in der Nähe seien. Laute Tritte und Stimmen von Männern tönten durch die Gänge der Burg, man hörte den Klang von Schwertern und Schildern, die aus den Hallen getragen wurden. Da stieg nach mancher Stunde des Schmerzens wieder ein Hoffnungsstrahl in Wolframs Seele auf; — vielleicht sind es seine Freunde von nahe und ferne, die zu seiner Rettung kommen; aber wer hatte ihnen Kunde von seiner Heimkehr gegeben, wer sie benachrichtet, daß er in die Gewalt des Selbeneckers gerathen sey?

Die Hoffnung unseres Gefangenen wurde indessen zur Wirklichkeit. Er sah von seinem Fenster aus einen reisigen Zug die Burgstraße heraufkommen; lauter

bekannte Wappen entfalteten sich auf den Fähnlein. Voran zog Kunz von Seckendorf, Wolframs naher Vetter von mütterlicher Seite; — wie das grüne Oelblatt einst Noahs Herz nach den Tagen des Jammers erfreut hatte, ebenso winkten die drei glänzenden Lindenblätter in dem Wappen des Seckendorfers Hoffnung dem trauernden Gefangenen entgegen; — neben diesem der Ritter von Bielried; weiß wie der Schnee strahlte der Schwan auf der goldenen Helmzier seines Wappens, ein Bild der Sittenreinheit und Tugend dessen, der ihn zum Zeichen erwählt hatte; hinter beiden ritt Otto von Rammingen mit dem schwarzen Raben im Schilde, der dem Selbenecker Rache und Verderben weissagte, und Wartmann von Rustenberg, dessen silberner Hahn im rothen Felde mit dem Frühesten zur Wache gerufen hatte. Nicht minder furchtbar wehte Luitpold's von Kressenstein Fähnlein mit dem aufgerichteten Schwerte im schwarzen Felde dem Ruchlosen entgegen, der sich nicht gescheut hatte, aller Ehre des Ritterthums zum Hohne, im Dunkel der Nacht der Mörder seines ehemaligen Freundes zu werden. Schon sind all die unheilbringenden Fähnlein mit ihren bedeutungsvollen Wappenzeichen vor der Burg angelangt, aber in einiger Entfernung sieht Wolfram noch eine weitere Schaar mit schweißbedeckten Rossen in hastiger Eile folgen: einer der beiden Führer schwingt mit kräftigem Arme den blanken Schild, worauf drei rothe Muscheln im silbernen Felde glänzen — es ist Ludwig von Eyb, seine Burg liegt entfernter von der Bebenburg als die der Uebrigen;

gleichwohl ist er nicht zurückgeblieben, nachdem er von Wolframs Heimkehr und Unfall Kunde erhalten hatte. Der Andere aber saß mit gesenktem Haupte auf dem Rosse; noch hatte er das Fähnlein nicht aufgerollt, und sein Schild hing am Sattel herab, daß man das Zeichen nicht erkennen konnte. Wie sie aber jetzt an dem Kirchlein angekommen waren, ließ er das Fähnlein hoch flattern und hob, wie zum Gruße, den Schild empor, so daß das Rad mit den silbernen Speichen dem Gefangenen entgegen blinkte. „Er ist es" — rief Wolfram entzückt aus — „der treue Freund und Waffengefährte aus dem Jartthale; so bist also auch du, der Fernste von Allen, zu meiner Rettung herbeigeeilt! wohl Jedem, der solcher Freunde sich rühmen kann; wohl mir, wie reich bin ich mit Einem Male mitten in meinem Unglücke geworden!"

Nicht lange blieben die Schaaren unthätig vor der Burg stehen. Ein alter Mann mit schneeweißen Haaren trat aus ihrer Mitte hervor — es war derselbe, der vor wenigen Tagen den Ritter von Bebenburg vor der ihm drohenden Gefahr gewarnt hatte, und, als er seine Mahnung fruchtlos und seine Befürchtungen verwirklicht sah, in eigener Person die Kunde von seines Herrn Unfall von Burg zu Burg trug, alle Ritter der Nachbarschaft ihrer Treue gemahnte und zur Rettung herbeirief. Es war der alte Benedict, des Hauses treuer Diener, der jetzt auch die Stelle des Herolds vertrat, und an Cuno von Selbeneck, der sich auf dem Thore der Burg zeigte,

im Namen sämmtlicher Ritter die ernste Aufforderung richtete, den gefangenen Wolfram urplötzlich frei zu geben und ihm das Besitzthum seiner Väter unbedingt wieder einzuräumen, widrigenfalls schwere Rache an ihm und den Seinigen genommen werden sollte. Cuno versuchte zuerst, sich hinter Ausflüchte aller Art zu verstecken, er schalt den Alten einen Narren, der von ihm die Freilassung eines angeblich Gefangenen begehre, der doch längst schon im heiligen Lande den Tod unter den Schwertern der Saracenen gefunden hätte; „mögen übrigens die Ritter" — setzte er bei — „immerhin hereinkommen, aber nicht als Feinde, sondern als liebe Freunde, daß ich sie bewirthe beim fröhlichen Mahle, dann wollen wir das Andenken des Verblichenen mit köstlichem Weine begehen, den Fräulein Ida, als deren Vogt ich hier rede, uns kredenzen soll." Nun aber ritt ein Zweiter heran, hob sein Schwert mit der Rechten hoch empor und rief mit zornentflammtem Angesichte: „Du lügst, Schändlicher! — denn beim Kreuze seines Schwertes schwört Engelhardt von Berlichingen, daß Wolfram von Bebenburg, mein theurer Waffenbruder, noch am Leben ist. Stand ich ich ihm nicht selbst zur Seite, als er seinen Fuß auf den heiligen Boden setzte, kämpfte ich nicht an seiner Seite gegen die Ungläubigen, und kehrten wir nicht zusammen in die Heimath zurück? Erst vor drei Tagen verließ ich meinen Freund da, wo die Kapelle St. Wendel an den Felsen des Jaxtthales hängt; von da ritt er noch am gleichen Tage zurück auf seine Burg; — jetzt gib ihn heraus, ohne

Weigerung, eher ich wenn bis den Bischofsschluß ins Haus Krautz auf Tod und Leben."

Diese Aeußerung einiger Bauplätzler, denen eben auf es ankäglich kannt: „Nun denn, wenn ihr so gesinnt seyd, daß Niemand von Erbauung sind und an meinem Gewalt ist, so kommt und teilet ihn selbst seine Hofstatt, der Kleine von Sachsenzell gönnt von seinem Hofstatt." Als diesen Worten hatten es Hauptherr den Kleinen und Krug in den Hauptsaal kamt. Zeigt meinen allenthalb Bauplätzen zu Hauptherrschaft gewiesen, man unternahmen alle Hauptherr den Krug, nahmen man Landwirthin von ungeheuren Stelle und den Thor anlegt, man ein einziger unbeschädigter Pflugen Hilf offen, um Ihr, als Hauptherr, den Krug von den großen Hauptherrn anlegt, durch Hauptherr Hauptherrn. Weiß man die Besitzung der Zeit auch nur gering, dem Er behaupt und immer einigen zu Hauptherr Hauptherrn, und die Krug Hilf, auf allen Seiten von Bauern und begrenzen Hauptherr umgeben, ihnen jenen Hauptherr Krug zu bieten, liberal, besonders aber auf den Thomas, dem Krug dem Hauptherrn vorbei, die Krug und Kaufe nicht aus den Straßen kamen; von der und kennen den Besitzungen meinder Sachsen gehörten, und wirklich auch ihnen auch ein Krug von den Kaufen, welche auf diesen ein neues Krug in die Krug zu gelangen Besitzungen, durch die Besitzung der Besitzungen den Lieb gehaben.

Schon war ein ganzer Tag seit der Besitzung bei feierlichen Schmaus verflossen, und noch hatte kein Bauer Hofstatt von Besitzung einzug, und war

Engelhardt von Berlichingen vor die versammelten Ritter. „Wollen wir noch länger zwecklos vor der Burg hier liegen" — redete er sie an — „so wird unserm Freunde keine Hülfe und er kann leicht zuvor ein Opfer der Bosheit des Seldeneckers werden: frisch auf! laßt uns das Felsennest stürmen, denn seine Besatzung ist nur gering und der Erfolg für uns so gut als gewiß. Engelhardts Vorschlag fand allgemeinen Anklang, ohne Verzug wurden die Leitern angesetzt und der Sturm begann auf einmal gegen alle vier Seiten der Burg. Zweimal wurden die Stürmenden zurückgeschlagen; jetzt griffen sie mit erneuerter Kraft zum dritten Male wieder an, ein hartnäckiger Kampf begann, Cuno von Seldeneck setzte sich mit wahrem Löwenmuthe zur Wehre, aber vergebens, er mußte endlich der Uebermacht und der nicht geringeren Tapferkeit des Feindes weichen. In ungeordneter Flucht zog sich der kleine Rest seiner Mannschaft in den Hof und von da in die Gemächer der Burg zurück. Allein ehe sich die Belagerer recht im Besitze des Hofes befanden, hatte Cuno bereits das gewichtige Portal, das in die Wohnungen führte, hinter sich zugeworfen und ließ die Sieger ihre Kraft umsonst versuchen, dasselbe zu öffnen. Von da eilte er dem Gemache zu, worin Wolfram nun bereits vier volle Tage schmachtete: er wollte den Hülflosen zuvor noch seiner Rache zum Opfer weihen und dann durch den unterirdischen Gang aus der Burg entfliehen.

Aufs Aeußerste ermattet lag Wolfram auf seinem Lager. Vor zwei Tagen schon hatte er den letzten

Biſſen Brod genoſſen und den letzten Tropfen Waſſer ausgeſchlürft; kaum war er mehr im Stande, ſich empor zu richten. Längſt hatte er den Lärmen außer- und innerhalb der Burg vernommen, immer näher kam das Geräuſch ſeinen Ohren, jetzt fuhr der Riegel an der Thüre zurück, und herein ſtürzte, einem Raſenden gleich, mit racheblitzenden Augen und das blankgezückte Schwert in der Hand, Cuno von Seldeneck. Ein Hieb gegen Wolframs Haupt ſpaltete dieſem die Schiene des linken Arms, den er zum Schutze vorgehalten hatte; ein Strom Blutes floß heraus und bewußtlos ſank er auf ſein Lager, von dem er ſich mit äußerſter Mühe etwas erhoben hatte, zurück. Schnell verließ Cuno das Opfer ſeiner blinden Wuth, um ſich dem geheimen Zufluchtsorte zuzuwenden, aber noch hatte er den Fuß nicht über die Schwelle geſetzt, ſo ſtanden die Rächer vor ihm. Sie hatten mit ihren Streitärten das Portal geſprengt und, das Schreckliche ahnend, die Spur des Seldeneckers verfolgt. „Halt' an, Schandfleck des Ritterthums" — rief ihm der von Berlichingen entgegen, der ſeinen Freund blutend erblickt hatte — „und wehre dich deines Lebens!" Ein hartnäckiger Kampf begann jetzt zwiſchen den Beiden vor der Thürſchwelle; Cuno hieb voll Unbeſonnenheit und Verzweiflung um ſich, und während er einmal gegen Engelhardt, der ſich mehr zu vertheidigen als ſelbſt zu treffen ſuchte, allzuweit vorlegte, rannte er in deſſen Schwert und ſtürzte zu Boden. Der Ritter von Berlichingen eilte jetzt zu dem Lager, worauf Wolfram noch bewußtlos lag,

und ſchloß, obwohl ſelbſt entkräftet von ſeinen Wunden, den geretteten Freund in die Arme.

Nach und nach hatten ſämmtliche Ritter und Knechte das Gemach angefüllt, und freudige Rufe ertönten von allen Seiten, als Wolfram allmählig wieder zu ſich kam und die Augen aufſchlug. Voll innigen Dankes reichte dieſer ſeinen Rettern der Reihe nach die Hand; am Freundlichſten aber blickte er in Engelhardts bleiches Angeſicht und drückte deſſen Rechte inbrünſtig an ſein Herz. Jetzt nahete auch der alte Benedict, faßte Wolframs blutende Hand, umwand ſie mit einem Tuche und kniete dann nieder vor dem Lager ſeines Herrn mit den Worten: „Nun will ich gerne ſterben, da ich Euch, mein Theuerſter, gerettet ſehe.“

Während die Burg von dem Jubelgeſchrei und Jauchzen der Sieger wiederhallte, ſaß Ida traurig und allein in ihrem Kämmerlein, worein der eiferſüchtige Cuno ſie eingeſchloſſen hatte. Jeden Morgen und Abend brachte ihr ein Diener ſpärliche Nahrung, und ſie wußte von Allem, was ſich ſeither ereignet hatte, nicht das Mindeſte. Niemand gedachte ihrer weiter, als gerade der, deſſen ſie ſich ſo unwürdig gezeigt hatte. Sobald Wolfram wieder Kraft genug hatte, einige Schritte zu gehen, ſuchte er das Gemach auf, in welchem Ida ſich befand. Mit Beben fuhr ſie zurück, als Wolfram eintrat; er aber ging freundlich auf ſie zu, und ſein Blick zeigte wohl, daß er nicht im Haſſe, ſondern im Frieden gekommen ſei, wenn gleich das Gefühl ſeines Herzens für ſie erloſchen war. Geraume Zeit blieben Beide einander ſtumm

gegenüber ſtehen, dann unterbrach endlich Ida die Stille; ſie ergriff des Ritters Hand und er — zog ſie nicht zurück. „Wolfram," — ſchluchzte ſie, und Thränen floßen über ihre Wangen — „meine Schuld iſt ſo groß, daß ſie mich zu Boden drückt; ich bin untreu und undankbar gegen dich geweſen; aber einen großen Theil dieſer Schuld trägt Der, deſſen heuchleriſchen Worten ich glaubte, er war es, der zuerſt die Nachricht von deinem Tode verbreitete. Doch ich — ſtatt ſein Lügengewebe zu zerſtören, förderte es, und ward ſo die Urſache, daß der Gram deine gute Mutter, meine Wohlthäterin, dahinraffte. O Gott! wie weit iſt es mit mir gekommen, ich konnte an dir zur Verrätherin werden! anſtatt dich zu warnen, habe ich ſelbſt die Hand zu deinem Verderben geboten; ich erkannte mein Unrecht erſt da, als er den Dolch zog, um deine Bruſt zu durchbohren, und mein Ruf ihn abhielt von ſeiner Miſſethat. Wolfram, du einſt mein Geliebter, Sohn meiner zweiten Mutter," — fuhr Ida mit bewegter Stimme fort — „meine Ruhe, mein Friede für dieſes Erdenleben iſt dahin; gib mir den Tod, quäle, martere mich, ich habe Alles verdient, aber den Einen Troſt gewähre mir noch in meiner letzten Stunde, ſprich das Wort Verzeihung aus, und gerne will ich das Schwerſte erdulden." Laut weinte Ida bei dieſen Worten und harrte zu Wolframs Füßen in demuthsvoller Ergebung auf die Entſcheidung ihres Schickſals. Mit einem Blicke voll Mitleiden auf die arme Reuige vermochte der Ritter weiter Nichts zu ſagen als: „möge dir Gott vergeben, wie ich dir

vergebe," dann wandte er sich schnell ab und kehrte zu seinen Freunden zurück.

Nun erst genoß der Befreite im Kreise seiner Retter die Freude des Wiedersehens nach so mancher trüben Stunde, und bis zum Abende des andern Tages dauerte der Jubel ohne Unterbrechung fort. Ehe aber die Ritter und Knechte von Bebenburg abzogen, hatte Ida bereits den Weg nach Rothenburg in das Kloster der heiligen Katharina eingeschlagen, wo sie freundliche Aufnahme und den Frieden und die Ruhe wieder fand, die sie in der Welt durch eigene Schuld verscherzt hatte.

Nach und nach wurde es auch auf der Burg wieder stille, sie zählte jetzt nur noch drei Bewohner, diese waren: Wolfram, der alte Benedict und Engelhardt, der noch an seinen Wunden darnieder lag. Wie gerne hätte Wolfram seines Freundes länger gepflegt, aber er genaß, und mit der Genesung war auch die bittere Stunde des Scheidens da. „Wie bin ich jetzt wieder so einsam," — seufzte der Ritter von Bebenburg, als er seinen Freund den Schloßweg hinunter geleitete. „Nun ist ja deine Wohnung wirklich das Klösterlein geworden, das du zu stiften schon längst gelobtest," erwiederte Berlichingen, reichte dem betrübten Wolfram noch einmal die Hand zum Abschiede und gab sodann seinem Pferde die Sporen.

6.

Pfingsten war von jeher die Zeit der Freude und Wonne bei unsern Alten gewesen, denn es fällt ja

dieſes Feſt gewöhnlich in jenen Monat, der die ganze Natur und alle Herzen zu neuem Leben erweckt, und darum mit Recht den bedeutungsvollen Namen „Wonnemonat“ trägt. Auf dieſe Zeit verlegte man daher auch vorzüglich gerne Hochzeiten und Turniere, denn die Natur iſt ja ſtets die beſte Ausſchmückerin alles Schönen, das durch wolkenloſe Tage an Pracht und Herrlichkeit gewinnt und durch blühende Bäume und grünende Auen den höchſten Reiz erhält. Dieſe wonnigen Tage waren es auch, die Kaiſer Friedrich von Hohenſtaufen, genannt der Rothbart, erkor, um ein Feſt zu begehen, mit welchem wieder eine glücklichere Zeit ſeines Lebens beginnen ſollte. Drei Jahre hatte er gleichſam im Wittwerſtande zugebracht, denn ſeine Gemahlin Adelheid, eine geborene Gräfin von Vohburg, zeigte nicht jene Eigenſchaften, die einen Mann, wie Friedrich war, glücklich machen konnten. Der Frühling des Jahres 1153 löste endlich dieſe unſelige Verbindung, indem der Cardinal Johann Orſini im Namen des Pabſtes Eugen III. zu Conſtanz die Eheſcheidung zwiſchen Beiden ausſprach. Was hinderte nun den Fürſten, der damals in der Blüthe des männlichen Alters ſtand, der nicht nur alle Eigenſchaften beſaß, ein großes Volk zu regieren, ſondern auch als zärtlicher Familienvater einen engen Kreis von Lieben zu beglücken, eine neue Verbindung zu ſchließen? und war es nicht Pflicht gegen ſich ſelbſt und das Reich, da Adelheid ihm keine Kinder geboren hatte?

Friedrichs Wahl fiel auf Beatrix, die reiche und

ſchöne Erbin von Burgund, und Würzburg, der alte Herzogsſitz des geſegneten Frankenlandes, war der Ort, wo er mit ſeiner jugendlichen Gemahlin das Beilager zu feiern beſchloſſen hatte. Zu gleicher Zeit hatte der Kaiſer einen Reichstag dahin ausgeſchrieben, wozu ſich von allen Orten her die Fürſten und Herrn verſammelten, deren Zahl um ſo größer war, da man hörte, daß die ganze Feſtlichkeit mit einem Turniere beſchloſſen werden ſollte. Durch alle Gauen Frankens verbreitete ſich die Kunde, daß der hochverehrte Kaiſer Friedrich der Rothbart demnächſt in Würzburg eintreffen würde: kein Ritter von nahe und ferne blieb auf ſeiner Burg; theils waren es Solche, die den Helden noch nicht kannten, um ihn von Angeſicht zu Angeſicht zu begrüßen, theils Solche, die ihn ſchon auf dem Zuge ins heilige Land hatten kennen lernen und mit ihm in die Heimath zurückgekehrt waren.

Unter die Zahl dieſer Letzteren gehörten auch Engelhardt von Berlichingen und Wolfram von Bebenburg. Seit jenen verhängnißvollen Tagen hatte Wolfram die Burg ſeiner Väter nie wieder verlaſſen; er führte mit ſeinem alten Benedict im eigentlichen Sinne des Wortes ein Kloſterleben. Nur wenn es die höchſte Noth erforderte, ritt er aus und kehrte dann immer ſo ſchnell als möglich wieder zurück. Selbſt ſeines Freundes im Jaxtthale ſchien er ganz vergeſſen zu haben, denn er ſah ihn ſeit dem Tage, da dieſer ihm zu Hülfe geeilt war, nicht mehr, auch ſchien er die letzten Worte Engelhardts beim Abſchiede, die ihn auf verblümte Weiſe an ſein in der Steinkapelle St. Wendel

erneuertes Gelübde mahnten, ganz aus dem Gedächtnisse verloren zu haben. Allein, obschon Wolfram bisher wie ein wahrer Klausner auf seiner Burg lebte, er konnte doch nicht zu Hause bleiben, als die Kunde von Kaiser Friedrichs Beilager und dem Turniere zu Würzburg nach allen Orten hin ausging. Letzterem besonders wünschte er anzuwohnen, denn schon lange hatte er die Stechlanze nicht mehr erhoben; Helm, Schwert und Schild hingen mit Staub bedeckt an der Wand und das Roß im Stalle hatte sich bisher vergebens gesehnt, seinen Reiter einmal wieder zum Kampfe in Ernst oder Schimpf zu tragen. War auch der Streit zwischen Wolframs Herzen und der Menschheit noch nicht völlig ausgeglichen, jener Streit, der sich seit dem Tage erhoben hatte, da er Ida's Untreue und die Bosheit seines Jugendgenossen erfahren hatte, so lag doch die Erinnerung des erlebten Bittern jetzt minder lebhaft auf seiner Seele, die Zeit hatte seine Jugendkraft wieder hergestellt, und er folgte dem Rufe, der durch alle Gauen Frankens erging, um so lieber, als es darauf ankam, den Ehrentag des edlen Hohenstaufischen Kaisers zu verherrlichen, unter dessen Fahnen er auf Palästina's heiligem Boden gekämpft hatte, dessen Heldenname jedem Krieger vor allen theuer war.

Schon war der größte Theil der fränkischen Ritterschaft in Würzburg eingezogen, als Wolfram von Bebenburg durch das Thor der Stadt ritt. Wenige Stunden zuvor war auch Engelhardt von Berlichingen angekommen. Der Zufall hatte es gewollt,

daß die beiden Freunde nicht gleich bei ihrer Ankunft zusammentrafen, nun aber war es äußerst schwierig, sich aufzusuchen, denn die Menge der Fremden, die von allen Seiten hierher zusammenströmten, war so groß, wie man sich seit langer Zeit nicht mehr erinnern konnte.

Am 17. Junius 1156 traf Kaiser Friedrich mit einem großen Gefolge von Fürsten, Grafen und Herrn in der Stadt ein. Einfach — denn so hatte es der Kaiser ausdrücklich gewünscht — aber herzlich war der Empfang, und auf seinem Angesichte strahlte bei Weitem höhere Freude und Heiterkeit, als bei seinem ersten Besuche im Jahre 1152, da ihn noch ein lästiges Band gefesselt hielt. Nur zwei Tage dauerten die Festlichkeiten der Begrüßung; dann zeigte sich gleich, daß Friedrichs Geist nicht blos mit dem Gedanken eines ihm Glück verheißenden Tages, sondern auch mit ernsteren Dingen beschäftigt war, wodurch das Wohl des Reiches gefördert werden sollte. Ohne Säumen begannen die Geschäfte des nach Würzburg ausgeschriebenen Reichstages. Wladislaw, der Polen Herzog, erschien vor den Stufen des Thrones und erbat des Reiches Hülfe gegen seine Brüder, die ihn aus seinem Besitzthume verjagt hatten. Er fand geneigtes Gehör, denn er war ja zur guten Stunde gekommen, wo des Herrschers Herz der Freude offen und gerne bereit war, auch Anderer Schmerz zu lindern und sie der Freude wieder zu geben. So kam noch Mancher traurig und flehend herbei, und

Alle gingen mit Troſt im Herzem und vergnügtem Angeſichte wieder von dannen.

Kaum waren die ernſtern Angelegenheiten bereinigt, ſo kam die Kunde, daß die kaiſerliche Braut mit ihrem Gefolge den Thoren der alten Herzogsſtadt nahe. Umgeben von ſeinem ganzen Hofſtaate und den Großen des Reiches ritt der Kaiſer ſeiner Geliebten entgegen; ſie trafen da zuſammen, wo der Frauenberg mit ſeiner Burg über die Ebene emporragt. Jetzt ſtieg Friedrich vom Pferde und trat ſeiner Braut mit abgenommenem Hute freundlich grüßend entgegen. Voll Majeſtät und Anmuth ſaß Beatrix auf ihrem weißen Zelter; ihr Oheim, Graf Wilhelm von Burgund, war ebenfalls abgeſtiegen und hielt das Roß ſeiner Nichte beim Zügel. Ein lauter Jubelruf des Volkes erhob ſich; nur mit Mühe konnte man es zurückhalten; Jeder wollte der Erſte ſein, die fürſtliche Braut zu ſehen, von deren Schönheit und Tugend ſchon längſt die Kunde vorangegangen war. Der Kaiſer bot der Prinzeſſin die Hand, um abzuſteigen, und hob ſie in ein prächtiges Sechsgeſpann, worin ſie mit zweien ihrer Frauen Platz nahm. Zur rechten Seite des Wagens ritt der Kaiſer und zur linken Graf Wilhelm; ſo bewegte ſich der Zug gegen die Stadt. Als man ſich dem Ufer des Maines nahte, war der Strom dicht mit Schiffen und Barken bedeckt, von denen her ein jauchzender Jubel erſcholl; die Brücke ſelbſt war dermaßen mit Menſchen angefüllt, daß man jeden Augenblick befürchtete, ſie werde unter dem Gewichte der Menge zuſammenſtürzen.

Da konnte der Kaiser sehen, was die gute Stadt der fürstlichen Braut zu Ehren Alles veranstaltet hatte. Von der ersten Straße an, durch die sich der Zug langsam bis zum Kaiserhofe hinter der Domkirche hinbewegte, waren alle Häuser von oben bis unten mit Blumen und Laubgewinden geschmückt; in den Erkern aber standen liebliche Frauen und Jungfrauen und warfen Blumen aus den Fenstern, während das kaiserliche Paar vorüberzog. Als Friedrich mit seiner erlauchten Braut auf dem Münsterplatze ankam, tönte ihnen eine rauschende Musik von dem Balkone der Pfalz entgegen, und unter fortwährendem Jubel des Volkes und immer lauter tönendem Schalle der Instrumente zogen die Hochgefeierten mit dem reichen Gefolge von Fürsten, Grafen und Herrn durch das prächtig geschmückte Portal der gastlichen Wohnung ein.

Dieß war der erste Tag des Festes; — noch herrlicher und prachtvoller sollte der folgende werden; es war der Festtag der heiligen Pfingsten. Schon am frühesten Morgen, als die Stadt noch in der Dämmerung lag, läuteten die Glocken von allen Thürmen; nur die große Glocke der Domkirche zu St. Kilian schwieg noch. Diese ertönte in ihren vollen Klängen erst um die neunte Stunde, als der Brautzug nach der Kirche aufbrach. Die Straße vom Kaiserhofe bis zum Portale des Domes war mit Blumen bestreut; Trabanten und Reisige bildeten zu beiden Seiten eine geschlossene Linie, um das Volk, das sich in dichten Massen herbeidrängte, zurückzuhalten.

Den Festzug eröffneten die Jungfrauen der Stadt, sämmtliche weiß gekleidet und Kränze von Maiblumen mit Flittergold auf dem Haupte. Ihnen folgte unmittelbar das erhabene Brautpaar: Friedrich im kaiserlichen Purpurmantel mit der Krone, und zu seiner Rechten Beatrix, die Erbin von Burgund. Sie trug ein Kleid von Seidenstoff mit langer Schleppe, durchwoben von goldenen Bildern mannigfacher Art, und über diesem einen blauen Mantel mit Hermelin gefüttert, den über der Brust eine Spange band, worin ein Edelstein glänzte, der allein eine Grafschaft werth war. Der Gürtel war reich mit Karfunkeln besetzt und durch die blonden Locken war ein Kranz von Myrthen und weißen Rosen geschlungen. Züchtig hatte das Fräulein die blauen Augen zur Erde niedergeschlagen und eine seltene Anmuth spielte um ihren Rosenmund, aus welchem die blendendweißen Zähne, wie zwei Reihen Perlen, hervorglänzten. Hinter dem fürstlichen Paare gingen zwei Grafen; der Eine trug auf einem Kissen von rothem Sammt das kaiserliche Schwert, Scepter und Reichsapfel, der Andere die Krone, womit Beatrix bei der Trauung zum Zeichen ihrer neuen Würde geschmückt werden sollte. An diese schloßen sich die Großen des Reiches und die Gesandten der auswärtigen Herrscher an, gefolgt von einer unabsehbaren Reihe Edler, Ritter und Knappen.

Feierliche Orgeltöne schallten dem erlauchten Paare entgegen, als sie in das Portal der Kirche eintraten. Herrlicher als je war diese sammt allen

ihren Kapellen ausgeschmückt, und vom Hochaltare trat Bischof Gebhard mit den Herrn des Kapitels, alle in reiche, goldene Meßgewänder gekleidet, den Kommenden entgegen und reichte ihnen das geweihte Wasser dar. Der Kaiser und Beatrix nahmen in den für sie bestimmten Stühlen Platz und nun begann das feierliche Hochamt. Nachdem das Evangelium gesungen war, erhob sich der Bischof von seinem Sitze und trat vor den Altar, um die Trauung vorzunehmen. Friedrich legte den Chormantel an, ließ das entblößte Schwert, Reichsapfel und Scepter vor sich hertragen und nahte so dem Bischofe, indessen von der andern Seite Beatrix, geführt von dem Grafen Wilhelm von Burgund, ebenfalls herzutrat. Beide knieeten vor den Stufen des Altars nieder und nun erfolgte die Einsegnung nach den Vorschriften der Kirche. Nach vollbrachtem heiligem Amte ertheilte der Bischof der ganzen Versammlung seinen Segen und begleitete darauf das kaiserliche Brautpaar zurück in den Palast.

Der Bischof, ein ehrwürdiger Greis aus dem Geschlechte der reichen Grafen von Henneberg, hatte sich von dem Kaiser die Ehre ausgebeten, daß das Hochzeitmahl in seiner Wohnung gefeiert werden möchte. Friedrich gewährte mit seiner gewohnten Huld diese Bitte, und Gebhard, hochbeglückt durch des Kaisers Gnade, bot Allem auf, um seinen Gästen sehen zu lassen, was ein Fürst-Bischof von Würzburg vermöge, wenn es darauf ankomme, seine ganze Pracht und Herrlichkeit zu entfalten. Alle, die an dem Zuge

zur Kirche Theil genommen hatten, wurden zu dem Mahle geladen; Tafel reihte ſich an Tafel, in reichem Maaße floß der edle Frankenwein, der an den Wänden des Frauenberges wächst, und Früchte der ſeltenſten Art, wie nur die Südländer ſie hervorbringen, prangten zwiſchen dem Wildpret und Geflügel aller Art auf den Tiſchen: denn ſchon damals galt Würzburg für den Garten des Frankenlandes, deſſen Treibhäuſer ihre Früchte und Kräuter weithin in alle Länder verſenden. Bis in die ſpäteſte Nacht dauerte die Freude und Wonne des Mahles; — der dritte Tag ſollte ein Feſt der Ritter werden.

7.

Schon längſt war den Bewohnern Würzburgs die Abſicht des Kaiſers, das Feſt ſeiner Vermählung mit einem großen Turniere zu beſchließen, kund geworden. Ein ſchöner, freier Platz vor der Stadt ward hiezu auserkoren und rings um denſelben eine Menge zierlicher Bühnen für die Frauen und Jungfrauen erbaut. Zwei ſteinerne Säulen bildeten den Eingang, und dieſem gegenüber befand ſich eine beſondere Bühne für die Preisrichter und Herren des Hofes. Ein mit blauer Seide ausgeſchlagener Thronhimmel, über welchem die kaiſerlichen Wappen prangten, war für die Neuvermählten beſtimmt. Mit Anbruch des Tages wurden die Schranken geöffnet und die Kampfluſtigen zum Eintritte in dieſelben aufgeblaſen. Mehr denn zweihundert Ritter hatten ſich auf dem Turnierplatze eingefunden, als das kaiſerliche

Paar in Begleitung des Biſchofs erſchien und ſich auf den für die erlauchten Herrſchaften beſtimmten Sitzen niederließ. Nun fing man an die Helme zu theilen. Beatrix ſelbſt und die drei edlen Fräulein, Bertha von Adelsheim, Elsbeth von Eyb und Emma von Stetten wurden zum Amte der Helmtheilung erwählt. Sie theilten die fränkiſche Ritterſchaft in die vom Gaue und in die Ritterſchaft der Thäler Jart und Kocher. Die burgundiſchen Ritter, welche ſich in dem Gefolge der Prinzeſſin befanden, ſo wie die der drei übrigen Lande, die mit dem Kaiſer gekommen waren, wurden ſo getheilt, daß die Ritter vom Rheine den Baiern und die aus Schwaben den Burgundern gegenüber ſtanden. Als Turnierkönige, die zwiſchen den Seilen halten ſollten, wurden zu Blatte getragen: für die Franken Graf Heinrich von Hohenlohe, für die Schwaben Graf Emich von Wirtemberg; für die Baiern Herr Ludwig von Eyb, Ritter, und für Burgund Graf Wilhelm, Oheim der jungen Kaiſerin. Nachdem Alles zum Turniere wohl beſtellt war und die Glocke zwölf geſchlagen hatte, wurden die Schranken geſchloſſen; — man blies jetzt zum zweiten Male auf, verkündete allgemeine Turnierfreiheit, und gebot bei hoher Pön, daß auf beeden Seiten Niemand anders turnieren ſollte, „denn nach ächter Freiheit, wie ſolches mit adelicher Tugend und kraft uralten Herkommens ſtets gehalten worden.“ Hierauf wurden die Seile, welche die Ritter bisher getrennt hatten, entzwei gehauen und das Turnier begann. Da kämpfte zuerſt die Ritterſchaft von Schwaben und

Burgund, je zwei und zwei, dann die Baiern und Rheinländer und zuletzt die Ritterschaft aus Franken und zwar die vom Gau gegenüber denen aus dem Jart- und Kocherthale.

Schon hatten alle der Ordnung nach turniert, da ritten noch zwei aus der Reihe der Franken mit geschlossenem Visir hervor, der Eine hoch und schlank gewachsen, der Andere breitschulterig und von untersetzter Statur. Keiner von Beiden trug ein Helmkleinod, das ihn kenntlich gemacht hätte; nur ein dichter Busch von schwarzen Reiherfedern wallte von den Helmen über die dunkle Rüstung herab, und auch die Pferde trugen weder auf dem Fürbuge noch auf der Decke ein Wappenschild, sondern nur auf dem Kopfe einen Busch von derselben Farbe, wie die Helmbüsche der Ritter. Bei der helmtheilenden Jungfrau hatten sie sich, als man die Wappen auftrug, dahin verantwortet, daß eine Gelübde sie binde, Namen und Herkunft zu verschweigen, und der gänzliche Mangel an jeder Auszeichnung mochte wohl auch der Grund gewesen seyn, daß gerade die Beiden einander zu Gegnern erwählten.

Aller Augen waren auf die räthselhaften Unbekannten gerichtet, und es schien, als ob das beste Kämpenpaar noch auf die Letzte aufbehalten worden wäre. Jetzt legten die beiden Gegner ein, drückten die Lanzen an die Seite und rannten gegen einander. Beider Speere trafen vornen auf der Brust, die Panzer erklangen und die Speere flogen in Splitter. Keiner der Kämpfer bewegte sich im Sattel. Die Turnier-

knechte, welche in der Nähe ſtanden, reichten ihnen neue Lanzen; auch dieſe zerſplitterten gleich den vorigen, aber die Ritter, obgleich ſie dießmal ſich etwas zurückbeugten, blieben dennoch feſt im Sattel ſitzen. Schon hatten ſie ſechs Lanzen mit einander gewechſelt, ohne daß Einer den Andern überwunden hätte, da erhob der Ritter von hoher Statur die ſiebente, drückte ſie feſt an die Seite, hielt ihre Spitze über das linke Ohr ſeines Roſſes und zielte von Neuem auf des Gegners Bruſt; aber während er anrannte, fuhr das Thier mit dem Kopfe in die Höhe und der Ritter traf ſeinen Gegner, anſtatt auf die Bruſt, an der Stelle des Halſes, wo der Helm feſtgeknüpft war. Mit einem lauten Schrei beugte der Getroffene ſein Haupt zurück, ließ die Lanze aus der Hand fallen und ſank den Turnierknechten leblos in die Arme. Auch der Sieger, von dem unglücklichen Stoße, den er geführt, aufs heftigſte betroffen, ließ die Lanze ſinken, und einen Schrei des wildeſten Schmerzes ſtieß er aus, als der zurückgefallene Helm ſeines Gegners ihm das todtenbleiche Antlitz Engelhardts von Berlichingen erblicken ließ. Wie vom Blitze gerührt blieb Wolfram von Bebenburg — das war der ſchlanke Ritter — lange regungslos ſtehen, dann ſtieg er ab und ſchloß den geliebten Freund, aus deſſen Halſe das Blut in Strömen floß, mit krampfhafter Heftigkeit in ſeine Arme. Nur mit der äußerſten Mühe konnte er von dem theuern Opfer getrennt werden, als die Turnierknechte naheten, um den Ritter von Berlichingen vom Platze hinweg an einen Ort der Pflege zu bringen,

und als er endlich nachgeben mußte, ſchwang er ſich im vollen Fieber des Wahnſinnes auf ſein Roß und ritt eilends von dannen.

So ging das Turnier, welches ein Feſt der Freude hatte werden ſollen, mit Trauer und Leid zu Ende. Doch wurden die Kampfpreiſe ausgetheilt, welche die Kaiſerin den Siegern mit eigener Hand reichte. Den erſten Dank, aus einem Kranze mit zwölf dichten, goldenen Ringen beſtehend, erhielt Herzog Friedrich von Rothenburg, des Kaiſers Neffe, der mit fünfzig Rittern, worunter auch Wolfram von Bebenburg geweſen, zum Turniere gezogen war. Er hatte ſieben Gegner bügellos gemacht und zwanzig Lanzen waren auf ſeinem Bruſtharniſche zerſplittert worden. Der zweite Dank, eine goldene Armſpange, wurde an Blipper von Steinach, einen rheinländiſchen Ritter, ertheilt, denn der war in der ſchönſten Rüſtung beim Turniere erſchienen. Als den dritten legte Beatrix ihrem Landsmanne, dem Freiherrn Bertram von Maltravers, dem entfernteſten aller Hochzeitgäſte, die nach Würzburg gekommen waren, eine goldene Kette um den Hals. Den vierten Dank endlich — genannt der Dank der Aelteſten — erhielt Ritter Arbogaſt von Hohenhöwen im Höhgau. Obgleich er ſchon ſiebenzig Jahre zählte, wollte er doch ſeinen Herrn und Kaiſer zum Beilager begleiten, und als zum Turniere aufgeblaſen wurde, ritt er mit ſechs Söhnen und drei Enkeln in die Schranken. Ein Schwert mit goldenem Griffe war der Dank des ritterlichen Greiſen.

Nachdem die kaiſerliche Braut dieſe Siegespreiſe

ausgetheilt hatte, verließ ſie am Arme ihres erhabenen Gemahles den Turnierplatz. Manchem däuchte ihr Antlitz traurig, und wohl mochte dem ſo ſeyn, denn ſie dachte der beiden Kämpen, die eigentlich vor Allen einen Dank verdient hätten; — freilich, die erhielten üblen Dank — der Eine trug eine tödtliche Wunde davon und der Andere eine unheilbare Herzenswunde: Kummer und Gram ob dem geliebten Freunde, als deſſen Mörder er ſich anklagte. Des Abendtanzes, der gewöhnlich auf ein Turnier folgte, gedachten Wenige mehr; denn die Meiſten nahmen innigen Antheil an dem Unfalle der beiden Freunde. Auch auf das kaiſerliche Paar, beſonders die Braut, hatte das Geſchehene einen tiefen Eindruck gemacht; doch war es keine böſe Vorbedeutung für ihre Zukunft geworden.

Am folgenden Tage verließ der Kaiſer mit ſeiner jugendlichen Gemahlin die gute Stadt Würzburg unter lauten, herzlichen Glückwünſchen des ganzen Volkes; und dieſe gingen auch in Erfüllung, denn die Geſchichtſchreiber bezeugen einſtimmig, daß Beatrix ihren Gemahl immerdar geehrt und zärtlich geliebt habe.

8.

Nicht nach Schloß Bebenburg, das Ritter Wolfram bisher in Gemeinſchaft ſeines alten Dieners bewohnt hatte, wenden wir uns jetzt, um den vom Unglücke verfolgten jungen Mann wieder aufzuſuchen, ſondern nach einem Orte, den wir ſchon früher kennen gelernt haben, — es iſt die Kapelle St. Wendelins zum

Stein. Dort kniet an dem kleinen Altare, wo vor Jahren zwei ritterliche Jünglinge den Bund ewiger Treue und Freundschaft beschworen hatten, ein Waldbruder von schlanker Gestalt, im härenen Gewande, ein Strick schlingt sich anstatt des Gürtels um seine Hüfte, und oft gleiten die Kügelein des Rosenkranzes durch seine Finger, während der Knieende andächtig zu dem Altarbilde emporblickt und sein Mund sich im Gebete bewegt. Das ist Bruder Wolfram. Unter diesem Namen kennt ihn die ganze Gegend; wir aber erkennen in ihm den Ritter von Bebenburg, den Büßenden ob dem Tode seines Freundes Engelhardt. Schon seit mehr als einem Jahre, nachdem das verhängnißvolle Turnier zu Würzburg gehalten worden war, hat er hier seinen Aufenthalt gewählt; — die Burg seiner Väter war ihm nicht mehr einsam genug gewesen, obgleich er daselbst fast wie in einem Kloster gelebt hatte, denn Alles, was ihn dort umgab, mahnte ihn noch zu sehr an ritterliches Thun und Treiben. So oft der Wind durch den alten Waffensaal wehte und Helm, Schild und Lanze an einander schlug, trat ihm jener schreckliche Augenblick auf dem Turniere vor die Seele, wo seine Lanze des Freundes Hals durchbohrt hatte; so oft das Roß im Stalle wieherte, gemahnte es ihn jener Stunde, wo durch dessen unheilvolle Bewegung seine Rechte zum Verderben des Freundes geleitet worden war, und jedesmal kehrte der Zustand des Wahnsinnes, der ihn damals beim Anblicke des Erbleichten angewandelt hatte, wieder zurück. Darum ließ er Alles unter

der Obhut seines treuen Dieners zurück und suchte wieder den Ort auf, der schon beim ersten Besuche einen so wohlthätigen Eindruck auf sein Gemüth hervorgebracht hatte. Bald war der Felsen über der Kapelle, in welchem sich seit alten Zeiten eine Höhlung befand, zu einer Wohnung eingerichtet. Von Holz und Steinen baute er eine Seitenwand in die Höhle, eine kleine, natürliche Oeffnung bildete das Fenster, und eine größere den Eingang, den er mit einer Thüre verschloß. Sein Lager bestand aus Stroh und Laub, und die Früchte der wild um die Kapelle wachsenden Bäume und Stauden waren nebst den Fischen der vorbeifließenden Jart seine Nahrung. Jeden Morgen stieg er hinab in die Kapelle und betete auf den Knieen bis um die neunte Stunde, hierauf suchte er seine Lebensbedürfnisse, und wenn er dann sein spärliches Mahl gehalten hatte, begab er sich wieder in die Kapelle zur Andacht und betete für die Seele seines verblichenen Freundes.

Schon hatte er beinahe ein Jahr lange in diesen frommen Uebungen zugebracht, schon waren Tausende von Gebeten aus reuiger Seele emporgestiegen zum Throne des Allbarmherzigen, der jedem Reuigen Ruhe und Frieden verleiht; Wolfram ging von Tage zu Tage getrösteter und beruhigter von dem kleinen Altare weg und oft schien das Bild des Gekreuzigten, das sich auf der Marmorplatte des Altars befand, ihn recht liebevoll anzublicken; — aber immer noch war die wahre Ruhe, der rechte Friede, der allein des Herzens Aengsten stillt, nicht bei ihm eingekehrt!

Eines Tages — es war der Tag, den er nie vergessen konnte, den er stets in schmerzlicher Erinnerung beging, der Tag, an welchem seine Lanze dem geliebten Freunde die Todeswunde versetzt hatte — da hatte Wolfram länger als gewöhnlich in der Kapelle zugebracht, er hatte sich wund geknieet, und noch wollte er nicht aufhören in seiner Andacht; schon brach die Dämmerung herein, und Dunkelheit umgab den Altar und den, der an seinen Stufen knieete, so daß nur noch das marmorne Blatt mit dem Bilde des Gekreuzigten sichtbar war. Wolfram hatte sich tief auf die Steinplatte niedergebückt, dieselbe, worauf er einst mit seinem Freunde Engelhardt den Schwur ewiger Treue erneuert hatte, er rang die Hände im heißesten Gebete, daß es doch dem, der aller Sünder sich erbarmt, gefallen möge, die schwere Schuld von seinem Herzen zu wälzen und den Frieden wieder darin einkehren zu lassen. Jetzt blickte er empor und sah, wie eine wundervolle Helle ihm entgegenstrahlte; zur Rechten des Altares stand eine weiße Gestalt, ein Heiligenglanz schwebte um ihr Haupt und ein Hirtenstab lag in ihrer linken Hand. Heftiger Schauer überlief im ersten Augenblicke den Betenden, doch bald faßte er sich, denn die Erscheinung lächelte ihm freundlich entgegen und breitete segnend die Rechte über ihm aus. Da faltete Wolfram die Hände und wollte eben den Mund öffnen, um zu reden, denn er glaubte, der Geist seines Freundes sei ihm erschienen, da begann die Gestalt, und es klang wie Töne aus Himmelshöhen:

„Fürchte dich nicht, Wolfram, ich bin Wendelin, deſſen Namen dieſe Kapelle trägt, einer der Heiligen Gottes; — der Herr hat dein Gebet erhört und mich hieher geſandt, um dir Ruhe und Frieden für dein bekümmertes Herz zu verkündigen. Aber erfülle auch Du jetzt das Gelübde, das du einſt erneuert an dieſer Stätte. Gehe zwo Meilen abwärts von hier längs dem Fluſſe, und du wirſt in ein ſchönes Thal gelangen, wo du ein Haus gründen magſt zur Ehre deines Gottes, der dich beſchützt hat vor dem Schwerte der Ungläubigen und aus den Gefahren des Meeres wohlbehalten zurück geführt in deine Heimath.“ Nachdem die Erſcheinung alſo geſprochen, verſchwand ſie augenblicklich wieder, es ward dunkel in der Kapelle, wie zuvor, und als Wolfram ſich von dem Altare aufrichtete, um in ſeine Wohnung zurückzukehren, war es ſchon ſo finſter geworden, daß er kaum mehr die Stufen unterſcheiden konnte, welche auf den Felſen hinaufführten. So war denn nun die letzte Mahnung, ſein Gelübde zu erfüllen, an ihn ergangen, und dießmal nicht vergebens.

9.

Kaum graute der Tag, ſo machte ſich Wolfram auf den Weg, den ihm die Erſcheinung bezeichnet hatte, um das ſchöne Thal aufzuſuchen. Ach, es war ihm ja keine fremde Gegend, die er durchwanderte, hatte er doch vor einer Reihe von Jahren ſchon an der Seite Engelhardts von Berlichingen den gleichen Weg zurückgelegt. Allein damals war er ſo

ganz mit den Gedanken an seinen Freund, den er verlassen sollte, beschäftigt, daß er auf die Reize der vor ihm liegenden Landschaft beinahe gar nicht achtete; jetzt dagegen hatte Alles für ihn ungleich höhere Bedeutsamkeit, und je weiter er ging, desto wahrer fand er die Worte des heiligen Wendelin. Ungefähr ein Stündchen mochte er so fortgewandelt seyn, da öffnete sich das Thal allmählig und eine breite Wiesenflur stellte sich ihm dar, durch die sich der Jartfluß in mannigfachen Krümmungen hinabschlängelte. Von einem vorspringenden Berge blickten die Thürme einer Burg, wovon die Dynastie von Krautheim ihren Namen führte, majestätisch herab. Ruthardt von Krautheim hatte damals seinen Sitz auf dieser Veste; ein ehrenwerther Ritter, der nicht mit unrechtem Gute seine Hand befleckte, obgleich seine Burg so gelegen war, daß sie jeden Vorüberziehenden leicht gefährden konnte. Hier auf diesem schönen Plane hätte Wolfram so gerne den Ort erkoren, um das Gotteshaus, das er gelobt hatte, zu gründen, aber die Weisung des Heiligen führte ihn weiter. Stets folgte er dem Laufe des Flusses; das Thal verengte sich jetzt wieder und ein schöner Wiesengrund, von waldigen Höhen bekränzt, lachte dem Wanderer entgegen. Wunderbar ward ihm zu Muthe, als er hieher seinen Fuß setzte; es kam ihm vor, wie wenn es erst gestern gewesen wäre, daß er sich hier mit seinem Freunde Engelhardt niedergelassen hätte, um auszuruhen von den Mühen der Jagd, und noch deutlich erinnerte er sich der Stelle, wo eine klare Quelle herausfloß, an der sie damals

ihren Durſt ſtillten. Um gewiß zu werden, ob er ſich nicht täuſche, ſchritt er weiter vorwärts bis in die Mitte des Thalgrundes, und wirklich ſprudelte hier eine Quelle des reinſten Waſſers aus dem Felſen hervor.

Hier ſetzte ſich unſer Pilger nieder und gedachte voriger Zeiten, wie er vor ſieben Jahren eben hier ſo vergnügt an der Seite ſeines Freundes geſeſſen war. „Ach!“ — ſprach er laut zu ſich ſelber — „wie könnte ich ſo freudig fürbaß ſchreiten und der Burg Berlichingen zueilen, die nicht ferne von dieſem Platze liegen muß, wohl hinter jenem waldigen Bergrücken, unter dem der Fluß dahin rauſcht — aber jetzt, wie würde man mich aufnehmen, wenn ich der Burg nahete, mich, der ich den theuern Sohn, den wiedergekehrten aus den Gefahren des Heerzuges, von der Seite zärtlich liebender Eltern weggeriſſen habe. Nein, ich will wieder zurückkehren auf meine Klauſe, daß mich nicht die Hinterbliebenen des Freundes hier antreffen und als den Uebelthäter erkennen, der gebrandmarkt iſt vor der ganzen Welt, wie Cain, nachdem er ſeinen Bruder erſchlagen hatte. Ich will zurück, und wenn auch das Wort des Heiligen nicht in Erfüllung geht, wenn ich auch keine Ruhe, keinen Frieden für meine Seele finde; denn hier kann mir das nimmermehr zu Theile werden, hier, wo die Wohnung ſo nahe liegt, aus der ich ſelbſt Frieden und Freude hinweggenommen habe.“

Während er ſo mit ſich ſelbſt redete, jagte ein Rehkalb an ihm vorüber, und bald ertönte Hunde-

gebell hinter dem flüchtigen Wilde her. Wolfram, der bisher sein Haupt auf die Hand gestützt hatte und trübselig zu Boden schaute, blickte auf und sah, wie hinter der Höhe, unter der sich die Jart hinschlängelt, ein stattliches Jagdgefolge aus dem Dickicht des Waldes hervorritt. Er stand auf, um den Weg, den er gekommen, wieder zurückzugehen, aber das Gefolge war ihm früher nahe, als er geglaubt hatte. „Halt' an, guter Waldbruder," rief eine bekannte Stimme ihm von hinten zu. Wolfram blieb stehen und drehte sich um; ein Ritter im glänzenden Jagdkleide stand neben ihm, es war — Engelhardt von Berlichingen der Todtgeglaubte. Wie vom Blitze getroffen blieb Wolfram regungslos stehen, seine Zunge war nicht im Stande, nur ein einziges Wort hervorzubringen. Nicht minder befremdet war Engelhardt selbst, als er seinen Freund im härenen Büßergewande erblickte, seinen Freund, der freilich durch Kummer und Reue so gealtert war, daß er sich kaum selber mehr ähnlich sah. Noch hatte Wolfram sich nicht zu sammeln vermocht, denn was hier vor seinen Augen vorging, hielt er für nichts Anderes als für eine Erscheinung aus dem Reiche der Abgeschiedenen, um seinem schon so sehr geängsteten Gewissen neue Qual zu bereiten. Als aber Engelhardt seine Arme um den Hals des Freundes schlang und beider Herzen an einander klopften, da blickte Wolframs Auge, das zuvor starr hingesehen, freudig in das Auge des theuren Wiedergefundenen und er überzeugte sich, daß es kein Trugbild sei, das ihn umfaßt hielt,

ſondern ſein vielgeliebter Freund und Waffenbruder, Engelhardt von Berlichingen in wirklicher Geſtalt und Perſon.

Wir wollen nun aus Engelhardts eigenem Munde vernehmen, was ſich ſeit dem verhängnißvollen Turniere zu Würzburg mit ihm zugetragen hatte.

„Als mich an jenem Tage“ — ſo lautete ſeine Erzählung — „deine Lanze getroffen hatte, wurden alle meine Sinne mit Einem Male umnebelt, doch konnte ich dein Weherufen ſowie das Geſchrei des umſtehenden Volkes wohl noch vernehmen. Man brachte mich hinweg, es wurde allmählig ſtille um mich, und als ich nach einem, wie mir däuchte, langen Schlafe erwachte, ſaß eine wunderholde Jungfrau an meiner Seite, die bisher meinen Schlummer gehütet hatte. Freudig blickte ſie mich an, wie ich die Augen aufſchlug, und es ſchien mir, als ob ſie an meiner Wiedergeneſung innig Antheil nehme. Bald erfuhr ich, daß die Unbekannte ein Fräulein aus dem Gefolge der Kaiſerin, und von ihrer Herrin ausdrücklich verordnet worden ſei, für meine Verpflegung Sorge zu tragen, was ſie auch wirklich mit aller nur möglichen Aufmerkſamkeit that. Kurz nach dem Turniere verließ der Kaiſer mit ſeiner Gemahlin die Stadt, aber Adelheid, meine liebenswürdige Pflegerin, blieb zurück, denn ſie wollte abwarten, bis ich von meinen Wunden völlig wieder geneſen ſeyn würde. Aber während ſie durch ihren angeſtrengteſten Fleiß dieſe zu heilen verſuchte, ſchlug ſie ſelbſt meinem Herzen eine neue Wunde, und die war weniger heilbar als jene,

welche mir deine Lanze beigebracht hatte. Mein Herz, das bisher nur der Liebe zu dir Raum gegönnt hatte, umfaßte von nun an noch ein anderes Bild, und Adelheids Blick ließ mich wahrnehmen, daß auch mein Bild in ihrem Herzen Platz gewonnen habe. Kaum war ich genesen, so sprach mein Mund offen die Gefühle meines Herzens und meine redlichen Absichten gegen sie aus. Adelheid verschmähte mich nicht, und da ihr, als einer Waise, Niemand hindernd entgegen stand, wurde ich bald darauf an ihrer Hand der glücklichste Gatte. Der bin ich jetzt und habe nun an mir selbst erfahren, daß alles Unglück in der Welt auch ein Glück mit sich führt, denn hätte mich jener Unfall im Turniere nicht getroffen, so wäre ich jetzt wohl schwerlich so glücklich im Besitze einer geliebten Hausfrau. Aber, um Gott, mein Freund, was hat dich getrieben, dieß Gewand der Buße anzulegen und ein Waldbruder zu werden?" Wolfram erzählte nun, was wir schon gehört haben, wie er im Wahne, daß er Engelhardten tödtlich getroffen, seit jener Zeit der Welt völlig abgesagt und auf St. Wendel zum Stein eine Klause eingerichtet habe. „Die mag von nun an leer und öde bleiben," erwiederte Engelhardt," denn du, mein Theuerster, sollst jetzt der Welt wieder gegeben werden; komm' mit mir auf meine Burg, und du wirst sehen, daß es wonniger ist, im Kreise seiner Lieben zu weilen, als in der Klause Einsamkeit, und wäre ein solcher Ort auch so lieblich wie St. Wendelin zum Stein."

Nur mit Mühe ließ Wolfram sich bewegen, dem

Ritter von Berlichingen auf deſſen Burg zu folgen. Wie ganz anders fand er es aber jetzt in dieſen Hallen, als damals, wo er nach der Rückkehr aus dem heiligen Lande bei ſeinem Freunde verweilt hatte. Engelhardts Eltern ruheten ſchon längſt in der Burgkapelle; ſie waren Beide in Einem Jahre kurz nach einander des Todes verſchieden, darum hatte Engelhardt, als er zum Turniere gen Würzburg zog, auch die düſtere Farbe und den Helm ohne Zierde gewählt. Aber gleichwohl herrſchte jetzt keine Todtenſtille in der Burg; man hörte das laute Gewimmer eines Kindes, und als die beiden Freunde in das Gemach traten, woher die Stimme kam, ſaß Frau Adelheid im Lehnſtuhle da und wiegte ein blühendes Knäblein auf ihrem Schooße. „Wolfram!“ rief Engelhardt dem Kinde ſchmeichelnd bei ſeinem Namen zu; da blickte es dem Vater freundlich ins Geſicht und ſein Gewimmer hatte ein Ende; wie es aber den Waldbruder erſchaute, ließ es von Neuem ſeine Stimme hören und ſchmiegte ſich ängſtlich an die Bruſt der Mutter an. Frau Adelheid ſchweigte das Kind und begrüßte dann freundlich den ſtattlichen Mann im härenen Gewande, den ihr Gemahl ihr als einen langentbehrten theuern Freund vorſtellte.

Ohne auf Adelheids Bewillkommnung beſonders zu achten, blieb Wolfram ſtill und in Gedanken vertieft daſtehen, ſein Auge hing ſtaunend an den Zügen der Burgfrau, ſie ſchienen ihm ein Bild hervorzurufen, das früher ſein ganzes Herz erfüllt hatte; Frau Adelheid war das getreue Ebenbild Ida's, die

er einſt ſo heiß geliebt, die ſo ſchweres Unrecht an ihm begangen hatte, und deren Andenken er doch nie aus ſeinem Herzen zu verbannen vermochte. Wenige Erörterungen von Seiten ſeines Freundes Engelhardt brachten ihn indeſſen von ſeinem Staunen zurück.

Ida und Adelheid waren Töchter Einer Mutter, der wegen ihrer Anmuth und Schönheit weit berühmten Elsbeth von Nortenberg, aber beide waren unter verſchiedenen Verhältniſſen geboren. Ida war die Frucht einer geheimen Verbindung mit dem edlen, aber armen Junker von Entſen; ſie wurde in ihren erſten Jahren bei geringen Leuten erzogen, bis der alte Ritter von Bebenburg, ein Freund und Gönner ihres Vaters, den ſie ſchon im dritten Jahre verlor, ſie bei ſich aufnahm. Noch vor dem Tode ihres Geliebten war Elsbeth von ihrem Vater genöthigt worden, einem reichen und mächtigen Ritter der Gegend, Herrn Hugo von Finſterlohr, ihre Hand zu reichen. Sie brachte aus kindlichem Gehorſam dieß Opfer, das um ſo ſchwerer für ſie war, als ihr neues Verhältniß nicht mehr erlaubte, das Kind ihrer Liebe als das ihrige anzuerkennen und in ihrer Nähe zu wiſſen. Bald nachdem ſie ihrem Gemahle eine Tochter geboren hatte, endete der Tod ihren geheimen Kummer, und kaum ein Jahr nach ihrem Hingange fand auch Hugo von Finſterlohr ſein Ende in einer Fehde mit einem ſeiner Nachbarn. So war denn auch Adelheid ſchon im erſten Lebensjahre eine vater- und mutterloſe Waiſe geworden. Sie wurde hierauf an den Hof Herzogs Friedrich nach Rothenburg gebracht, wo

ſie erzogen wurde, und kam von da aus in das Gefolge der Prinzeſſin Beatrix, als dieſe ihr Beilager zu Würzburg feierte.

Wolfram beſaß jetzt mit Einem Male Aufſchluß über Ida's Abkunft, worüber ſein Vater ſtets ſtrenges Stillſchweigen bewahrt hatte, und ein Räthſel war gelöst, das ſeine vorangegangene Mutter ſelbſt, trotz alles Nachforſchens, nie zu enthüllen vermochte.

Wenige Tage nur verweilte Wolfram auf Schloß Berlichingen. Ehe er daſſelbe betrat, ſchienen Ruhe und Frieden wieder in ſein Inneres zurückkehren zu wollen, denn das Bewußtſeyn ſo großer Schuld war ja von ihm gewichen; aber während er dort umherwandelte, ward ihm wieder ſchwerer um das Herz, denn er ſah täglich das Ebenbild derjenigen, die zuerſt den Frieden von ihm genommen hatte. Er blickte hinab in das ſchöne Thal und jetzt traten ihm die Worte des heiligen Wendelin wieder vor die Seele. „Laß' mich," — ſagte er am Morgen des vierten Tages zu ſeinem Freunde Engelhardt — „laß' mich zurückkehren in meine einſame Klauſe, dort iſt meinem armen Herzen am wohleſten, dort will ich beten und mit ſtiller Ergebenheit in den Willen deſſen, der unſer Aller Geſchicke lenkt, an das gedenken, was einſt war und jetzt nicht mehr iſt." „So hat alſo die Welt gar keinen Reiz mehr für dich, mein armer Freund?" — fragte Engelhardt ſchmerzlich — „ſo kannſt du keine Freude finden beim Anblicke des häuslichen Glückes deines Bruders, daß du wieder von ihm ziehen willſt, von dem, den

die Vorsehung dir zum zweiten Male geschenkt hat?“ „Wo ist vollkommene Freude, Friede und Ruhe,“ entgegnete Wolfram, „wenn im Herzen des Menschen ein Wunsch, ein Gelübde noch unerfüllt bleibt?“ „So nenne mir diesen Wunsch, vielleicht kann ich mit dem Wenigen, was ich habe, beitragen zu seiner Erfüllung.“ „Laß mich ein Haus bauen zur Ehre Gottes an der Stelle, wo ich dich, den ich todt glaubte, zum ersten Male wieder sah, und die schwere Schuld von meiner Seele gewälzt wurde; dann hast du meinen sehnlichsten Wunsch, und ich habe das Gelübde erfüllt, das ich seit sieben Jahren in mir trug.“ „Es sei, der Platz mit dem ganzen Thalgrunde sei dein Eigenthum und das Eigenthum des Gotteshauses, das du hier gründen wirst; auch will ich dir förderlich seyn in Allem, dessen du sonst noch zu Vollbringung deines frommen Werkes bedarfst. Aber Eines sollst du mir gewähren: laß mich ruhen in deinem Hause, wenn ich dereinst zu meinen Vätern fahre, nebst meiner Gemahlin und meinen Kindern und Allen, die nach mir kommen und sich des Stammes und Namens von Berlichingen nennen.“

Was Engelhardt versprochen hatte, das hielt er auch getreulich. Schon nach wenigen Tagen sandte er seine Frohnleute aus, die mußten die ganze Waldung um den Platz, genannt Hochfeld, auslichten, und an der Stelle, wo die Quelle fließt, wurde der Grundstein zum Kirchlein gelegt. Wolfram von Bebenburg trat selbst unter die Zahl der Arbeiter, und bald stieg das Kirchlein in die Höhe, denn Engelhardt ließ

alle Nothdurft an Holz und Steinen in reichlicher Menge herbeiſchaffen. Wolfram war der Erſte, welcher am Altare des neuen Gotteshauſes diente, und nachdem ſich noch drei weitere Brüder, Bernard, Niveling und Sibodo zu ihm geſellt hatten, zog er mit dieſen gen Würzburg und bat den Kaiſer, der ſich eben wieder dort aufhielt, um die Confirmation des Kloſters und den Biſchof Gebhard von Henneberg um den Conſens zu einer Sammlung. Beides wurde ihm ohne Widerrede bewilligt, und nun bauten ſie ſich Zellen an das Kirchlein; die Zahl der Brüder wurde immer größer und ſie erwählten aus ihrer Mitte einen Abt Namens Herwig, denn Wolfram wollte der Geringſten Einer bleiben und ward für Alle ein Vorbild der Frömmigkeit und Demuth. Das Kloſter aber wurde von ſeiner Lage „Schönthal" genannt, denn ſo war es dem Stifter angedeutet worden von St. Wendelin in der Steinkapelle.

VII.

Das Grabmal auf Caſtell.

Kennſt du den ſtillen Ort,
Wo von dem Grame
Dein Herz geneſen kann?
Grab iſt ſein Name.

Altes Volkslied.

1.

„Hol' mir meine Netze, Roſa!“ — rief eines Morgens Matthäus, der Fiſcher von Petershauſen, ſeinem Töchterlein zu, — „ich will verſuchen, ob ich heute nichts fange, es iſt Markttag; da magſt du dann unſere Waare zur Stadt tragen und einkaufen, was wir bedürfen.“ Roſa kam auf den Ruf ihres Vaters mit dem Netze in der Hand, aber ihr Blick war düſter, und leicht konnte man in ihren Augen noch Spuren von Thränen entdecken, die ſie ſchon in der Frühe des Tages geweint hatte. „Warum ſo betrübt, mein Kind?“ ſprach Matthäus, „ich ſehe, du haſt geweint, was fehlt dir denn?“ „Ach, lieber Vater,“ entgegnete das Mädchen, „was ſollte mir fehlen, da ich Euch habe, aber“ — bei dieſen Worten verhüllte ſie das Geſicht mit ihrem Tuche und

Thränen brachen aus ihren Augen — „laßt Euch erbitten, lieber Vater, bleibet heute zu Hause und geht nicht auf den See.“ „Warum denn nicht? weißt du nicht, daß unser Waarenvorrath alle ist; ich muß ans Geschäft, um etwas zu erwerben, es ist ohnedieß demnächst dein Namenstag, und da möcht' ich uns doch, dir zu Ehren, ein Stündlein gütlich thun.“ „Laßt dieß, lieber Vater, ich will schon mit meiner Hände Arbeit dafür sorgen, daß es uns bis dahin an einem vergnügten Tage nicht fehlen möge, aber heute, ich bitte recht inständig, bleibet zu Hause. Ich hatte diese Nacht einen gar schrecklichen Traum, ich sah Euch am See die Netze auswerfen, und wie schon einige Fischlein darin lagen, kam von der Au her ein mächtiger Aar auf Euer Schifflein niedergestürzt und wollte Euch die Fische rauben, ihr schluget nach ihm, er aber flog Euch ins Gesicht und hackte Euch die Augen aus. Da erwachte ich; es ahnete mir, als ob heute etwas Trauriges bevorstünde, und darum habe ich auch in der Frühe schon so geweint.“ „Was Träume,“ sagte der Alte, „darauf ist nicht zu gehen. Sieh nur, wie der See so heiter, wie die Reichenau so schön beleuchtet ist, was sollte mir da begegnen? laß deine Sorgen, ich werde wohl einen guten Fang thun, und dann wird mein Röschen mit Einem Male wieder fröhlich werden.“

Matthäus nahm sein Geräthe auf die Schulter und bot seiner Tochter die Hand zum Abschiede. Rosa ergriff dieselbe und bedeckte sie mit Thränen, ohne ein Wort zu sprechen, nur stumme Seufzer

drängten sich aus ihrem Herzen. Mit Mühe wand sich der Alte los und ging, weinend begleitete ihn Rosa zum Fahrzeuge und lange blickte ihr thränenvolles Auge dem Vater nach.

Das Mädchen blieb noch eine Zeit lang am Ufer stehen und sah, wie der Vater der Stelle des Sees zuruderte, die man Eichhorn nennt; hierauf ging sie wieder in ihre Wohnung zurück. Noch war sie nicht dort angekommen, als ein Junker zu Pferde die Straße herabsprengte; es war Ritter Otto von Castell, der so eben seine Burg verlassen hatte, um nach Constanz zu reiten. „Guten Tag, Röschen!" rief der junge Ritter, das Mädchen aber erwiederte kaum seinen Gruß, sondern eilte ihrer Wohnung zu, — doch blickte ihr thränendes Auge bald noch einmal zurück und der Ritter sah wohl, daß dieß kein Blick des Hasses war. Wunderbare Gedanken zogen bei dieser Scene durch Otto's Seele. „Was mag wohl dem lieben Mädchen fehlen?" dachte er bei sich. Schon oft war er an des armen Fischers Wohnung vorbeigezogen, und noch immer ward ihm ein freundlicher Gruß aus des Mädchens rosigem Munde zu Theil geworden. „Heute so gleichgültig und Thränen im Blicke? das muß ich wissen," sprach er bei sich, „ich will sie selbst fragen." Schon wollte er in die Fischerhütte eintreten, da besann er sich schnell wieder eines andern; „nein," dachte er, „sie ist allein zu Hause, ihr Vater fuhr eben auf den See, es möchte ihr unangenehm seyn, ich will lieber später wieder einsprechen, wenn er zurückgekehrt seyn wird." Traurig ritt

er die Straße dahin, denn Rosa's Schmerz, von dem er Spuren in ihren Augen entdeckt hatte, ging ihm sehr zu Herzen. Schon war Otto eine Strecke auf der Straße vorwärts geritten, als das Mädchen an das kleine Fenster ihrer Hütte trat und ihm nachblickte. „Es ist doch nicht recht," meinte sie jetzt, „daß ich dem lieben Herrn seinen Gruß nicht erwiederte, es mag ihm wehe gethan haben. Aber ich darf ja nicht, mein Vater sieht es nicht gerne, daß ich ihm gut bin, und doch liebt er mich so aufrichtig; — freilich, der Vater hat Recht, ein armes Mädchen und eines reichen Ritters Sohn, das will sich nicht gut zusammen schicken. Auch hätten die Leute gleich wieder Böses geredet, wenn ich nur ein Weilchen zu ihm hingestanden wäre. Nein, lieber Vater, deine Tochter will dir keinen Kummer machen, eher will ich den Ritter vergessen, so schwer mir dieß auch werden wird." Ein Seufzer entstieg bei diesen Gedanken ihrer Brust, der wohl zeigte, daß ihr Entschluß ihr nicht so leicht werden würde, denn schon geraume Zeit hatte ein Gefühl für Otto in ihrem Herzen Platz gewonnen, welches man Anfangs freundliche Zuneigung nennt, bis es sich immer entschiedener entfaltet und den Namen Liebe erhält.

Der Fischer Matthäus gehörte zu den Leuten des Ritters von Castell, er war es unter den Fischern des Fleckens hauptsächlich, der die Tafel seines Herrn mit Fischen versorgte. Da hatte Röschen immer, schon als sie noch ein ganz kleines Mädchen war, die Fische nach der Burg tragen müssen, und brachte dann jedesmal

ihren Vater begleitet hat nach Paris, denn der Vater war krank, Olivia's Vater, starb am Schlusse des vergan genen Jahres plötzlich und unerwartet an Gehirn congestion. Das Mittel, welches man brauchte in diesem Falle war Blutlassen, welches vermuthlich da, wenn die Aerzte es den Kopf abgegeben, noch einige Zeit auf den Arm, und sich dem Zufalle hat machen müssen. Madam sey — und noch während sie beides von Olivien und dem Kind hat sagen Madame weinte und bat beide Empfangende bei einigen Gelegenheiten, Sie glauben sich heute in den Augen der Leuten eine wenig Zuneigung. Olive und Olivia wendete herum, der alte Methodist ebenso, und die Prinzessin Lieven schlenderte zu dem Fenster wo Olive's Kind gang gegen die Leute und wollte weiter laufen, und es mag geschieht von uns an seine Schöne sieht auf die Wiese, seine Hand den Hund, und so sie sie sieht schon sich nicht entgehen, daß sein einziger Trost weiter sieht, weiter so sie ganz sicher sie Freude gelungen hatte. Mein beschieht von uns an die Ring Schnell nicht weiter, aber nicht hatte wenige sind sie ihrem Jugendgefährten gut wie er sie.

Unterdeß hatte die Frau des Obersten einen Tages auf der benachbarte Insel Nordmann heute und besuch sie Garten und ersten Comtesse und Frau Bischöfen Julien besucht. Die Damen wandelten nach den kühlen Wiesbaumen, Kinder erholten sich auf den Rasenbleichplätzen Mädchen und auf den Bänken saßen sich die ältere Empfangenen Damen. Nichts aber hatte die heutige Empfangene. In den Logen hatten sich

auch zwei alte Commentatoren, Mangelii von Arnstadt, Friedr. und Melchior von Klebitz, ganz wohl verwendet wird von Jemandem, dem Niemand von Niemand; und Niemand von Niemandem, Domenten und Niemand. Beides waren aus ganz verschiedenen Ursachen; Niemand hatte gar nichts Lesbares Gemacht, denn wo hatte zum Beispiel der Arnstadt Lesbares Gemacht, wenn nicht Niemand Niemandem? Und Niemand Niemandem war ein Beispiel, unverständlicher und verfehlender Name. Es ist gleich bei seinem Gemahl seiner Lesbaren mit der Niemandschaft unmöglich, in dem Namen Niemand, Jemand für einen Gelehrten nicht unvollständigen gewesen, wenn man Niemand Niemandem, Jemand Niemandem, Niemand Niemandem, Niemand Niemandem, Ni

behielt hierbei. „Und ich einer, der in unserem Schiffe blieb, ein Landmann, der mir dicht zunächst waren, seine Hand, und wir die und meine Hand ergriffen. Zu diesen waren sie gut Schiffe. Matthäus der Pfeifer — dem hatte man die Pfeife genommen, aus dem schickt hatten — hatte nicht zu seinem Schiffe fort. Gerade wie er sein Instrument angeblasen hat, und zum Tanze, dem Hochzeitstanze. Wenn dies ins weiten Land hat es die Pfeife sind, weiche dem das Ding entgegen und weiten und Tanze, und weiten sich die Pfeife ihm entgegenzog: „Halt, Pfeifer und ich bleue, und du gehörst hab!" Matthäus hatten seinen Kasten zu dem Schiffchen die pfeifenden Steuermann hin, entfernt sich dieser entgegen und weiten Stadt, einzelnen Herren, von dem weiten Lande, den man dicht beisammen hat, man Weibern Kinder und Mädchen und die Pfeife sie in Tanz, sie Pfeife hat. Da sie Kinder sogen und entgegen mit schreienden Knaben, da hat gar zu gerne Pfeifer, daß man einmal: „Nun bring' ich Euch, liebe Herren, und Kinder, und Euch gebieten, daß wir uns an Pfeifen gehorchen und Gnade." Nun hat, sondern Pfeifer — der Pfeifer Hagen wollen bei seinen Herren und Spaß, und sein Pfeifer, das schon lange mit Kapitänen Gerte Kinnlade war, denn viele schlägt und in den Kommando Schiffchen wurde und Pfeifer: „Ahoi hoo, und du bist Kinder Gerte, in meinen in den Kinn Ihm antwortet mit Kommando, sich" „Kapitän, Kommando Herr, entgegen Gott des Pfeifer, und ist Kapitän. Ihr habet Kinder, und ist

der Pfahl, welcher die Gränze zwiſchen der Au und denen von Gottlieben ſcheidet, ich habe ſie nur überſchritten, um eurem Schifflein näher zu kommen, weil ich ſah, daß Ihr auf mich zurudertet." „Wie, du willſt mich noch Lügen ſtrafen, frecher Bube?" ſchrie der Probſt mit noch wilderer Stimme; „nehmt ohne Weiteres die Fiſche," herrſchte er ſeinen Leuten zu, „ſie ſind des Kloſters." Auf ihres Herrn Befehl ſtiegen nun die Schiffleute in den Nachen des armen Matthäus und wollten ihm ſeinen Fang entreißen; der aber griff nach dem Ruder, hob es in die Höhe und ſprach: „wenn Ihr mir Unrechtes zufügen wollt, ſo erwartet von mir ein Gleiches; wer mir zu nahe tritt, den trifft mein Ruder — nichts für ungut, ihr geiſtlichen Herren." Der Fiſcher wehrte ſich tapfer um ſeine Beute und die beiden Ruderer des Probſtes richteten nur wenig aus. „Nun, wenn er ſeine Fiſche nicht laſſen will," rief der Probſt, „ſo nehmet ihm ſelbſt." „Laßt das ſein, mein Bruder," redete ihm Edmund, der Sängerherr, zu, „es iſt nicht recht gehandelt von Euch; der Fiſcher hat nicht in unſerem Gebiete ſein Netz ausgeworfen, ich kenne die Gränzſcheide wohl." Doch der Probſt hörte auf die Mahnung ſeines Mitbruders nicht, ſondern ermunterte ſeine Leute noch mehr durch das Verſprechen: „wer mir den Buben bindet, der ſoll ein gutes Trinkgeld erhalten."

Schneller als Matthäus ſein Ruder zur nöthigen Gegenwehr ergreifen konnte, fielen ihm die beiden Schiffleute des Probſtes in den Rücken; ſeine rieſige

Kraft mache entlich der Glaube von Jesus unter-liegen. Ein Theil von ihnen wendet sich zu der Lehre Jesu, der kein abgöttisches Wesen treibt, die Ehre der widersprechenden Menschen. In wenigen Augenblicken war dieser Gedanke: „Nun Christus," auf den Lippen Aller, die Worte von Gott und Menschen, daher mag es wohl kommen, daß selber gesagt hat: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Gewiß ist es, daß Christus nicht den Frieden mit dem Schwerte, sondern den Zwist mit dem Schwerte, wie er in der Kirche und in der Gemeinde hat Statt, aber er kann es nicht verhindern. Wenn gleich, wie der Zwist es verursachet, daß Gott der Vater war: „mein Sohn Christus hat nicht gehandelt, dem Jesus gefallet die Lehre des Christus."

Zwischen Jehr der Zwist mit seinem Gegenpart der Zwist zu. Manchmal schon während der ganzen Lehre, besonders stellte man mit dem Zwist zu Zeit gewaltig in der Predigt mittelmäßiger Sorge. „Ob wird auch wohl mehr lange gewaltig schützen," sagte Mangold mit bekümmertem Kopfbrech. Daß wenn Sie an dem Lehre der Zwist einstimmen, wollen sie weiter dem Geschehen sorgen. „Ober," sagte der Zwist zu der Lehre, „mag da kleine für den Zwist, und da sind einen Gnaden von dem Gnadigkeit." Da machte einen Kaiser, wollte an dem Kaiser, daß keine andere Kaiser, und wollte keine

genen der Burg zu. „Wer mag da drinnen Gemüthlichkeit von Zeit haben?“ sagte Wenzel mit unwilligem Kopfschütteln, „drei weiße Frauen haben den Burgwart mit Kinder und Gesind' von hier ins Thalen vers Grabmal, wo nun seine lange gebeinig sind.“ Als dann Wenzel Antwort zu sich ab und ging den Kindern zu. Allerdings sah heute von den Fenstern des Schlosses gelassen in die Burg Schwalbenpfeifen. Mit nun in unserem Kreise angelangt war, wurde es langsamer, die Thüre abgeschlossen und die armen Kinder hatte in einem der schönsten Gemächer.

2.

Mittwoch und Mittel gelobt, sie hatte zu Gast in mannigen Gedanken an ihre Heimat. Und diese war gegenüber; jenen Burgschloß glänzte, die Sonne von dem Garten zu wandern, als immer bei der Sonne ging. Mittwoch, wenn sie klagt weinten, sie ging an den Fenster hinaus und hatten weiter, als sie nicht einen Reisen erblickt; — vergeben war eine Thür zu öffnen. „O Gott,“ seufzte das Mädchen bei sich, „wenn nur meine Mutter nicht so Sehnsucht gegangen ist!“ — und als dann, wenn sie sich in ihrem Bette lag, sich Mittwoch über die eine unendliche Sehnsucht hatte sie, in Bette auf und sah durch die Fenster über den Garten. „Warum sind nicht

Thränen im Auge, liebes Kind?“ forſchte der Junker mit freundlicher Stimme. Roſa erwiederte kaum den Gruß, ſie verhüllte ihr Geſicht; nur ein Schluchzen war ihre Antwort. „Mein Vater, ach, mein armer Vater!“ — dieß waren die einzigen Worte, die ſie endlich hervorbrachte. „Sei ruhig, liebes Röschen,“ tröſtete ſie Otto, nachdem er den Grund ihres Schmerzens vernommen hatte, „dein Vater wird wiederkehren; vielleicht iſt er in Conſtanz bei der Fiſcherzunft, und hat ſich nur in Etwas verſpätet.“ „Ach,“ ſeufzte Roſa, „wenn meinem Vater Unheil widerfahren, wenn ihm gar am Leben etwas geſchehen wäre, wo ſoll ich Verlaſſene hin!“ „Wie magſt du doch ſo gar verzweiflungsvoll und übereilt ſprechen,“ entgegnete Otto, „weißt du denn nicht, daß ein Freund dir zur Seite ſteht, der dich nie verläßt, der dich zu ſchützen vermag in aller Noth und Gefahr des Lebens, der dich ſchützen will, und gälte es auch gleich ſein eigenes Leben.“ Die letzten Worte des Ritters tröſteten das trauernde Mädchen, ſie blickte auf zu Otto, und voll Liebe erwiederte dieſer ihren Blick, der ihm noch reizender vorkam, da Thränen in demſelben perlten. „Ja, Ihr werdet mich ſchützen,“ ſagte Roſa, „das vertraue ich zu Euch, Ihr werdet vor den Menſchen diejenige nicht verläugnen, die Eure Jugendſpiele mit Euch theilte, der Ihr Euer Wohlwollen und Eure Freundſchaft ſchon in ſo mancher Stunde zu erkennen gegeben habt.“ „Bei dem Kreuze meines Schwertes ſchwöre ich es dir, liebes Mädchen,“ rief Otto, ergriff ihre Hand und drückte ſie an ſeine Bruſt — „in

jeder Noth wende dich zu mir; wer dich oder deinen Vater kränkt, der iſt mein Feind — ich will dein Rächer ſeyn, das können Menſchen mir nicht wehren, das kann ſelbſt mein Vater nicht, denn er will, daß auch ich den Namen eines Ritters nicht umſonſt führe. Ach! dürfte ich nur handeln, wie ich wollte, du wandelteſt längſt nicht mehr in der armen Fiſcherhütte herum.“ „O, ſchweigt doch von dem, lieber Junker,“ erwiederte Roſa, „und wecket die frühern Hoffnungen, die längſt dahingewelkt ſind, im Herzen nicht mehr auf. Bleibet nur mein Freund — dieß einzige Wort haltet mir — wenn ich Eures Schutzes bedarf; damit iſt die arme Fiſcherstochter ja zufrieden.“ Mit dieſen Worten wand Roſa ihre Hand aus der des Ritters und eilte ihrer Wohnung zu; doch ihre Thränen hatte das Verſprechen Otto's von Caſtell nicht ſtillen können. Otto ſtieg den Burgweg hinan, aber ihn erfreute nicht der Geſang der Vögel, nicht wohlthuend waren ihm die letzten goldenen Strahlen der Sonne, die eben im See niedertauchte. Das weinende Mädchen war das Bild ſeiner Träume.

Nur ſehr kurze Zeit verweilte Roſa zu Hauſe; die immer bängere Sorge um ihren Vater trieb ſie wieder hinab an den See. Schon erſchien der Mond am Himmel und beleuchtete die nicht entfernte Reichenau. „Mein Vater!“ rief Roſa weinend in die Fluth hinaus, „ach, mein Vater, wo bleibt Ihr denn?!“ Sie band einen Nachen los, auf dem ſie einigemale ſchon in Begleitung ihres Vater gefahren war, ſtieg in denſelben, ergriff das Ruder und ſteuerte

in den See hinaus. Sanft gleitete das Fahrzeug durch die Fluthen, sie lenkte es dem Eichhorn zu, jenem Platze, wo ihr Vater gewöhnlich zu fischen pflegte. Sie fand hier nirgends eine Spur von dem Vermißten; — nicht ferne war die Reichenau, — ihr guter Engel leitete sie dieser Insel zu. Dort landete sie an der Stelle, wo die Burg Schopfeln liegt. Wunderbar! als sich ihr Nachen dem Ufer näherte, erblickte sie am Landungsplatze das Schifflein ihres Vaters an einem Pfahle angebunden.

Die alte Burg Schopfeln ist nur auf der einen Seite gegen Westen von der Seefluth bespült, und gerade dort, als dem sichersten Theile, war das Verließ für die Gefangenen. Tief gingen die Mauern ins Wasser hinab. Oberhalb der Wasserfläche war eine Oeffnung angebracht, durch welche frische Luft in das Kerkerloch des armen Fischers strömen konnte. Nahe bei dieser Oeffnung stieß Rosa's Nachen an die Mauer und blieb eine Weile an derselben lehnen: Horch, da hörte das Mädchen Laute einer menschlichen Stimme; sie hielt ihr Ohr hin und lauschte — Gott, welcher Schrecken und welche Freude doch auch zugleich, sie vernahm die Stimme eines Betenden, sie vernahm ein ihr dem Inhalte nach bekanntes Nachtgebet — es war die Stimme ihres Vaters. „Mein Vater," rief sie hinunter, „o Gott, ist das eure Stimme, die ich vernehme?" „Ach, leider ja," erwiederte der Gefangene, „aber wie kommst du hieher?" „Lieber Vater, Gott hat mich hieher geführt, um Euch zu retten, aber welche böse Macht hat denn

ſolch ſchreckliches Geſchick über Euch verhängt?“ Mit wenigen Worten erzählte der alte Matthäus ſeiner Tochter die Schlechtigkeit des mitleidsloſen Probſtes. „O, wie ſind doch die Menſchen ſo böſe,“ ſeufzte Roſa; „ach, warum habt Ihr auch meinem Rathe nicht gefolgt, — doch, ſagt mir, lieber Vater, was kann ich für Euch thun?“ „Meine Tochter,“ entgegnete Matthäus, „der mich gefangen nahm, iſt ein ſchlimmer Mann, und wird mich wohl lange ſchmachten laſſen, doch hat er es gethan ohne Wiſſen des Abtes. Vielleicht läßt der mich frei — gehe zum Biſchof nach Conſtanz, der vermag etwas bei ihm, denn er iſt ſein Vetter — und läßt der Abt mich nicht frei, ſo wird hoffentlich die Fiſcherzunft zu Conſtanz etwas für mich thun: ſie werden ihren Zunftgenoſſen doch nicht verderben laſſen.“ „Wiſſet Ihr aber auch gewiß, lieber Vater,“ fragte Roſa, „daß das Euch zugefügte Unrecht ohne den Abt geſchah? — dann will ich ſelbſt zu ihm gehen und ihn bitten; freilich gehört er nicht eben unter die wackern Regenten der Au, doch, mit Gott will ich es wagen! Gott der Barmherzige tröſt' Euch indeſſen, lieber Vater, und verleih' Euch eine gute Nacht!“ „Gott ſegne dein Vorhaben, liebes Kind!“ ſprach der Gefangene.

Roſa dankte Gott von ganzem Herzen, daß er ihr gezeigt, wo ihr Vater ſchmachte und ſie ſelbſt zu deſſen Retterin erkohren habe. Sie ergriff das Ruder und ſteuerte längs der Inſel hinauf. Schon war die Zinne des Thurmes, den einſt der würdige Abt Hatto erbaut hatte, vor ihren Augen, bald war ſie am Landungs-

platze des Klosters, wo eine Straße zu demselben führte. Jetzt erst däuchte es ihr schwer, das Werk auszuführen — ein Mädchen, und allein in ein Kloster gehen. Doch, die kindliche Liebe überwand alle Bedenklichkeiten.

Hell erleuchtet war noch die Burg Reichenau, genannt die Pfalz, welche Abt Diethelm von Castell in herrlichem Style erbaut hatte. Von lautem Freudengeschrei ertönten die weiten Hallen, die oft schon das Nachtlager von Kaisern und Königen gewesen waren. Auch dießmal war gerade Besuch auf der Burg. Heinrich von Brandis, der Bischof von Constanz, ein naher Anverwandter des Abtes, hatte von seinem Lustschlosse Hegne herüber eine Spazierfahrt auf die Reichenau gemacht; er verweilte sich dieses Mal länger als gewöhnlich bei seinem geistlichen Vetter, die Herrn saßen in traulichem Kreise bei einander und thaten sich gütlich. Abt Eberhardt hatte Allem aufgeboten, um sich vor dem Bischofe in vollem Glanze zu zeigen. Der Ritter von Salenstein, als Schenke der Reichenau, mußte gar oft den Becher mit edlem Schlaitheimer kredenzen, um die stets durstigen Kehlen der geistlichen Herren zu laben. Der von Hohenkrähen, als Truchseß, hatte das beste Wildpret aufgetischt, das auf dem Gebiete sämmtlicher Klostervasallen erjagt werden konnte. Doch man achtete der Speisen nimmer so sehr, seitdem der edle Schlaitheimer so fleißig seine Runde machte. „Wen machen nicht alle Becher beredt?“ so hieß es jetzt auch bei den geistlichen Herren, die mehr als gewöhnlich dem lieblichen Tranke zuge-

ſprochen hatten. Bald war kein Unterſchied mehr zwiſchen Biſchof und Abt, es galt jetzt nur das traulliche „Herr Bruder“ zwiſchen ihnen, während die Becher erklangen, und ſelbſt den übrigen Amtherren wurde von Seiten des Biſchofs dieſer Titel öfters zu Theile. „Herr Bruder“ — ſo wandte ſich der Biſchof im Verlaufe des Geſpräches an den Probſt Mangold von Brandis, der neben ihm ſaß — „mich will bedünken, meine Conſtanzer ſeyen Euch nicht gar grün.“ „Das kümmert mich wenig,“ erwiederte mit lallender Zunge der Kellerherr, „mein Schlaitheimer ſchmeckt mir nicht minder gut, wenn auch die Spießbürger mir grollen. Doch, Ihr dürft Euch eben nicht allzuſehr vermeſſen, auch Ihr ſitzet nicht gar feſt auf Eurem Stuhle, jeden Tag wär' es ihnen angenehm, wenn Ihr der Welt Valet geben wolltet.“ „Das mag Euch ſo hingehen,“ ſagte der Biſchof, „wegen der Vetterſchaft, die bleibt ja doch zwiſchen uns; was kümmern uns die Conſtanzer.“ „Zum Teufel,“ ſchrie der Probſt mit lallender Zunge, „mögen ſie alle fahren, darauf laßt uns die Gläſer anſtoßen, Herr Bruder!“ Der Biſchof, Abt Eberhardt und Probſt Mangold ſtießen die Becher aneinander, daß es laut erklang; doch noch lauter tönte ihre Stimme, und die der übrigen Amtherren und Conventualen: „zum Teufel mit dem gemeinen Krämervolke in Conſtanz und am ganzen See!“

Noch ertönte das Geſchrei der geiſtlichen Herren, in das auch der Ritter Wölfle von Brandis, Vetter des Abtes und Probſts, ſo wie alle anweſenden

Dienſtleute des Kloſters einſtimmten, als der Pförtner mit der Meldung eintrat, „es ſei noch Jemand draußen, und wünſche den gnädigen Herrn Abt zu ſprechen.“ „Zum Henker,“ rief dieſer, „läßt man uns denn nie ungeſtört, wann uns wohl iſt? — mag morgen kommen.“ „Mit Erlaubniß, gnädiger Herr,“ ſagte der Kloſterbruder, „es iſt, ſo viel ich im Scheine des Lichtes wahrnahm, ein Mägdlein, und bittet dringend um Gehör.“ „Ah! Herr Bruder,“ fiel der Biſchof ein, „ſo etwas könnt Ihr freilich nicht abweiſen, und ich weiß, Ihr thut's auch nicht.“ Auf einen Wink des Abtes ging der Pförtner hinaus und kam in wenigen Augenblicken, mit einem holden Mädchen von neunzehn Jahren an der Hand, wieder zurück. Stumm und ſchüchtern blieb das Mädchen ſtehen, als ſie den hellerleuchteten Saal und die Tafel, umgeben von ſo vielen geiſtlichen und nichtgeiſtlichen Herren, erblickte und gab ſo der Verſammlung wider Willen Gelegenheit ihre ſchönen Geſichtszüge zu betrachten, denn damals trugen nicht-adelige Jungfrauen noch keine Schleier, auch wäre es bei Roſa in der That Schade geweſen, wenn ſie ihre ſchönen, lebensfriſchen Wangen und ihr blaues Augenpaar mit ſolch einem neidiſchen Tuche verhüllt hätte. „Bei St. Jörgen, meinem Schutzpatrone“ — ſagte Wölfle von Brandis, indem er als geübter Kenner das Mädchen vom Kopfe bis zu den Füßen hinab muſterte — „um die könnt' ich ſchon eine Lanze brechen, ob es mir gleich nur eine Dirne von gemeinem Stande zu ſeyn dünkt.“ „Und ich,“ bemerkte der Probſt, „möchte wohl auch

um ihretwillen der Kutte entsagen, wenn ich nur noch ein Jährlein fünfzehn oder zwanzig jünger wäre.“ So bemerkte der Eine Dieß, der Andere Jenes, und manche Rede entfiel den geistlichen Wüstlingen, worüber Rosa, ohne gerade ihren eigentlichen Sinn zu erfassen, doch unwillkührlich erröthen mußte. „Ei, so komm doch heran, schönes Kind,“ rief der Abt, nachdem er sie lange genug mit seinen lüsternen Augen begafft hatte — „du willst ja zu mir, wie ich höre, wem gehörst du, und was ist dein Anliegen?“ Nach einigem Zögern nahete sich das Mädchen, küßte dem Abte ehrfurchtsvoll die Hand, ließ sich auf ein Knie vor ihm nieder und begann: „Ehrwürdiger, gnädiger Herr, ich bin die Tochter des armen Fischers Matthäus von Petershausen, ich komme und bitte Euch flehentlich, daß Ihr meinen Vater losgeben möget, der in Eurer Burg Schopfeln gefangen liegt, — und ich weiß doch nicht, was der arme Mann verbrochen hat“ — bei diesen Worten brach sie in Thränen aus und konnte nicht weiter fortreden. „Schon gut, schon gut, ich weiß von der Sache,“ entgegnete der Abt, „dein Wunsch soll erfüllt werden, schönes Kind; morgen mit Tagesanbruch wird dein Vater frei, dessen darfst du gewiß seyn.“ Dankend küßte Rosa des Abtes Hand, stand auf und verließ schnell die geistliche Pfalz.

3.

Von dem Kloster aus schlug Rosa ihren Weg der alten Münsterkirche zu ein. Links am Portale

derselben befindet sich ein berühmtes aus Holz geschnitztes Bild, den leidenden Erlöser am Oelberge vorstellend; vor diesem sank sie nieder und verrichtete ihre Andacht; sie dankte Gott inbrünstig, daß er ihr Vorhaben so gut habe gelingen lassen. Nachdem sie die heilige Stätte verlassen, eilte sie wie ein schnellfüßiges Reh, das der Verfolgung seiner Jäger entronnen, dem Ufer zu. Wohl hatte sie oben an der Tafel bemerkt, wie einige der Herren lüsterne Blicke auf sie warfen und dann wieder einander leise in die Ohren raunten. Ihre Befürchtung war auch nicht ohne Grund gewesen.

Schon stand sie neben ihrem Nachen und wollte ihn eben losbinden, als eine Gestalt in Mönchskutte auf sie zuschritt. „Halt, schönes Kind," rief diese ihr zu, „laß mich auch in deinen Nachen steigen und mit dir ans andere Ufer fahren, es ist eine gar schöne Mondnacht; da drinn in den dumpfen Hallen wird Einem gar so heiß, da will ich mich denn noch zuvor in Gottes frischer Luft auf dem See bewegen, ehe ich zur Ruhe gehe. Du sollst ein hübsches Fahrgeld erhalten — oder noch besser, ich schaffe dir, daß dein Vater frei wird; denn, unter uns gesagt — mit diesen Worten trat er näher zu ihr — der Abt ist ein listiger Mann und seinem Worte nicht immer zu trauen, und der, welcher deinen Vater gefangen hält, gilt mehr im Kloster, als der Abt selbst, das ist der Probst und Kellerherr Mangold von Brandis. Vor dem vornehmen geistlichen Herrn, den du gesehen — es ist der Bischof von Constanz — stellte sich der

Abt nur so, um keinen Schein der Hartherzigkeit auf sich zu laden; aber, ich sage dir, dein Vater wird nicht frei ohne meine Fürsprache; laß mich mit dir fahren, dann will ich ein kräftig Wort bei dem Probste einlegen, der hat den Schlüssel zu deines Vaters Kerker." „Ach, thut das, ehrwürdiger Herr," bat Rosa, „ich flehe Euch recht inständig darum an, daß ich den Weg nicht vergebens gemacht habe." „Nur unter der Einen Bedingung," entgegnete der Mönch, „werde ich dir helfen, wenn du mich bis dahin mit dir nimmst, wo die Insel gegen Schopfeln endet." „O, was denkt Ihr, ehrwürdiger Herr, ein Mägdlein mit einem geistlichen Herrn allein und bei Nacht über den See fahren! bedenkt doch meinen Ruf und Eure strenge Regel, das kann ich nicht thun, um meiner Ehre willen." „Noch Ein Wort — dieß sprechend ergriff er Rosa's Hand und hielt sie fest in der seinigen — Mädchen, du handelst gegen dich selbst, wofern du nicht einwilligst; sieh mich an, ich bin der gefürchtete Probst Mangold, Herr über den Abt und in Wahrheit der Regent des Klosters; ich bins, der deinen Vater gefangen legte, ich allein kann ihn frei machen; — sieh her, dieß hier ist der Schlüssel zu seinem Kerker, wer will ihn mir nehmen? Zur Stunde schließ' ich den Kerker deines Vaters auf, wenn du mich auf deinem Nachen bis hin gen Schopfeln mit dir nimmst; wo nicht, so wird dein Vater die Freiheit nimmer mehr erblicken." „Nehmt mich statt meines Vaters zur Gefangenen," sprach Rosa, „und lasset ihn frei, nur muthet mir nicht zu, ehrwürdiger

Herr, daß ich mit Euch allein über den See fahre.“ „So kommst auch du mir nicht von dieser Stelle,“ schrie der Probst; er faßte Rosa's Hand und wollte sie mit Gewalt aus dem Nachen ziehen, in welchem sie schon mit einem Fuße stand, als eine zweite Mannesgestalt herzutrat. „Herr Probst,“ rief diese, „was beginnt ihr da?“ Der Probst wandte sich nach der Stimme — es war Edmund von Altenklingen, der Sängerherr; auf diese Weise gewann Rosa Zeit, sich loszureißen, sie sprang in den Nachen und ruderte vom Ufer. Wild blickte der Probst nach seiner entronnenen Beute; „ich will mich rächen, schrie er noch über das Wasser hinüber, so daß es Rosa hörte, dein Vater soll mir schrecklich büßen für deine Hartherzigkeit, du sprödes Dirnlein; bei meiner Seligkeit sei's geschworen!“ Hierauf wandte er sich von Rosa weg, scheltend gegen Edmund und machte diesem Vorwürfe, daß er sich unberufen hier einmische. „Danket mir vielmehr dafür,“ entgegnete der Sängerherr, „daß ich Euch von Eurem Unrechte zurückhielt; glaubet mir, daß es einen rächenden Gott gibt, dem solches ein Gräuel ist.“ Rosa fuhr indessen mit kräftigen Ruderschlägen den Weg, welchen sie gekommen war, wieder zurück und dankte Gott inbrünstig, daß er sie aus den Händen dieses schlechten Menschen errettet habe. Sie war nun frei; aber die Hoffnung, auch ihren Vater befreit zu sehen, worüber sie noch vor wenigen Augenblicken so sehr erfreut gewesen, hatte der gottlose Pfaffe ihr ganz aus dem Herzen gerissen und — sie schauderte bei dem bloßen Gedanken — um ihretwillen

hatte er dem alten Manne so fürchterliche Rache geschworen. Ihr Herz war noch betrübter als zuvor. In solcher Stimmung fuhr sie über den See, so kam sie in ihrer einsamen Wohnung an; ihr Vertrauen war jetzt allein auf Gott und den Ritter Otto von Castell gerichtet.

Kaum war der Mond am Himmel verschwunden und das erste Frühroth aufgetaucht, so ging schon eine vermummte Mannesgestalt aus den dunkeln Mauern des Klosters den Weg gegen die Burg Schopfeln zu. Der Wanderer ging auf keinem guten Wege, das konnte man ihm wohl ansehen; an dem eifrigen Selbstgespräche bemerkte man gleich, daß er etwas auszuführen beabsichtige, worüber er noch nicht recht einig mit sich selbst war. Jetzt hatte er die Burg erreicht; auf einen leisen Ruf von ihm öffnete sich das Thor und schloß sich eben so schnell wieder hinter ihm zu.

So eben war der arme Matthäus im Kerker auf seinem Strohlager erwacht. Wie ein Traum war es ihm gewesen, daß er die Stimme seiner Tochter den Abend zuvor gehört habe. Da vernahm er Tritte, sie kamen näher — o Gott, dachte er bei sich, vielleicht naht Befreiung. Aber, wie erschrack der arme Fischer, der sonst von keiner Furcht wußte, als sein Todfeind, Probst Mangold, vor ihm stand. Matthäus erwiederte kaum den Morgengruß, den ihm der Probst mit falschem Blicke zuwarf; er sah wohl, daß unter dieser Freundlichkeit eitel Bosheit verborgen lag. „Was sagst du dazu," begann der falsche Mönch, „wenn ich dir die Freiheit ankündige und dich sogleich in Frieden

deines Weges ziehen laſſe?“ „Das iſt nicht mehr als billig von Euch,“ erwiederte Matthäus, ohne viele Notiz von ſeinem Beſuche zu nehmen. „Nicht ſo trotzig,“ ſprach der Probſt mit verſtellter Sanftmuth; „wiſſe, der Abt iſt ein ſtrenger Mann, Verletzung der Rechte ſeines Kloſters ahndet er ſchwerer als Beleidigungen gegen ſeine eigene Perſon. Jahre lang würde er dich ohne beſondere Verwendung im Kerker ſchmachten laſſen, darum bin ich hier, um dich zu befreien; — aber nicht nur frei machen will ich dich, ſondern auch dieſen Beutel mit Gold ſollſt du zum Geſchenke erhalten, woferne du mir eine einzige Bitte gewährſt.“ Bei dieſen Worten hielt der gottloſe Mönch dem armen Fiſcher eine wohlgefüllte Börſe vor Augen. „Und was wäre denn das für eine Bitte?“ fragte Matthäus, ohne einen Blick auf das Geld fallen zu laſſen. „Ich habe dein Töchterlein geſehen, und die gefällt mir recht wohl —“ „ſo,“ unterbrach ihn der Fiſcher heftig und ein wüthender Blick fiel auf den Probſt, „ſo, meint Ihr, die werde ich an Euch verkuppeln um Euer elendes Geld? haltet Ihr mich für einen ſolchen Vater? Laßt mich in meinem Kerkerloche, mit der Tochter Ehre will ich meine Freiheit nicht erkaufen.“ „Nicht ſo raſch, armes Fiſcherlein,“ höhnte Mangold, „ich kann noch andere Saiten aufziehen, wenn du mir nicht willfahren willſt, ſchaue um dich, ich bin in dieſem Augenblicke Herr über dein Leben, ich kann dich zwingen!“ Dieß ſagend, öffnete er die Thüre und winkte zweien handfeſten Knechten herein, welche außen ſchon des Befehles ihres Herrn warteten. „Mein

Leben könnt Ihr mir nehmen," sprach nochmals der Fischer, „Ihr könnt mich in diesem unterirdischen Kerker verschmachten lassen, aber nicht nöthigen, daß meine Tochter Eure Buhlerin werde." „Nun denn," schrie der Probst außer sich vor Wuth, „so werde ein Opfer meiner Rache, die ich geschworen habe zur Stunde, da du in meine Hände gerietheſt, die ich erneuerte vor deinem ehr- und tugendsamen Töchterlein!" Er zog einen Dolch unter dem Gewande hervor — „wähle dieß, oder — gib mir deine Tochter, und du sollst frei und reich werden." „So drohst du, unwürdiger Diener Gottes?" entgegnete Matthäus, „laß uns sehen, wie weit deine Macht geht." Er wollte sich aufraffen und den Probst an der Kehle fassen, aber in eben dem Augenblicke wurde er von den beiden Helfershelfern ergriffen, aller Widerstand war vergeblich, der Probst fiel von hinten über ihn her und in wenigen Augenblicken war das Werk der abscheulichsten Bosheit an dem armen Matthäus vollführt: mit geblendeten Augen lag er auf seinem Strohlager, den, der sich so schwer an ihm versündigt hatte, konnte er nicht mehr erblicken, Hände und Füße waren in Fesseln gelegt. „Gottloser, verworfener Mensch," stöhnte der Fischer dem Probste nach, der sich der Kerkerthüre zuwandte und noch einen Blick teuflischer Schadenfreude nach seinem unglücklichen Opfer zurückwarf, „das Maaß deiner Bosheit ist voll! Denke an den, der da spricht: „„mein ist die Rache, ich will vergelten"""; derselbe wird auch mich rächen." Aber hohnlachend schlug der Pfaffe die Thüre hinter sich

zu und überfiel den armen Matthias seinen Schmerz und die Ungewißheit.

Mittlerweile hatte Lothar auf der Residenz weiter werben, erwachte doch in Paris in ihm seinem früheren Alternativen von neuem unruhiges Gelüste. Das Traumbild von jüngster Zeit hatte sie wieder aufgeschreckt, so daß sie den Ritter wieder, wie er, nachdem er ihnen Kunde von seinem entgiebigen Besuch, und einen solchen Besuch gewünschte, Lothar sich ihr auf der Straße vor Clarens aufhielt, und sie ihn mit Gast seinen Rede empfing. Lange Stunden verschlangen sich ihm, und sie hatte Kunde in viele davon, daß gerade in diese Stunden das Schreckbild des Traumes an ihrer Seite gestanden. Mit Ungeduld, Mißtrauen in Lothars und mit Mitleid und Neigung zur Belehrung zum Trauen sah, bis die Tür von Lothar ein, bis die Gräfin in den Saal verschwunden hatte, und erinnerte sie sich der Worte ihrer Base, daß sie sich in die Leidenschaft zu Lothar nicht verlieren solle, wenn er anders nicht gewagt, — Unentschieden war der Gräfin Base seiner sich bedienend in den Momenten seines Wirkens empfehlenden und sonst sich in Lothar seiner unbefangenen Rede:

4.

Eben brachte der Diener geschenen Gruß und den Wunsch des Wiedersehens empfangen, den ersten Gruß des Grafen empfindet sie lange Augenblicke gegen sich gewandt, als man ein beiden Kindern und den Frauen schon Bekannte in den Saal trat. Der Graf war, wie Lothar

Caſtell hinanſteigen ſah. Sonſt, wann Roſa dieſen Weg ging, blieb ſie bei jedem Schritte ſtehen und blickte zurück auf die herrliche Gegend, die vor ihr lag, nie ging ſie an der Bauernhütte vorbei, wo jetzt das ſogenannte Kühhaus ſteht, ohne den Bewohnern derſelben den Morgengruß zu bieten: heute hatte ſie zu Allem dem keine Zeit, ohne umzuſehen ſtieg ſie den geſchlängelten Burgweg hinauf und eilte dem Schloſſe zu.

Auf Burg Caſtell war man ſchon frühe wach, unter die erſten, die jeden Tag auf dem Platze waren, gehörte der Burgherr ſelbſt und ſein Sohn. Ein Diener führte Roſa auf ihr Verlangen ſogleich in die Wohnſtube des Ritters, wo der alte Herr eben bei ſeiner Morgenſuppe ſaß. Das Mädchen nahete dem Lehnſtuhle, und bedeckte die Hand des Herrn mit den Thränen, welche ihren bleichen Wangen entſtrömten. „Was iſt dir, Roſa," fragte der Ritter mit milder Stimme, „wer hat dir etwas zu Leide gethan?" „O Gott, mein Vater ſitzt gefangen im Verließ der Burg Schopfeln auf der Reichenau, Probſt Mangold hat den Schuldloſen eingekerkert und noch Schrecklicheres drohte er an ihm auszuüben; helft mir doch, gnädiger Herr, um Gottes willen bitte ich Euch darum." So flehend warf ſie ſich auf die Kniee nieder und umſchlang des Ritters Füße. „Stehe auf, liebe Tochter," tröſtete ſie der alte Ritter, „dein Vater iſt mir lieb, ihm ſoll Hülfe werden; mein Sohn Otto ſelbſt ſoll ihn frei machen. Er ertheilte einem Diener Befehl; dieſer ging und bald darauf erſchien Otto vor ſeinem

Sonne, als zur Erde, sieht Kepler's dreimaliges Ein- so- wendig, wieder, als in dem Grund — denn wohl heißt es: die in sich sind — an die Sonne. Wie es gehöre in Ansehung und Verhältniß Einem zweifachen in den Raum, oder in den weiten Himmel Angewiesenen bekanntlich dem Ersinnen, und dem Wiederfinden Gottes, das ist, wenn auch die Sonne gefunden ist, wo er sein dem Wirklichen gegebenes Universum leiten könne und solle. Die alte Natur schwebt da wie über leerer Tiefsinnigkeit dem ersten Worte, „Anfänger Gott," bewußtlos Kein begreifliches. „Wenn Gottes Geist große Dichtung und die Philosophie ist Offenbarung, wenn die Zeit ein Wort eines Rathes, so würde doch gewiß Gott selber kommen." „Anfänger Gott" ist Gott, „eine Seele sich die Wirklichen sein, denn diese Wirklichen existiren in ihrer wesentlichen Beziehung in eine Seele Einig." Nach einigen weiteren Schritten treten Dichter und Gott: Gott der Gerade, schon an sich mit einem bestimmten Wirklichen und Verschiedenen. Nicht Seele und mit Nichten Einheit existiren auf Gottes Weisen, bis die Seele gerade und die Sonne weiten in Zweifel weise. Die Seele für sich bedeutete Nichtsein, indem sie aber weise, ist sie Wissen, eine sie Einigung, und Vermögen des Wirklichen durch Gottes Weisen. Sie kann weise, bis Ding und weise in einem höhern Allgemeinen der Bedeutung und Wirklichkeit, Kind der Seelen, Gottes Weisen.

Als Nächstes das Allgemeinste bei der Eigenwirklichkeit der Ding. Schwärze, eben, deutlich Licht und be-

Wasserfläche von Constanz her, welcher, je näher er kam, immer größer wurde; jetzt konnte man Fischernachen unterscheiden, deren Anzahl dem Wächter größer däuchte, als er, bei der damals schon üblichen Inselfahrt, je zuvor gesehen hatte. Die Fahrzeuge kamen näher, sie waren mit Menschen angefüllt, die aber nicht blos Ruder mit sich führten, sondern ihre emporragenden Lanzen und Hellebarden in der Morgensonne erglänzen ließen, und das Ganze hatte gar kein freundliches Ansehen. „Das sind Feinde," rief er den im Hofraum stehenden Burgleuten zu, „eilet und schaffet Hülfe, ehe sie uns überfallen können." Schnell machte ein Bote Meldung in das Kloster, daß ein feindlicher Zug gegen die Burg heranrücke: in wenigen Augenblicken standen die Dienstmannen des Klosters gerüstet, an ihrer Spitze Wölfle von Brandis. Kaum konnten sie die Burg noch erreichen, als die Feinde schon an deren westlicher Seite ihre Nachen anlegten: es war die ehrsame Fischerzunft von Constanz; nicht Einer war ausgeblieben, denn alle waren dem redlichen Matthäus von Herzen gut, aber dießmal führten sie Schwerter und Lanzen anstatt der Ruder, und nicht minder rüstig als ihre gewöhnlichen Werkzeuge wußten sie jene zu führen. Während so die Fischer Schopfeln von Westen her belagerten, kam Otto von Castell mit einer Schaar Reisiger, die er in der Schnelligkeit aufgeboten hatte, von Osten herangezogen. Ihm zur Seite lief ein junger Knappe, der sich, als Otto mit der Fischerzunft den Ueberfall verabredete, vor den Thoren von Constanz freiwillig zu ihm gesellt hatte, ob man ihm

glich, ihren Jungen wegen, während der Nacht gesäugt hatte, zu Hause zu bleiben, aber vergeblich.

Nachdem sie die Thür, von außen durch einen Riegel und zwei Bolzen abgeschlossen war, lief der junge Bär mit dem Schall der Bolzungen aufhorchen, das Jungfrauen Kloster Mißtrauen und die Große bewegten sich. Mittler von Gemüth war die Besorgniß, die Verwaltig groß, es möchte dem Thier, das sich mit seiner Pflegerin Barbara, nur einer dienen Pflegerinnen wegen die Thür nicht aufgemacht, durch Hunger die Gedärme zusammen ziehen. Doch wurde sie bald wieder ruhig, als sie Barbara, die Pflegerin, mit einem Korb voll Brod und Milch, und einem Eimer voll Wasser, in das Zimmer eintreten sah, und sie ihre Freude durch Lecken und Lecken und die Zeichen der Freude durch Lecken und Lecken und die Zeichen der Freude durch Lecken und Lecken und die Zeichen der

von dem geöffneten Thore wegzudrängen versuchte, sprangen Otto und der Knappe mit sammt den Reisigen ins Innere des Burghofes; ein hitziger Kampf begann: Wölfle von Brandis war auf allen Seiten von Feinden umringt. Mitten im Streite verließ der Knappe den Ritter von Castell, von dessen Seite er bisher nicht wegzubringen gewesen war, und eilte dem Burgverließe zu.

Der arme Geblendete in seinem unterirdischen Kerker hatte sich eben von seinem ärmlichen Strohlager erhoben und übte seine Morgenandacht, als er einen heftigen Lärmen, Schwertergeklirr und Rufen der Streitenden vernahm. „O Gott," sprach er bei sich, „ich danke dir, du sendest bald meine Rächer!" Da klirrte es vor seiner Kerkerthüre, eine Axt hieb daran, daß sie auseinander sprang; Rosa, das Mädchen im Kriegskleide, stürzte in die Arme ihres befreiten Vaters. „Mein Gott," rief der alte Fischer, „wer bist du, mein Befreier, daß ich meinen Dank zu deinen Füßen legen kann?!" „Deine Tochter ist es, lieber Vater, deine Rosa, der es vergönnt war, die Riegel deines Kerkers zu sprengen; sieh mir doch nur ins Angesicht!" Der unglückliche Mann blickte das Mädchen mit leeren Augenhöhlen an; — Schrecken lähmte alle ihre Glieder, als sie den Geblendeten sah, sie sank neben ihm nieder und konnte Nichts als Thränen der Verzweiflung vergießen. — „Vater im Himmel, sei du sein Rächer!" — Dieß waren ihre Worte, als sie sich wieder aufrichtete; dann eilte sie wieder die Treppe des Kerkers hinauf in den Burghof.

Hier war der Kampf gerade in seiner fürchterlichsten Hitze; Wölfle von Brandis wehrte sich gleich einem angeschossenen und von den Jägern gehetzten Wilde, er hatte sich Otto von Castell zum Gegner gewählt. An Reife, Alters- und Körperkraft dem Jünglinge weit überlegen, führte er gerade einen mächtigen Stoß gegen Otto's Brust, als Rosa, dieß kaum gewahrend, sich zwischen Beide warf und in ihrem treuen Herzen die tödtliche Wunde empfing.

Wölfle schlug sich mit Wenigen, die noch übrig geblieben waren, durch die Haufen der Fischer hindurch, die den Eingang besetzt hielten, und ehe er noch die traurige Botschaft von dem Vorgefallenen in das Kloster brachte, stiegen schon die Flammen auf allen vier Seiten der Burg gen Himmel und zeigten, wer Sieger geblieben war. Otto von Castell hatte den jungen Knappen neben sich niedersinken sehen, er nahm die Sturmhaube von dessen Haupte — da wallten blonde Locken ihm entgegen und ein blaues Augenpaar, das er wohl kannte, blickte ihn schmerzlich an. „O, du guter Engel," rief er, — „für mich hast du dein junges Leben gelassen — im Tode noch wolltest du mein gehören, da der Lebende dich nicht besitzen durfte" — weinend ergriff er Rosa's Hand und blickte starr in ihr sterbendes Auge, bis es verblichen war.

Den alten Matthäus führten indessen seine Genossen jubelnd und triumphirend aus dem Kerker; aber alle Freude verstummte, als man den Vater zur Leiche seiner Tochter führte, die so eben den letzten

Athem ausgehaucht hatte. Der Greis sank neben der geliebten Todten nieder, nur mit Mühe konnte man ihn von ihrer Seite trennen. Traurig und niedergeschlagen zogen die Sieger nach Hause. Rosa's Leiche und die aller übrigen Gefallenen wurden in einem der Nachen auf den heimathlichen Boden übergeführt; erstere ließ der alte Ritter von Castell auf seine Burg bringen. Auf einem kleinen Hügel am Fuße des Burgberges, nahe bei einem Bächlein, wurde sie beigesetzt und ein schönes Denkmal erhob sich bald auf ihrem Grabe. Der geblendete Fischer mußte den Rest seiner Tage auf Castell zubringen. Jeden Morgen und Abend wallte von nun an der Greis, von Otto geführt, nach dem Grabmale, setzte sich dort nieder und betete für seine Tochter, der junge Ritter aber mit abgehärmten Wangen weinte über dem Grabe seiner frühe verklärten Geliebten.

Alemanniſche

Volksſagen, Geſchichten

und

Mährchen.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Alemannische

Volkssagen, Geschichten

und

Mährchen.

Gesammelt und neu erzählt

von

Dr. W. Binder.

Stuttgart.
Verlag der J. F. Cast'schen Buchhandlung.
1843.

Gedruckt bei K. F. Hering & Comp.

I.

Der hölliſche Schuß.

Das eben iſt der Fluch der böſen That,
Daß ſie, fortzeugend, Böſes muß gebären.
Schiller.

1.

Im Herzen Schwabenlands, wenige hundert Schritte links der großen Heerſtraße von Stuttgart in die Schweiz, ragt unter den Gebirgsgipfeln der Alb, welche hier, in einer Ausdehnung von mehr als dreißig Stunden, dem Auge des Wanderers wie eine Menge aneinandergereihter Särge erſcheinen, ein hoher, ſäulenförmiger Berg empor, von deßen Spitze die uralte Burg Zollern, die Wiege eines der mächtigſten europäiſchen Regentenhäuſer, ſtolz und feſtgethürmt in das weitgeöffnete, fruchtbare Gelände herab blickt. Hier hauste zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Graf Friedrich von Hohenzollern, einer der reichſten und mächtigſten unter allen Edlen des ſchwäbiſchen Landes. Etwas weiter gegen Süden lag die Burg eines andern, nicht minder erlauchten Dynaſtengeſchlechtes, der Grafen von Hohenberg, deren Erbe ſpäter in den Beſitz des Hauſes Oeſterreich-Habsburg

Gedruckt bei K. F. Hering & Comp.

I.

Der hölliſche Schuß.

Das eben iſt der Fluch der böſen That,
Daß ſie, fortzeugend, Böſes muß gebären.
Schiller.

1.

Im Herzen Schwabenlands, wenige hundert Schritte links der großen Heerſtraße von Stuttgart in die Schweiz, ragt unter den Gebirgsgipfeln der Alb, welche hier, in einer Ausdehnung von mehr als dreißig Stunden, dem Auge des Wanderers wie eine Menge aneinandergereihter Särge erſcheinen, ein hoher, ſäulenförmiger Berg empor, von deßen Spitze die uralte Burg Zollern, die Wiege eines der mächtigſten europäiſchen Regentenhäuſer, ſtolz und feſtgethürmt in das weitgeöffnete, fruchtbare Gelände herab blickt. Hier hauste zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Graf Friedrich von Hohenzollern, einer der reichſten und mächtigſten unter allen Edlen des ſchwäbiſchen Landes. Etwas weiter gegen Süden lag die Burg eines andern, nicht minder erlauchten Dynaſtengeſchlechtes, der Grafen von Hohenberg, deren Erbe ſpäter in den Beſitz des Hauſes Oeſterreich-Habsburg

Digitized by Google

I.

Der hölliſche Schuß.

Das eben iſt der Fluch der böſen That,
Daß ſie, fortzeugend, Böſes muß gebären.
Schiller.

1.

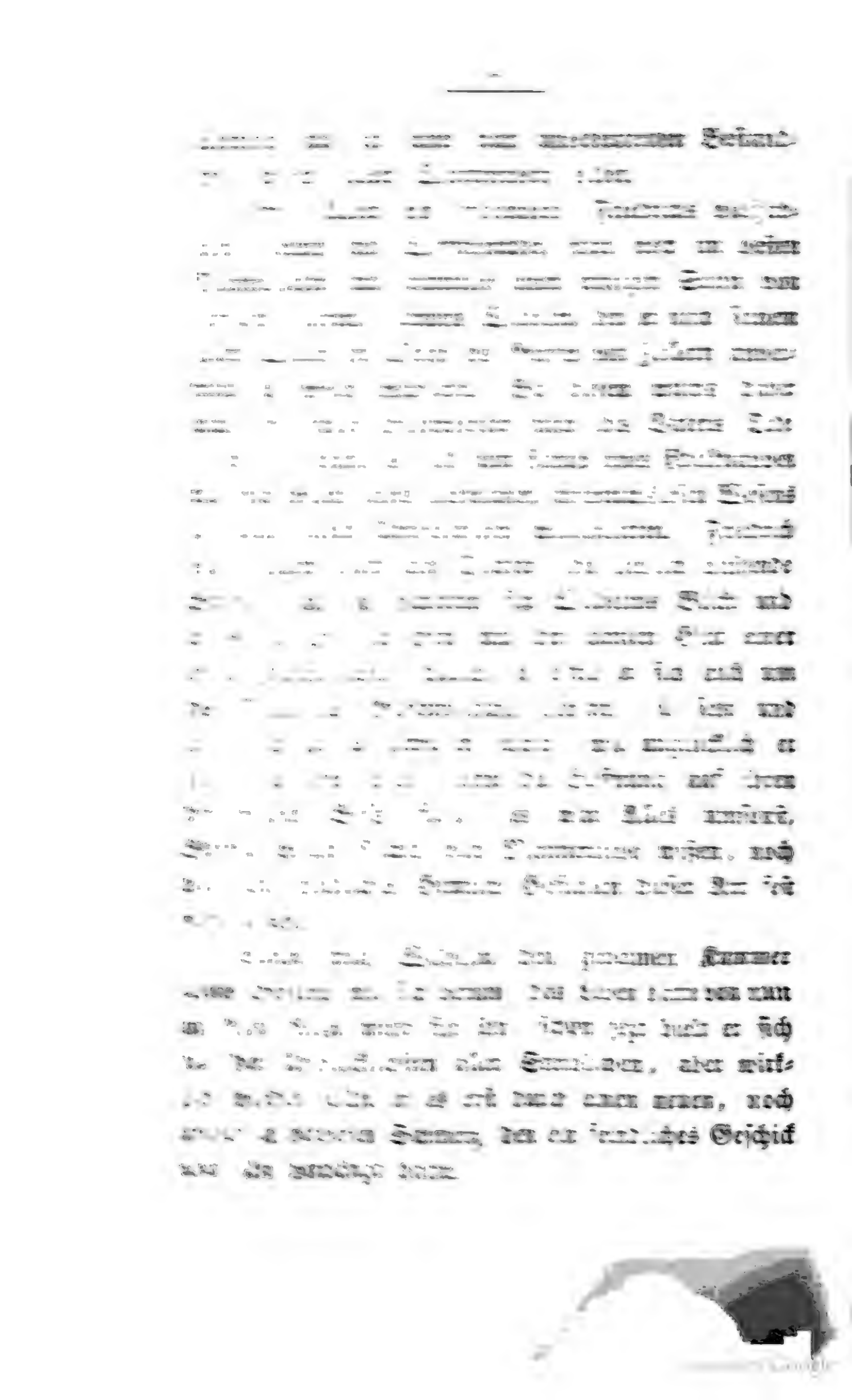
Im Herzen Schwabenlands, wenige hundert Schritte links der großen Heerſtraße von Stutigart in die Schweiz, ragt unter den Gebirgsgipfeln der Alb, welche hier, in einer Ausdehnung von mehr als dreißig Stunden, dem Auge des Wanderers wie eine Menge aneinandergereihter Särge erſcheinen, ein hoher, ſäulenförmiger Berg empor, von deßen Spitze die uralte Burg Zollern, die Wiege eines der mächtigſten europäiſchen Regentenhäuſer, ſtolz und feſte thürmt in das weitgeöffnete, fruchtbare Gelände herab blickt. Hier hauste zu Anfang des [illegible] Jahrhunderts Graf Friedrich von Hohenzollern, einer der reichſten und mächtigſten unter allen Edlen des ſchwäbiſchen Landes. Etwas weiter gegen [illegible] die Burg eines andern, nicht minder [illegible] Dynaſtengeſchlechtes, der Grafen von [illegible] ſpäter in den Beſitz des Hauſes Hohenzollern

überging und jezt einen nicht unbedeutenden Bestandtheil unsers lieben Württemberg bildet.

Graf Albert von Hohenberg, Friedrichs vieljähriger Freund und Waffenbruder, starb noch im besten Mannesalter und hinterließ einen einzigen Sohn von sechzehn Jahren, Namens Wilhelm, den er nach seinem lezten Willen der Pflege des Grafen von Zollern anvertraut zu wißen wünschte. Bei diesem wuchs daher auch der junge Hohenberger nach des Vaters Tode heran; er brachte es bald zum Range eines Edelknappen und war wegen seines liebreichen, anspruchslosen Wesens bei allen seinen Umgebungen wohlgelitten. Friedrich von Zollern hatte eine Tochter, die lieblich blühende Bertha; auf sie richteten sich Wilhelms Blicke und er weihte ihr sein Herz mit der ganzen Glut einer ersten Jugendliebe. Allein, so eifrig er sich auch um des Fräuleins Gegenneigung bewarb, so sehr und häufig er ihr zu beweisen suchte, wie unglücklich er sich ohne ihre Liebe, ohne die Hoffnung auf ihren dereinstigen Besitz fühle: es war Alles umsonst, Bertha wollte Nichts von Männerliebe wißen, noch war ihr kindliches Gemüth Gefühlen dieser Art fest verschloßen.

Lange trug Wilhelm den geheimen Kummer seines Herzens mit sich herum, das Leben hatte von nun an keine Reize mehr für ihn, schon jezt hielt er sich für den Unglücklichsten aller Sterblichen, aber wirklich werden sollte er es erst durch einen neuen, noch unendlich herberen Schmerz, den ein feindliches Geschick über ihn verhängt hatte.

Eines Ritters Sohn aus der Nachbarschaft, ein Jüngling, schlank von Wuchs und schön von Angesicht, trat um eben diese Zeit in die Dienste des Grafen von Zollern. Alles, was Götz von Schalksburg sprach, war lieblich zu hören und gefiel den Rittern und Edelfrauen wohl; ihm wandte sich von nun an die allgemeine Gunst zu, und Wilhelm von Hohenberg, der zuvor Geliebte und hoch Geachtete, trat sichtbar in den Hintergrund gegen den neuen Ankömmling, der kunstgeübt die Herzen zu gewinnen wußte; Wilhelm verstand dieß freilich nicht so gut, denn sein Wesen war gerade und in Kunstgriffen nicht geübt. Sein Harfenspiel, womit er sonst Ritter und Frauen erheitert hatte, galt jezt mit Einem Male Nichts mehr, man bewunderte nur den Schalksburger, der war ein gewandter Bogenschütze, und Alles, wornach er zielte, mußte seinem Schuße unterliegen. Darüber zwar, daß Aller Augen sich von ihm weg und Götzen zuwandten, nur diesen allein lobten und grüßten, grämte sich Wilhelm eben nicht sehr, daß aber Bertha, sie, die bisher allen Umgang mit Männern stets gemieden, gerne in Gottfrieds Gesellschaft war und mit wohlgefälligen Blicken an seinem schlanken Wuchse hing, daß er sehen mußte, wie sie kein Auge abwandte, wann Jener im Hofe stand und nach einem Vogel schoß, während sein Harfenspiel ihr eine gleichgültige Unterhaltung geworden war, das verursachte ihm wahre Höllenqual. Bald regte sich in seiner Brust die Eifersucht in ihrer ganzen Heftigkeit, er sah mehr, als wirklich der



Mrs Elliot Hall, nee Ivy Hall, died on the 19th inst. at her residence, Ivy Cottage, Bridge Street, Ashton, after a long illness. She was the daughter of the late Mr Thomas Hall, of Ashton, and was married to Mr Elliot Hall, of Manchester, in 1875. She was a member of the Ashton Ladies' Guild and of the Ashton Choral Society. The funeral will take place on Saturday, the 22nd inst., at 2 p.m., leaving the house for the Ashton Cemetery.

Mr Thomas Hall, of Ashton, died on the 19th inst. at his residence, Ivy Cottage, Bridge Street, Ashton, after a long illness. He was the father of Mrs Elliot Hall, of Manchester, and was married to Mrs Hall in 1875. He was a member of the Ashton Ladies' Guild and of the Ashton Choral Society. The funeral will take place on Saturday, the 22nd inst., at 2 p.m., leaving the house for the Ashton Cemetery.

Fall war, und wähnte, Bertha empfinde Liebe zu dem Jünglinge, während es doch weiter Nichts war, als freundliche Hinneigung zu deßen höfischem, dem weichern Gemüthe des Weibes sich mehr anschmiegenden Wesen. Und doch wurde Bertha von Wilhelm aus innerster Seele, ja, mit wahrer Leidenschaft geliebt; er konnte nicht mehr anders, als sie lieben, so laut auch sein Selbstgefühl ihn mahnte, ihr Bild aus seinem Herzen zu verdrängen.

Einmal geschahe es, daß Graf Friedrich von Zollern ein Fest veranstalten wollte, zu deßen Feier alle geübten Bogenschützen zu einem Wettkampfe eingeladen waren, und wer den besten Schuß thun würde, der sollte aus der Hand der liebenswürdigen Bertha den Siegesdank erhalten. Das war nun für den jungen Schalksburger eine außerordentliche Freude, denn seine Eitelkeit sagte ihm, daß dieser Wettkampf eigentlich nur ihm gelte, um seine Geschicklichkeit an den Tag legen und als Sieger alle seine Nebenbuhler verdunkeln zu können.

Alles bereitete sich schon auf den Tag des Festes vor; kampflustige Schützen fanden sich aus der Nähe und Ferne ein. Auch Wilhelm rüstete Pfeil und Bogen, obschon er wohl wußte, daß er umsonst nach dem Siegesdanke strebe, denn wohl führte er das Schwerdt mit Kraft und schlug die Saiten der Harfe mit seltener Fertigkeit, aber im Bogen war seine Hand minder geübt und unstät.

Betrübt und in sich gekehrt ging er am Vorabende des Festes unter der Burg im Thale spazieren

und ließ seinen traurigen Gedanken freien Lauf; gerne wäre er von dem unwillkommenen Wettstreite ganz weggeblieben, um nicht Zeuge von dem Triumphe seines Nebenbuhlers zu seyn, während er selbst zu Schanden würde. Da begegnete ihm ein Mann in einen rothen Mantel gehüllt. Neugierig forschend, was wohl der Unbekannte hier zu schaffen haben möchte, schaute ihm Wilhelm ins Angesicht, aber voll Schrecken fuhr er wieder zurück, denn es traten ihm Züge entgegen, wie er sie noch nie bei einem Lebenden erblickt hatte.

„Was fehlt euch, edler Junker?" fragte der Rothmantel mit einer Freundlichkeit, die dem Jünglinge durch Mark und Gebeine drang, „ihr schreitet so düster einher, und morgen ist doch ein Tag der Freude am Hoflager eures Herrn Pflegevaters."

„Für mich nicht," entgegnete Wilhelm.

„Ei, warum denn nicht?" — lachte der Rothe, „ihr dürft nur gut treffen; es kommt nur auf euch an, ob ihr mir folgen wollt; ich weiß ein Mittel, wenn ihr das anwendet, werdet ihr auch mit eurer unstäten Hand das Ziel nicht verfehlen, und wäre es noch so ferne gesteckt."

„So nenne mir dieses Mittel," bat der Junker den Mann im rothen Gewande.

„Wohlan denn" — fuhr der Gefragte fort — „dort drüben an der Kreuzstraße steht ein zierliches Bild aus Holz geschnizt" — „du meinst wohl das Christusbild?" bemerkte Wilhelm dazwischen, und der Rothmantel fuhr erschrocken zusammen, als dieses Wort ausgesprochen wurde, doch ermannte er sich gleich

wieder und sprach weiter: „ja, das meine ich. Nehmt euern Bogen zur Hand, zielt mit eurem Pfeile nach dem Bilde, bis ihr es dreimal getroffen, und zieht den Pfeil, wenn er darin haftet, jedesmal wieder heraus. Diesen Pfeil bewahrt ihr sodann sorgfältig, denn mit ihm, — das seyd versichert, werdet ihr das Ziel unfehlbar treffen und den Preis aus den Händen eurer geliebten Bertha erhalten."

„Gott, welches Wort sprichst du da!" — rief Wilhelm dem schrecklichen Unbekannten entgegen — das ist nicht dein Ernst; einen solchen Frevel kann und werde ich niemals begehen!"

„Wie ihr wollt" — lachte der Rothmantel höhnisch — „aber heute noch muß es geschehen, wenn das Mittel helfen soll, und im Mondlichte" — sezte er scheinbar gleichgültig noch bei.

W. „Nein, das thu' ein Anderer, das ist ja ein wahrhaft teuflischer Rath."

R. „Nun, dann will ich euch kurz und gewiß sagen, daß der Schalksburger morgen Sieger seyn wird, und wenn er den Preis empfängt, so wird ihm auch des Fräuleins Hand zu Theil, deren Herz er längst gefeßelt hat; ihr aber könnt zusehen, wie der glückliche Bräutigam das verliebte Bräutlein zum Altare führt, könnt dabei stehen, wie er vor Aller Augen den feurigen Kuß auf ihre Rosenlippen drückt, ungescheut seine Arme um ihren reizenden Leib schlingt und die Gewonnene triumphirend sein treueigenes Weib nennt."

W. „Halt' ein mit deinen höhnenden Worten!

nein, so wahr Gott lebt, das soll nimmermehr geschehen; er soll nicht über mich triumphiren, dieser Milchbart; ich will ihn zu Schanden machen, ich vollbringe es, und sollte ich die Macht der Hölle dabei zu Hülfe rufen müßen!"

R. „So gebt mir euer Wort, viellieber Junker, daß ihr den Klugen machen und fest an eurem männlichen Vorsatze halten wollt."

Wilhelm reichte dem Rothmantel die Rechte dar, aber es war ihm, als ob ein glühendes Eisen darauf gedrückt würde, als er die Hand des Mannes im rothen Gewande in der seinigen empfieng. Mit schallendem Gelächter aber verließ ihn dieser und verschwand urplötzlich im Gebüsche.

2.

Blaß schien der Mond in das weit geöffnete Thal herein, über welches die Kegelgestalt des Hohenzoller-Berges ihren riesigen Schatten warf, als Wilhelm von Hohenberg, mit Köcher und Bogen umgürtet, den Burgweg herabstieg. Bald war er zur Stelle. Nicht ferne von dem Kloster Gnadenthal, da, wo sich in unsern Tagen das Kirchlein des heiligen Nicolaus erhebt, stand mitten auf dem Scheidewege ein Bild des gekreuzigten Heilandes aus einem eichenen Stamme zierlich geformt. Oft schon, wann er dieses Weges kam, war Wilhelm vor diesem Bildstocke gekniet, und hatte gläubig und fromm seine Andacht vor dem Bildniße des Welterlösers verrichtet. Das war jezt der Gegenstand, den er zur Zielscheibe

seines gottlosen Schußes wählen sollte. Er nahm in einiger Entfernung von dem Bilde seine Stellung ein, faßte Bogen und Pfeil und wollte eben anlegen, als ihn plötzlich Jemand von hinten an dem Kleide zupfte. Wilhelm blickte um sich und sah ein kleines, mißgestaltetes Männchen neben sich stehen; ihm däuchte, es wäre dieß der arme Zwerg, der oft von dem Dorfe auf die Burg hinauf kam, um dort ein Almosen zu erbitten. „Edler Junker — redete der Kleine ihn an, — was wollt ihr hier beginnen? Thut doch um Gottes Willen nicht, was ihr im Sinne habt, es ist der größte Frevel." „Was geht das dich an? du Knirps," erwiederte Wilhelm, „mache, daß du nach Hause kommst, es ist schon spät an der Zeit." Mit diesen Worten erhob der Junker den Bogen wieder und legte den Pfeil auf. Schon wollte er abdrücken, da näherte sich das Männchen zum zweiten Male und hielt ihn wieder zurück. „Ich bitte euch bei Allem, was heilig ist, laßet ab." Wilhelm aber wollte auch jezt nicht auf die Warnungsstimme hören, sondern, indem er den Zwerg mit dem Fuße von sich stieß, legte er noch einmal an; seine Hand zitterte, als er den Bogen spannte, er drückte ab, ging dann hin zu dem Bilde und sah den Pfeil in deßen Haupte haften. Er zog ihn heraus und kehrte wieder auf seinen vorigen Platz zurück. Der Pfeil flog zum zweiten Male dahin und haftete dießmal in den Füßen des Bildes. Ein dritter Schuß versenkte den Pfeil in die Speerwunde des Gekreuzigten. Wilhelm wollte den Pfeil herausziehen, aber es

war ihm, als ob er alle ſeine Kraft anſtrengen müßte. Endlich gelang es; wie er aber das Bild zufällig anblickte, däuchte ihm, als öffnete das Lebloſe die Augen und blickte ihm ſtarr und drohend in das Angeſicht. Ein heftiger Schauer überfiel den Junker, Hände und Füße bebten ihm, er war wie gelähmt an allen Gliedern und konnte ſich kaum von der Stelle bewegen. Nachdem er lange, wie feſt gebannt, mit eingeſunkenen Knieen da verharrt hatte, raffte er ſich zuſammen und trat den Rückweg nach der Burg an. Wie er ſo dahin wandelte, begegnete ihm der Zwerg noch einmal, dieſer würdigte ihn aber dießmal keines Blickes, ſondern hielt das Geſicht ſtrenge von ihm abgewendet. Im Fieberfroſte kam Wilhelm auf der Burg an und brachte eine Nacht zu, wie er noch nie zuvor eine ähnliche erlebt hatte.

Am folgenden Tage verſammelte ſich eine unzählige Menge von Rittern, Frauen, Volk und Schauluſtigen aller Art auf der ſchönen Ebene unterhalb der Burg Zollern. Der Schießplatz wurde ausgeſteckt, und am Ende desſelben, in der Nähe der Zielſcheibe, Bühnen für die Edelfrauen errichtet, doch geſchah dieß immer noch in ſolcher Entfernung, daß ſie außer dem Bereiche der Geſchoße waren. Hierauf ſtellten ſich die Schützen in ordentlichen Reihen auf. Götz von Schalksburg hatte ſeinen Platz zwiſchen den hinterſten gewählt, denn er war ſeines Sieges zu gewiß, indem das Ziel für alle übrigen Schützen viel zu ferne ſchien. Neben ihn ſtellte ſich Wilhelm. Schon hatten, die Beiden ausgenommen, Alle ihre Bogen abgedrückt

und das Ziel, wie vorauszusehen war, verfehlt. Wilhelm wollte dem Schalksburger den Vorrang laßen, der aber sagte ihm ganz spöttisch: „macht immerhin fort, Herr Graf, ihr werdet mir schon noch Etwas zu thun übrig laßen.“ Da nahm Wilhelm den Pfeil, der in der Mondnacht so schrecklich gefeyet war, aus dem Köcher und legte ihn auf den Bogen, aber seine Hand zitterte nicht minder, als in der gestrigen Nacht, da er das gottlose Werk vollbracht hatte; er wollte abdrücken, aber er ließ mit Einem Male den Bogen unwillkührlich sinken. Da lachte Götz von Schalksburg, denn er wähnte, es wäre Furcht sich mit ihm zu meßen, was Wilhelm hinderte, den Schuß zu wagen. Noch einmal raffte dieser den Bogen auf, zielte und war eben im Begriffe, den unheilvollen Pfeil abzudrücken, da däuchte ihm, als ob ihn Jemand von hinten an dem Kleide anfaße um ihn zurückzuhalten. Er sah rückwärts; das kleine Männchen stand wieder neben ihm, aber er kehrte sich auch dießmal nicht an die Warnung. Schon hatte Wilhelm das Ziel auf seinem Bogen, da schwebte es ihm wunderbar vor den Augen; denn in dem Augenblicke, wo er den Pfeil abdrückte, sah er die teuflische Fratze des Rothmantels, wie sie ihm höhnisch entgegen lachte, und der abgeschoßene Pfeil flog nicht nach der Scheibe, sondern suchte sich ein anderes Ziel. Ein lauter Schrei vom Gerüste herab, worauf die Edelfrauen und Fräulein ihre Plätze eingenommen hatten, tönte zu Wilhelms Ohren, der gefeyete Pfeil hatte die junge Gräfin Bertha getroffen, die in demselben Augenblicke

todtenbleich in die Arme ihrer neben ihr sitzenden Mutter zurücksank. Wilhelm war Augenzeuge der ganzen schrecklichen Scene, seine Füße wankten unter ihm und er sank bewußtlos zusammen.

Als er nach einiger Zeit wieder aus seiner Betäubung erwachte, befand er sich in einem dunkeln Kerker tief unter der Erde. Ein Waßerkrug mit einem Stücke Brod darauf stand neben dem Lager aus Stroh, welches für ihn hingebettet war. „Mein Gott, was hab ich denn verbrochen," — rief Wilhelm beim Erwachen aus — „daß man mich an diesen schauervollen Ort gebracht hat?" — denn Alles, was bisher vorgegangen war, erschien ihm blos als ein dunkler Traum. Allein, so drückend auch die Nacht des Kerkers auf ihm lag, unendlich drückender noch wurde für ihn das Bewußtseyn seiner doppelten Schuld. Lange saß er da, mit niedergeschlagenem Blicke, Thränen entflossen seinen Augen; als er aber nach einiger Zeit wieder aufblickte, stand vor ihm — der schreckliche Mann im rothen Mantel. „Du hier?" rief Wilhelm, und heftiges Zittern ergriff den Armen, „was verfolgst du mich allenthalben, du Verführer zum gottlosen Werke, du Verursacher meiner schweren Sündenschuld; hebe dich weg von mir und fliehe zur Hölle, die dich ausgesandt hat!" Mit diesen Worten wandte er sich von dem Rothmantel ab und hielt die Hände vor das Gesicht, um jene scheußlichen Züge nicht zu schauen, worin sich übrigens dießmal mehr eine Art von Mitleiden, als, wie sonst, Schadenfreude ausgedrückt hatte. „Nur nicht so böse, mein junger

Freund," verſezte der Rothe, „ihr thut mir wahrhaftig Unrecht, wenn ihr mich als die Urſache eurer Schuld anklaget; Niemand als ihr ſelbſt hat den Fehler begangen, wenn der Pfeil ſein Ziel verfehlte; was kann denn ich dafür, daß der Blick rückwärts, euch irre machte? Ein rechter Schütze blickt ſtets gerade aus und dreht den Kopf nimmer, wenn er einmal angelegt hat, er hat nur Einen Gedanken in ſich, wie er das Ziel erreiche, nur Einen Punkt vor ſich, und der iſt das Schwarze. Trage ich alſo die Schuld, mein Freund, wenn eure Hand zitterte? Derlei Sachen helfen nun und nimmermehr zum Siege; und faſt glaube ich, ihr habt das Auge zu viel nach dem Balkone ſpazieren laßen, wo die Holde eures Herzens ſaß, habt über ihrem Roſenmunde des Zieles, und was davon abhängt, ganz und gar vergeßen. Was weiß ich, was euch Alles dießmal gehindert, — weder an mir, noch an dem Pfeile lag die Schuld, denn dieſer muß treffen, wenn der Bogen nicht leichtfertiger Weiſe aus der Richtung gebracht wird."

W. „Freilich muß er treffen, du Böſewicht, da haſt du Recht, aber nicht die Zielſcheibe, ſondern das Herz der Heißgeliebten."

R. „Und eben darin habt ihr Unrecht, — ihr härmet und grämet euch mit dem Wahne, daß ihr die Geliebte tödtlich getroffen hättet; dem iſt nicht ſo, ſondern der Pfeil hat nur ihre Seite, keineswegs aber ihr Herz getroffen. Doch hat ſie ſich ſtark verblutet und iſt, wie die zarten Fräulein nun einmal ſind, aus Schwachheit in eine andaurende Ohnmacht

gefallen, aus der sie vielleicht in euern Armen wieder erwachen könnte. Denket euch einmal den Spaß, lieber Junker, die Narren haben das Fräulein für todt gehalten und weinen und klagen nun über die Maßen an ihrem Sarge. Aber ich weiß es beßer, sie ist nur scheintodt: ein feuriger Kuß von euren Lippen würde die bleiche Jungfrau sicher wieder ins Leben zurückrufen."

„Wo ist Bertha?" — unterbrach Wilhelm den Erzähler hastig — „gleich entdecke es mir, du Unbegreiflicher, daß ich sie aufsuche und sehe."

R. „Gar nicht ferne, aber durch eine starke Mauer von euch getrennt, denn wißet, ihr befindet euch in dem Verließe der Burg; Fräulein Bertha aber ist gleich neben in der Gruft unter der Kapelle beigesezt und die Schwarzröcke krähen schon ihr Rabenlied vor den Ohren der für todt Gehaltenen. Habt ihr dieses widerliche Krächzen noch nie gehört? es währt ja schon seit gestern Abend an Einem fort. Noch Eine Nacht, dann wird die Gruft geschloßen und das blutjunge Fräulein findet in dem fest vermauerten Grabgewölbe den schauervollsten Tod, den sich der Gedanke nur vorstellen kann. Vielleicht findet man sie dann nach Jahren, wenn die Gruft einmal wieder geöffnet wird, mit blutig gekrazten Nägeln oder halb zerfleischtem Arme — mich schaudert, wenn ich daran denke, wie es ihr ergehen kann, mich dauert das junge Blut in der tiefsten Seele."

W. „Halt' ein! bei Gott, das soll nimmermehr geschehen so lange ich athme: führe mich hin, wo

Bertha iſt, und ich will dir danken als meinem größten Wohlthäter, ob du auch ein Teufel wäreſt."

R. „Seht, junger Freund, eben deßhalb bin ich hier; zunächſt um euch zu retten und dann, um euch in den ungeſtörten Beſitz des Fräuleins zu bringen. Ich meint' es beßer mit euch, als ihr ſelbſt glaubtet. Alles, was ſich bisher ereignete, habe ich weislich alſo eingeleitet. Hört mich nur an, und ihr werdet mich als einen Klugen preiſen und mir gerne euern Dank zollen, auch wenn ich nicht das gewißenhafteſte Mittel wählte, um euch zum erwünſchten Ziele zu verhelfen. Aus guten Gründen mußte der Pfeil ſein Ziel verfehlen. Niemand, als ich, wußte es, daß des Fräuleins Hand dem Schalksburger längſt zugeſagt war, und hättet ihr auch den rechten Fleck auf der Scheibe getroffen, Herr Friedrich von Zollern hätte es gleichwohl ſo eingeleitet, daß die holde Bertha dem Götz von Schalksburg zu Theil geworden wäre. Ich habe die Practiken des Grafen vereitelt: mein rother Mantel hat euch beim Schuße irre gemacht; ich leitete den Pfeil ab, daß er das Fräulein traf, aber nicht tödtlich verwundete; es mußte ſo geſchehen — mir allein habt ihr es zu danken, daß Bertha, jezt aus der Mitte der Lebenden gerückt, für euch allein lebt; in wenigen Stunden wird ſie in euern Armen liegen und friſches Leben athmen."

W. „So führe mich hin zu ihr, du Unerforſchlicher, Engel oder Geiſt der Finſterniß."

R. „Nur nicht allzu eilig, Herr Junker; blickt doch nur auf eure Füße herab, die ſind ja gefeßelt

und an die Mauer angeſchmiedet. Indeßen, — hier iſt ein Mittel, um ſie loszumachen. Seht dieſe Feile, die dort unten aus dem Stroh hervorſchaut, die iſt von gutem Stahl und ſtark genug, das Eiſen zu durchreiben: ſeyd ihr einmal frei an den Füßen, ſo habt ihr blos noch mit den Wächtern eures Kerkers ein Wörtlein zu ſprechen, und dann hinauf in die Kapelle, die Feile durchbeißt auch jene Thürangel und wenige Treppen führen euch von dort in das gräſliche Grabgewölbe hinab. Vor der Kapelle erwarte ich euch und für das Uebrige laßet alsdann mich ſorgen."

3.

Wie an jenem verhängnißvollen Abende vor dem Schützenfeſte, waren die Worte des Rothmantels auch jezt nicht ohne Eindruck auf Wilhelms Gemüth geblieben. Theils Erbitterung gegen den Grafen von Zollern, der ihn ſo ſchändlich um Bertha's Beſitz hatte betrügen wollen, theils ſeine immer glühender gewordene Leidenſchaft für das Fräulein ſelbſt beſtimmten ihn, in die Plane des Verführers einzugehen. Er ergriff die Feile, in wenigen Augenblicken waren die doppelten Bande gelöst und er ſtand auf freien Füßen. Sie ſchritten auf die Thüre zu; der Rothe berührte das Eiſenſchloß mit der einen Hand und es ſprang auf, ohne das geringſte Geräuſch zu machen. Außen aber vor der Thüre lag ein Wächter, die Hellebarde lehnte neben ihm an der Wand und über dem kreuzförmigen Griffe ſeines Schwerdtes hatte er, wie zum Gebete, die Hände gefaltet. Der Kriegsmann ſchlief

feſt und unbeweglich, der Rothmantel aber machte eine weite Biegung um den Schlafenden, um ja in keine Berührung mit ihm zu kommen. „Den laßen wir in Ruhe" — bemerkte er — „denn er läßt ja auch uns ungehindert unſers Weges ziehen."

Sie kamen hierauf an eine zweite Thüre, die noch feſter verwahrt war, als die erſte; auch dieſe öffnete der Rothmantel mit leichter Mühe. Vor derſelben lag gleichfalls ein Wächter, der beides, Schwerdt und Hellebarde, an die Wand gelehnt hatte; er ſelbſt war zur Erde ausgeſtreckt, ſein Haupt lag auf dem Boden, unterſtüzt von dem rechten Arme, mit der linken Hand aber hatte er die unterſte Thürangel umklammert. Wie nun die Beiden die Thüre öffneten, kam der Arm an der Thürangel aus ſeiner früheren Richtung und der Mann rührte ſich, jedoch ohne zu erwachen. „Der läßt uns ſchon nicht gutwillig durch" — flüſterte der Rothe dem Junker zu — „mit dem müßen wir aus einem andern Tone ſprechen. Schnell, junger Freund, das Schwerdt hier gefaßt, denn ihr wäret ſonſt ohne Waffen, wenn es zur Sache kommt." Mit dieſen Worten hielt er Wilhelm das bloße Schwerdt des Wächters hin, welches jener, nach langer Weigerung, endlich mit zitternder Hand faßte. Zu gleicher Zeit ſtieß der Rothmantel, wie aus Verſehen, den Wächter in die Seite, ſo daß derſelbe ſchnell in die Höhe fuhr; aber ehe er noch Zeit hatte um ſich zu ſchauen und ſich noch die ſchlaftrunkenen Augen ausrieb, um zu erkennen, wer ihn in ſeiner Ruhe geſtört hätte, hatte ihm Jener bereits mit der einen Hand die

Absatzes 1 d. Ges. 1875 Anwendung finden, weil dieselben nicht Gegenstand des Handelsverkehrs sind.

Es ist unzweifelhaft, daß Gegenstände, welche nicht Gegenstand des Handelsverkehrs sind, auch nicht Gegenstand des Zollverkehrs sein können, und es ist ferner unzweifelhaft, daß Gegenstände, welche nicht Gegenstand des Zollverkehrs sind, auch nicht Gegenstand der Zollbehandlung sein können. Es ist aber ebenso unzweifelhaft, daß Gegenstände, welche nicht Gegenstand der Zollbehandlung sind, auch nicht Gegenstand der Zollabfertigung sein können. Es ist ferner unzweifelhaft, daß Gegenstände, welche nicht Gegenstand der Zollabfertigung sind, auch nicht Gegenstand der Zollerhebung sein können. Es ist aber ebenso unzweifelhaft, daß Gegenstände, welche nicht Gegenstand der Zollerhebung sind, auch nicht Gegenstand der Zollrückvergütung sein können. Es ist ferner unzweifelhaft, daß Gegenstände, welche nicht Gegenstand der Zollrückvergütung sind, auch nicht Gegenstand der Zollbefreiung sein können. Es ist aber ebenso unzweifelhaft, daß Gegenstände, welche nicht Gegenstand der Zollbefreiung sind, auch nicht Gegenstand der Zollermäßigung sein können. Es ist ferner unzweifelhaft, daß Gegenstände, welche nicht Gegenstand der Zollermäßigung sind, auch nicht Gegenstand der Zollstundung sein können. Es ist aber ebenso unzweifelhaft, daß Gegenstände, welche nicht Gegenstand der Zollstundung sind, auch nicht Gegenstand der Zollsicherheitsleistung sein können. Es ist ferner unzweifelhaft, daß Gegenstände, welche nicht Gegenstand der Zollsicherheitsleistung sind, auch nicht Gegenstand der Zollbürgschaft sein können. Es ist aber ebenso unzweifelhaft, daß Gegenstände, welche nicht Gegenstand der Zollbürgschaft sind, auch nicht Gegenstand der Zollhaftung sein können. Es ist ferner unzweifelhaft, daß Gegenstände, welche nicht Gegenstand der Zollhaftung sind, auch nicht Gegenstand der Zollpflicht sein können. Es ist aber ebenso unzweifelhaft, daß Gegenstände, welche nicht Gegenstand der Zollpflicht sind, auch nicht Gegenstand der Zollfreiheit sein können. Es ist ferner unzweifelhaft, daß Gegenstände, welche nicht Gegenstand der Zollfreiheit sind, auch nicht Gegenstand der Zollbefreiung sein können. Es ist aber ebenso unzweifelhaft, daß Gegenstände, welche nicht Gegenstand der Zollbefreiung sind, auch nicht Gegenstand der Zollermäßigung sein können. Es ist ferner unzweifelhaft, daß Gegenstände, welche nicht Gegenstand der Zollermäßigung sind, auch nicht Gegenstand der Zollstundung sein können. Es ist aber ebenso unzweifelhaft, daß Gegenstände, welche nicht Gegenstand der Zollstundung sind, auch nicht Gegenstand der Zollsicherheitsleistung sein können. Es ist ferner unzweifelhaft, daß Gegenstände, welche nicht Gegenstand der Zollsicherheitsleistung sind, auch nicht Gegenstand der Zollbürgschaft sein können. Es ist aber ebenso unzweifelhaft, daß Gegenstände, welche nicht Gegenstand der Zollbürgschaft sind, auch nicht Gegenstand der Zollhaftung sein können. Es ist ferner unzweifelhaft, daß Gegenstände, welche nicht Gegenstand der Zollhaftung sind, auch nicht Gegenstand der Zollpflicht sein können. Es ist aber ebenso unzweifelhaft, daß Gegenstände, welche nicht Gegenstand der Zollpflicht sind, auch nicht Gegenstand der Zollfreiheit sein können.

Wie gesagt Mittelmeer, ist Baby 1284 Mittelmeer, Mittelmeer ist Baby 1284, ist Mittelmeer, Mittelmeer, Baby 1284 ist Mittelmeer.

Die Gesetzmäßigkeit, nach der Mittelmeer und Baby 1284 sich verbinden, ist nicht schwer zu finden. Mittelmeer ist Baby 1284, Baby 1284 ist Mittelmeer,

die Feile, er ſelbſt aber zog ſich behutſam von dem Eingange zurück und nun ging es an das Hauptwerk. Wilhelm bedurfte nicht langer Zeit, um die Thürangel zu durchfeilen und bald klaffte die Thüre ſo weit auf, daß er ſich durch die Oeffnung durchwinden konnte. „Hier noch etwas für euch“ — rief der Rothe dem Junker zu, während dieſer die Kapelle eben zu betreten im Begriffe ſtand — „ihr könnt euch deßen bedienen auf dem dunkeln Gange zur Gruft, es iſt ein Fichtenſpahn, den Ihr an dem ewigen Lichte vor dem Altare anzünden müßt; dieſe Fackel wird euch ſicher zu eurer Liebſten hingeleiten; aber erſchrecket nur nicht, wenn euch das roſige Geſicht des Fräuleins etwas bleich anſtarrt.“

Wilhelm von Hohenberg ergriff den dargebotenen Fichtenſpahn; ohne irgend eine Störung gelangte er durch die Pforte, leiſe, aber nicht ohne Schauer ſchritt er über die Grabſteine aus uralter Zeit dahin, welche ſich auf dem Boden aneinander reihten, bis zu der Stelle, wo das heilige Licht des Altares ſeinen ſchwachen Schein verbreitete. Des ſonſt ſo unſchuldigen Jünglings Hand, ſeit wenigen Tagen erſt an Frevel gewöhnt, hielt jezt ohne Scheu den Spahn an das geweihte Licht, ſchnell entzündete ſich dieſer und Wilhelm hatte nun eine helleuchtende Fackel zum Grabgewölbe. Wenige Treppen führten ihn zu der Stelle hinab, wo Bertha's noch offener Sarg ſtand. Da lag die Geliebte mit gefalteten Händen; ihr bleiches Haupt ruhte auf einem Kißen von

gelegen haben. Aber, so hat er mir dann noch gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Mittel, Wege zu finden. Ich habe ihn dann gebeten, mir doch wenigstens zu sagen, wie Mittel und Wege sind, damit ich nur wenigstens weiß, was ich zu tun habe. Da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er wird schon wissen, was er zu tun hat. Ich habe mir dann gedacht, wenn er es weiß, dann ist es gut, und habe mich nicht weiter darum gekümmert. Ich habe dann noch gefragt, ob ich ihm nicht etwas Geld geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Geld. Ich habe dann noch gefragt, ob ich ihm nicht etwas Wäsche geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche. Ich habe dann noch gefragt, ob ich ihm nicht etwas Kleider geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Kleider. Ich habe dann noch gefragt, ob ich ihm nicht etwas Schuhe geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Schuhe. Ich habe dann noch gefragt, ob ich ihm nicht etwas Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld. Ich habe dann noch gefragt, ob ich ihm nicht etwas Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege. Ich habe dann noch gefragt, ob ich ihm nicht etwas Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider. Ich habe dann noch gefragt, ob ich ihm nicht etwas Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe. Ich habe dann noch gefragt, ob ich ihm nicht etwas Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche. Ich habe dann noch gefragt, ob ich ihm nicht etwas Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld. Ich habe dann noch gefragt, ob ich ihm nicht etwas Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege. Ich habe dann noch gefragt, ob ich ihm nicht etwas Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider. Ich habe dann noch gefragt, ob ich ihm nicht etwas Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe. Ich habe dann noch gefragt, ob ich ihm nicht etwas Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche. Ich habe dann noch gefragt, ob ich ihm nicht etwas Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld. Ich habe dann noch gefragt, ob ich ihm nicht etwas Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege. Ich habe dann noch gefragt, ob ich ihm nicht etwas Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider. Ich habe dann noch gefragt, ob ich ihm nicht etwas Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe. Ich habe dann noch gefragt, ob ich ihm nicht etwas Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe geben soll, da hat er mir gesagt, ich soll mich nicht darum kümmern, er hat schon Wäsche und Kleider, Schuhe und Geld und Mittel und Wege und Kleider und Schuhe und Wäsche

eine plötzliche Helle den Hofraum der dicht hinter ihm liegenden Burg erfüllte. Der Lichtschein kam von der Kapelle her, und gleich darauf hörte man das Prasseln einer Flamme, die zu allen Seiten derselben hinausschlug. Der Fichtenspan, welchen Wilhelm brennend an dem Altare zurückgelaßen hatte, als er das Fräulein mit beiden Armen umfaßte, war der Bedeckung nahe gekommen, die auf dem Altare lag; plötzlich entzündete die Fackel den zarten Stoff, in wenigen Augenblicken stand der hölzerne Altar in lichten Flammen; von hier zog sich das Feuer zu dem Chorgestühle, ergriff dann die Pforte und so brannte jezt das ganze Kirchlein lichterloh.

Schnell wurden die Bewohner der Burg wach, der Thürmer stieß mit Macht in sein Horn, um die ganze Umgegend zur Hülfe zusammenzurufen. Graf Friedrich von Zollern war einer der Ersten, der von seinem Lager wegeilte — er war selbst einer der Thätigsten, um seine Leute bei der Löschung des Brandes zur äußersten Kraftanstrengung anzutreiben. Mit Mühe gelang es endlich, der Flamme Meister zu werden, aber Altar, Thüre und Alles, was an der Kapelle von Holz erbaut war, wurde ein Raub des Feuers. Gleich einer ausgebrannten Ruine stand das Kirchlein da, und als der Graf von Zollern in das Grabgewölbe hinabeilte, um die Leiche seiner zärtlich geliebten Tochter dem verzehrenden Elemente zu entreißen, bot sich der leere Sarg dem Blicke des vor Schmerz und Staunen außer sich gerathenen

Vaters dar. Auch wurde es nur zu bald klar, daß die Kapelle erbrochen, der Leichnam geraubt und der heilige Ort von denselben Händen angezündet worden sey, welche den Raub in demselben begangen hatten. Eilig bot der Graf alle seine Mannen auf, um nach den Frevlern, die Solches gewagt hatten, zu fahnden; er selbst stellte sich an ihre Spitze, um die Spur der vermeintlichen Räuber zu verfolgen.

Eben war Wilhelm mit seiner geliebten Beute auf jener Stelle in der Nähe der Burg angekommen, wo noch jezt die, der heiligen Jungfrau geweihte, Kapelle steht. Hier ruhte er eine Weile aus, denn seine Kraft wollte versiegen gehen; er blickte zurück und sah die eben verlöschende Flamme im Burghofe, aber weiter schreiten konnte er nicht, denn bereits hatten scharfe Augen den Ruhenden aus der Ferne wahrgenommen. Vergeblich hatte dieser seine Schritte verdoppelt, schon glaubte er, den Händen seiner Verfolger entronnen zu seyn, da sezte eine tiefe Bergschlucht seinem Weiterschreiten ein Ziel und unterdeßen hatten die Nacheilenden ihn auf kürzern Wegen eingeholt. „Steh', frecher Tempelräuber!" — schrie Graf Friedrich von Zollern aus kurzer Entfernung dem Jünglinge entgegen — „und büße deine Schandthat mit dem Leben!" Dieser, die Lüfte schauerlich durchdringende Ruf drang zu des Fräuleins Ohr und erweckte sie aus ihrem Todesschlummer. Sie schlug die Augen auf und rief — als sie sich von Manns-Armen gefaßt sah, mit noch halbohnmächtiger Stimme:

„Maria hilf!“ Und die heilige Jungfrau half auch. Denn eben wollte Wilhelm von Hohenberg, geängstigt durch den Zuruf des alten Grafen von Zollern, sich mit Bertha in den Abgrund stürzen, da hielt der Vater den Arm der Tochter fest und — sie war gerettet. Den Jüngling aber konnte kein rettender Arm mehr zurückhalten; er stürzte hinunter in den Abgrund, wo kein schützender Engel ihn empfing, sondern nur das schallende Gelächter des Verführers, dessen Gewalt er sich überantwortet hatte, heraufhallte. In derselben Stunde fand man Wilhelms Leichnam am Felsen zerschmettert liegen. Bertha aber lag in den Armen ihres Vaters, nicht mehr eine kalte, starre Leiche, sondern wieder belebt, gerettet durch die heilige Mutter Gottes, welche den Vater in eben dem Augenblicke herbeigeführt hatte, wo sie in der Tiefe des Abgrundes einen schrecklichen Tod finden sollte.

An der Stelle, wo dieß Alles geschah, baute Graf Friedrich zum Gedächtniß an die Rettung der geliebten Tochter die Kapelle „Mariahilf,“ deren Namen in unsern Tagen in den von „Mariazell“ umgewandelt wurde; Fräulein Bertha aber weihte von nun an ihr Leben Gott, der ihr dasselbe zweimal geschenkt hatte. Ungeachtet ihr Vater mit aller Macht der Gründe widerstrebte, ließ sie sich nicht zurückhalten, sondern ging hinab ins Thal und nahm den Schleier in dem Klösterlein Maria-Gnadenthal.

Oft stieg sie als Gottgeweihte den Berg hinan — aber nicht um den alternden Vater in seiner Burg

zu begrüßen, sondern sie trat in die neugegründete Kapelle und betete für die Seele des Jünglings, der aus Liebe zu ihr dem Versucher sich hingegeben und ein so schreckliches Ende gefunden hatte. Oft sieht der nächtliche Wanderer um Burg Zollern noch in unsern Tagen in hellen Mondnächten einen Jüngling mit Köcher und Bogen in jener Schlucht wandeln — — es ist der unruhige Geist des jungen Grafen von Hohenberg.

II.

Die Zerstörung von Hohenkrähen.

Wie oft hat Liebe schon betrogen
Durch ihre Unbeständigkeit,
Wie oft, von Todesnacht umwogen,
Welkt ihre Blüthe vor der Zeit;
Wie du auch glaubensvoll begonnen,
Wie auch dein Herz begeistert schlug:
Bald war der schöne Traum zerronnen,
Und abwärts senkte dich der Flug.

Wilh. Wagner.

1.

Hell erglänzte die Maiensonne über den lachenden Gefilden des Höhgau; wie vergoldet leuchteten die Zinnen der zahlreichen Burgen, die sich aus seiner Mitte erheben, die Stimmen fröhlicher Sänger erklangen aus dem Schatten blüthenreicher Bäume und in lieblichen Krümmungen murmelte das Aachflüßchen durch die bunten Wiesen dahin. Unter solcher Pracht und Herrlichkeit eines Maimorgens ritt fröhlich und wohlgemuth der junge Ritter Hugo von Hohenkrähen von seiner Burg herab den wohlbekannten Weg dem Schlößlein Friedingen zu, das ihm von Osten her so anmuthig entgegenwinkte und sein theuerstes Kleinod in seinen Mauern barg. Was

galt ihm alle Pracht und Herrlichkeit der wieder erwachenden Natur, durch die er dahin zog, gegen die Maienluft, die seine jugendliche Brust schwellen machte? Adelheid von Friedingen war es, eine Jungfrau, blühend in den schönsten Jugendreizen, und dabei ausgestattet mit den herrlichsten Gaben des Geistes, deren Bild sein ganzes Herz und seine Gedanken erfüllte. Frühe schon hatte sie ihre Eltern verloren und waltete jezt als alleinige Erbin in dem Besitzthum ihrer Väter. Der Biedersinn und das edle Herz Hugo's hatten unter allen Edlen des Landes, die um ihre Hand warben, ihre Wahl für ihn entschieden, und nur wenige Tage noch sollten verfließen, bis ein unauflösliches Band beide Liebende am Altare auf ewig verbinden würde. Darum maiete es so wonnig in dem Herzen des jungen Ritters, und seine Freude theilte mit ihm sein wackeres Roß, das munter und lustig den Herrn über die blumenreichen Auen dahin trug; besonders aber schien seine Gefühle mit ihm zu empfinden sein getreues Doggenpaar, das ihm auf allen Wegen folgte. munter sprangen sie zu seiner Seite, und ihr freudiges Gebelle zeigte, daß sie den geliebten Herrn wieder zur geliebten Herrinn begleiten durften.

Der Ritter hatte ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt, aus dem Buchenwalde blickte das einsame Bruderhaus hervor, und freudig schlug seine Brust dem Gruße der Geliebten entgegen, die ihrem Erwählten gewöhnlich auf einem weißen Zelter bis hieher entgegen ritt. Aber umsonst harrte er dießmal

eine geraume Weile, umsonst richtete sich sein sehnsuchtsvoller Blick auf das Wäldchen, das zwischen dem Bruderhause und Schloß Friedingen lag und aus deßen Schatten sie sonst, reizend wie die Göttinn der Jagd, das Auge des Geliebten überraschte. Hugo ritt noch eine Strecke weiter, schon umdüsterte sich sein frohes Aussehen, sein Rößlein trabte langsamer und das Doggenpaar lief traurig an seiner Seite. Er lenkte durch das Wäldchen, welches die Burg Friedingen umkränzt; dumpf ertönte der Hufschlag seines Roßes vor der Zugbrücke.

Mit düsterer Miene erschien ein alter Diener an dem Thore, um dem Ritter zu öffnen. „Wo ist Fräulein Adelheid?“ war das erste Wort, das sich aus Hugo's banger Brust preßte. Der Diener schwieg und wandte sich ab, wie um eine Antwort verlegen. „Wo ist das Fräulein?“ — wiederholte der Ritter noch einmal in strengem Tone — „sprich, Alter, oder du sollst meinen Zorn fühlen.“ Mit bebender Stimme gab der Diener dem Ritter die traurige Kunde, daß Fräulein Adelheid sich schon seit zwei Tagen nicht mehr auf dem Schloße befinde. Während der Zeit, daß der Ritter von Hohenkrähen zum lezten Male auf Friedingen eingekehrt wäre, hätte ein fremder Ritter Zugang in die Burg erhalten; Adelheid hätte ihn bei ihrer Umgebung für einen Verwandten ausgegeben, der vor einiger Zeit sein Besitzthum in der Nähe von Friedingen angetreten, allein bald habe es sich gezeigt, daß mehr als ein blos verwandtschaftliches Verhältniß zwischen Beiden obwalte, der fremde Ritter

habe seine Besuche immer häufiger wiederholt, und vorgestern habe das Fräulein mit ihm ihr Schloß verlaßen, um den Aufenthalt, den er sich gewählt, zu besuchen.

Wie niedergedonnert stand Hugo bei dieser schrecklichen Kunde. „Das also ist die Treue, die du mir schwurst, du Falsche?“ — Dieß waren die einzigen Worte, die er mit wutherfülltem Blicke sprach — und plötzlich schwang er sich wieder auf sein Roß zum Heimwege. Kaum sich seiner selbst bewußt vor Wuth und Rachsucht, die jezt sein ganzes Inneres erfüllten, langte er wieder bei dem Bruderhause an. Eben wollte er vorübereilen, denn in seinem Tiefsinne hatte er weder das Haus noch den Waldbruder wahrgenommen, der ihm eben aus seiner Klause entgegen trat. „Halt' an, mein Sohn, und kehre ein Wenig bei mir ein,“ — rief der Bruder unserm Ritter zu, indem er zugleich den Zügel seines Roßes faßte. Nur mit Mühe ließ sich Hugo bewegen, ein Wenig abzusteigen. „Was bedeutet deine düstere Miene, deren ich nie gewöhnt war, so lange ich dich kenne? Sonst bist du immer froh und guter Dinge von diesem Wege heimgekehrt; warum denn heute so niedergeschlagen?“ Hugo schwieg und der Waldbruder erkannte aus seinem grimmigen Blicke, daß er nicht gerne antworte. Nach langem Stillschweigen löste sich endlich des Ritters Mund, sein Auge rollte wild umher und nur gebrochen hörte der Bruder die Worte: „Adelheid, ach, Adelheid ist treulos!“

Jezt war dem Klausner mit Einem Male ein

Räthsel gelöst, deßen Lösung ihn seit zwei Tagen beschäftigt hatte. Seinem gewöhnlichen Geschäfte, dem Kräutersammeln, nachgehend, hatte er sich nämlich vor zwei Tagen bis in den Friedinger Forst vertieft. Zwei Reiter zogen des Weges: der Eine war ein junger Ritter, in dem er einen der fünf Brüder von Klingenberg erkannte, die auf Hohentwiel ihren Sitz hatten, und der seit kurzer Zeit vom Kriege heimgekehrt war; in dem Andern hatte er Adelheid von Friedingen erkannt, obgleich sie durch männliche Kleidung und ein stattliches Barett ihr Frauenbild zu verbergen suchte. „Nun bin ich im Reinen" — sprach der Waldbruder zu Hugo — „und brauche Nichts weiter zu wißen, denn jezt weiß ich mehr als du selber; aber getröste dich, mein Sohn, denn du hast nichts verloren!" sezte er hinzu, nachdem er dem Ritter mitgetheilt hatte, was ihm von Adelheids Entfernung und Untreue bekannt war. „Rache, fürchterliche Rache will ich an Beiden nehmen, dem Buben und der Dirne," schrie Hugo und schwang sich auf sein Roß, ohne weiter auf die Worte des Einsiedlers zu hören. Schon war er mehrere Schritte weggeritten, da sah er zurück, und dicht hinten eilte ihm der Bruder nach. „Ich bitte dich bei Allem, was heilig ist" — rief dieser ihm zu — „höre doch auf mich; mäßige deinen Zorn und laß dich nicht in der Uebereilung zu einer Sünde verleiten. Blicke über dich: dort wohnt Der, dem allein die Rache zusteht — Er wird vergelten. Kehre um mit mir und höre mich zuvor, dann magst du handeln."

Nach längerem Sträuben kehrte Hugo mit dem Waldbruder in die Klause zurück; er band sein Roß an die Pforte und warf sich auf die Moosbank vor der kleinen Wohnung nieder. Der Waldbruder nahm neben ihm Platz und begann seine Rede folgendermaßen:

2.

„Achtzig Jahre ist die Zeit meiner Pilgerschaft auf Erden. Ich habe während dieser langen Dauer der Erfahrungen viele gemacht, habe das Menschenleben in allen seinen Gestaltungen beobachtet, seine frohe, wie seine ernste Seite kennen gelernt. Darum maßte ich mir das Recht an, dich, den Jüngling voll Jugendfeuer, von einem übereilten Schritte zurückzuhalten, darum wage ich es, einige Worte der Ermahnung und Besänftigung an dein Herz zu legen. Mein Sohn, die schönste Zeit meines Lebens ist für mich dahin gegangen wie ein lieblicher Traum, deßen Ende ein schmerzliches Erwachen war, denn ich fand, daß er eitel war und Nichts für mein besseres Ich zurückließ. Ich hatte die Menschheit mit Jugendlust umfaßt, Alles schien mir gleichgesinnt, ich wähnte, gute Herzen an ein gutes Herz zu schließen, aber ich fand mich am Ende fürchterlich getäuscht. Ich fand Sclavenseelen, die nur an ihren Erdenplunder gekettet waren, die nur Freundschaft heuchelten aus Eigennutz, fand Menschen, die, in Kriecherei und Knechtsinn niedergebückt, ihr Leben dahin bringen wie das Vieh, anstatt Haupt und Herz aufwärts zu richten zum

Reiche der ewigen Freiheit: mit Einem Worte, ich fand Sclaven, die es gerne waren. „Lebe wohl, du verächtliche Menschheit, unter der nur so wenige ihre hohe Bestimmung recht erkennen, lebe wohl" — sprach ich und zog mich aus ihren Stürmen in die Einsamkeit zurück. Blick' auf, mein Sohn, — jener steile Fels, der vor uns liegt, auf dem sich die Krähenburg erhebt, jezt dein Eigenthum, er gehörte einst meinen Ahnen, dort ward ich geboren. Lange Zeit hatte ich die Burg verlaßen, um die Welt zu sehen, auf sie kehrte ich wieder zurück, auf ihr wollte ich hinfort bleiben, ohne die Menschheit wieder zu sehen. Wie der Adler, wenn er von seinem Felsenhorste herabschaut, so sah ich auf das niedrige Treiben der Menschlein unter mir: von hier sah ich sie in ihrer wahren Größe. Aber ich durfte mich nicht begnügen mit den bereits gemachten Erfahrungen: ich sollte die Menschheit ganz kennen lernen, ich sollte erbittert werden gegen sie. Bisher hatte ich nur Männer gesucht und nicht gefunden: das andere Geschlecht war noch nicht Gegenstand meiner Aufmerksamkeit geworden.

Mehrere Jahre hatte ich schon auf meiner Felsenburg ungestört zugebracht, da geschah es eines Tages, daß Ritter Wolf von Homburg, ein Waffengenoße meines verstorbenen Vaters, auf dem Wege gen Hohenstoffeln, in Begleitung seiner wunderholden Tochter, auf meiner Burg einsprach. Sie verweilten, meinem Wunsche gemäß, einige Tage bei mir. Schon bei ihrer Ankunft hatte der Anblick des reizenden Fräuleins

einen wunderbaren Eindruck auf mein Herz gemacht, noch liebenswürdiger aber erschien sie mir durch ihren Umgang; ich fühlte mich in inniger Liebe zu ihr hingezogen. Daß auch sie mir nicht abhold war, zeigten mir ihre Blicke, daß sie sogar Liebe zu mir fühle, erkannte ich aus ihrer Bitte an den Vater, noch länger auf Burg Krähen zu verweilen. Ich wagte es, um ihre Hand zu werben, der Vater versagte sie mir nicht; nach ihrer Rückkunft von Hohenstoffeln sollte sie auf ewig mit mir verbunden werden. Ich selbst begleitete meine Braut nach Hohenstoffeln und kehrte voll Wonne nach meiner Burg zurück. Ich wähnte, ein Wesen gefunden zu haben, deßen Liebe mich wieder mit der Welt aussöhnen könnte, eine frohe Zukunft stellte sich meinen Blicken dar; aber nur zu bald sollte ein schreckliches Erwachen mich aus meinen süßen Träumen emporreißen.

Kaum waren acht Tage verfloßen, so erhielt ich von Ritter Wolf die Kunde, daß seine Tochter ihren Entschluß schnell geändert habe: ihn, den Vater, möchte ich es nicht entgelten laßen. Das Nähere erfuhr ich auch bald: ein Anderer, den sie nach mir sah, hatte ihr beßer gefallen. Mußte ich also auch dieses Geschlecht kennen und, kaum gekannt, tief verachten lernen? „Lebe wohl, Alles, was Weib heißt, ich bin quitt mit dir," — so dachte ich jezt in meinem namenlosen Schmerze; ich verkaufte alle meine Habe, baute diese Waldklause und lebe nun seitdem in meiner Einsamkeit abgeschieden und zufrieden. Mein Sohn, du hast nun die lezte meiner

Lebenserfahrungen vernommen. Untreue eines Weibes hat mich hieher geführt, Untreue eines Weibes wollte dich zur Sünde verleiten. Lerne aus meiner Geſchichte, was jene vielgerühmte Treue iſt; Treue, ſo lange kein Beſſerer da iſt; kommt ein Anderer, ein Schönerer, ein Reicherer, dann heißt es gleich: „fahre hin mein altes Lieb!“ Sie werden nicht wider Willen entführt, nein, ſie laßen ſich gerne entführen. Und weil Adelheid von Friedingen dir die gelobte Treue brach und mit ihrem neuen Lieblinge davonging, wollteſt du um dieſer Unwürdigen willen mit deinem Nebenbuhler dich meßen und dein edles Blut verſpritzen? du wollteſt dann die Wiedergewonnene auf deine Burg zurückführen? Die ſtolze Burg würde ſich ſchämen, eine ſolche Pflichtvergeßene in ihren alten, ehrwürdigen Mauern beherbergen zu müßen. Vergiß alſo auch du der Ungetreuen, aber anſtatt ihr zu zürnen, bedaure ſie vielmehr und laß' auch deinen Groll gegen den fahren, in deßen Arme ſie ſich warf. Glaube mir, einſt wird der Tag kommen, wo er ſeine Schuld ſelbſt erkennen und bereuen wird. Laß deine Rache nicht über ihm walten, ſondern verſenke Alles, was bisher geſchah, in Vergeßenheit: die Rache deßen, der über uns wohnet, wird nicht ausbleiben und mit dir ſelbſt wird es beßer werden.“

Während der Klausner ſo ſprach, wurde Hugo's Gemüth ſichtbar ruhiger, die eben vernommene Erzählung hatte ihm zu erkennen gegeben, daß er nicht der einzige Betrogene wäre, ſondern daß es Jedem, der auf Weibertreue und Mädchenſchwüre baue, eben

so gehen könne. „Ich will euch in Allem folgen, ehrwürdiger Vater," entgegnete er dem Waldbruder, „aber vergeßen die Ungetreue, wie wäre das mir möglich?" „Das sollst du, das mußt du, wenn deine Ruhe dir lieb ist," — sprach der Alte — „wohl weiß ich, wie hart es ist, das Bild Derjenigen aus dem Herzen zu verbannen, die man so lange und so tief darin getragen. Auch mir ist es eben so gegangen: wenn gleich nicht so lange, so hab' ich doch eben so innig geliebt, wie du; mein Herz blutete, als ich meine Ungetreue vergeßen mußte; auch das deinige wird noch lange bluten, aber es muß seyn. Du bist ein Mann, handle männlich. Wenn Stunden kommen, wo Adelheids Bild sich deiner Seele wieder aufdrängen will, so rufe dir die Stunde ins Andenken zurück, wo du ihre Untreue erfuhrst, stelle sie dir dar in den Armen eines Andern: gewiß, dann wird es minder schmerzlich für dich seyn, dieses Bild wieder aus dir zu verdrängen. Mag auch dein Leben, mein Sohn, dir einige Zeit freudelos erscheinen; du hast ja ein ruhiges Gewißen, und wer dieses hat, für den hat das Leben seine Reize noch nicht verloren. Siehe mich, ich bin einsam und allein, ohne Gefärthin bin ich durch das Leben gewallt und stehe bald an dem Ziele meiner Tage. Mein Leben war einsam, aber nicht freudelos; die Natur war meine Freude und sie wird es bleiben bis zu meinem lezten Hauche. Die Freude und Wonne der Liebe wird so oft getrübt, die Freude an der Natur nie; die Wonnen der Liebe vergehen, die Wonne aus der Natur kehret immer

neu wieder. Die soll jezt deine Freude sein, die wird deine Wunde heilen, wenn keine Menschenhand es vermag. Und wer kann diese Wonne der Natur besser genießen, als du auf deiner Felsenhöhe, von welcher herab du die Herrlichkeit und Pracht der Natur mit Einem Blicke überschaust. Aber, mein Sohn, wenn auch dieß Alles nicht wäre, du bist nicht nur ein Mann, der in reineren und edleren Genüßen seinen Trost suchen soll, du bist Christ, der sich getrösten soll, wenn auch Nichts mehr auf Erden ihn tröstet, du hast den Trost unserer heiligen Religion; sie war auch mein höchster Trost in allen trüben Stunden. Wohl bist du ein Rittersmann, wohl stehest du noch in Jahren, wo man geistliches Wesen und Treiben gerne uns Einsamen überläßt; nichts desto weniger wende dich um zu dem, der da spricht: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen!"

Während dieser Reden des Klausners, war es allmählig Abend geworden; kühler wehte schon die Luft, die zuvor so schwül und heiß gedrückt hatte, das stolze Twiel und die steile Krähenburg blickten in ihrer Riesengröße auf die niedere Wohnung herüber. Hugo versprach feierlich, den Worten des Waldbruders in Allem zu folgen, schwang sich auf sein Roß und ritt etwas beruhigter seiner Heimath zu. Aber mit der ersten Stunde, nachdem er seine Burg wieder betreten hatte, schien sein ganzes Wesen durchaus verändert; der sonst heitere und lebensfrohe Jüngling

schien auf einmal ein gereifter Mann; er, der zuvor für den leutseligsten Burgherrn des Höhgau gehalten ward, war auf einmal ernst und wortkarg geworden. So sehr Hugo vor seinen Burgleuten und Dienern diese Umwandlung seines Wesens zu verbergen suchte, es war zu sichtbar, daß eine wichtige Veränderung mit ihm vorgegangen sey, und bald blieb auch die wahre Ursache davon seinen Umgebungen kein Geheimniß mehr. Was der Klausner im Walde vorhergesagt, was Hugo selbst geahnet hatte, das war an ihm in Erfüllung gegangen; er fühlte sich in den ersten Tagen höchst unglücklich, denn er wähnte sich so einsam und verlaßen, obgleich so viele redlich meinende Seelen ihn umgaben. Wie konnten ihm auch alle, noch so treu schlagenden, Herzen seiner Untergebenen ein Ersatz seyn für das nagende Gefühl, daß Ein Herz, das ihm Alles gewesen war, nicht mehr für ihn schlage? So brütete er manche Stunde hin in seinem stillen Schmerze, er zog sich zurück in das abgelegenste Gemach der Burg und lebte die meiste Zeit des Tages entfernt von den Seinigen. Lange schritt er nicht zu dem Troste, auf den der Klausner ihn hingewiesen, endlich bezwang er sich selbst, und bestieg einmal wieder die Felsenplatte, die inmitten der Burg aufsteigt, von welcher herab das Auge mit Einem Blicke die ganze Herrlichkeit der Umgegend übersieht. Es war ein Abend des zu Ende gehenden Maimondes.

Schon lange hatte Hugo dieses Anblickes entbehrt; heute sollte dieser Genuß ihm Alles werden, nachdem schon lange Nichts mehr der Art einen Reiz für ihn

gehabt hatte. Ein köstlicher Anblick eröffnete sich ihm; unter ihm lag das Thal, wie ein Teppich ausgebreitet, der mit allen Farben durchwirkt ist; in lieblicher Krümmung schlang sich die Aach durch die bunten Felder und Wiesen, um sich nach kurzem Laufe mit dem Bodensee zu vereinigen. Weiter schweifte das Auge bis zu den blauen Fluthen des Zellersees, in deßen Mitte, einem schwimmenden Garten gleich, die Reichenau emporsteigt und der nur durch die stolze Stadt des Constantius von der großen Wassermaße geschieden wird. Herrlich wurde die blaue Fläche von den riesigen Berghäuptern des Schweizerlandes mit ihren eisigen Kuppen bekränzt. Auf allen diesen Herrlichkeiten glänzten nur noch die lezten Strahlen der untergehenden Sonne; allmählig wurde der Spiegel des Sees matter, die Gebirge verdunkelten sich und immer ferner zog sich das glänzende Tagesgestirn von Süden nach Abend gegen den dreizackigen Berg Hohenstoffeln. Zum lezten Male brachen sich die Strahlen an der Felsenburg Twiel, in einen magischen Feuerglanz gehüllt stand sie vor Hugo's Blicken da. Wie ein wiedergenesender Kranker, der sich nach langer Entbehrung wieder einem erquickenden Genuße hingibt, und durch Dazwischentreten eines unerfreulichen Gegenstandes mitten aus seinem Genuße herausgerißen wird: so Ritter Hugo, als er die Burg Hohentwiel in ihrem Glanze erblickte; er schauderte zusammen und verfiel in seinen vorigen Trübsinn, denn in jenen Mauern wohnte ja seine Ungetreue.

Die Sonne verschwand jezt hinter der Stoffelnburg; Hugo kehrte wieder in sein einsames Gemach und in seinen vorigen Trübsinn zurück. Er suchte jezt den andern Trost auf, zu dem ihn der ehrwürdige Waldbruder hingewiesen hatte, den Trost, worauf schon seine Abgeschloßenheit von den Seinigen ihn hinleiten mußte. Bisher hatte er nur selten Jemanden den Zutritt zu sich gestattet, nun aber fühlte er mit jedem Tage mehr das Bedürfniß nach Umgang. Der Kaplan seiner Burg war der Erste, den er zu sich auf sein Gemach berief. Es war ein Mann, der nicht zu den gewöhnlichen seines Standes gehörte; das Licht, welches seit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in der Kirche zu leuchten begann und der Geistlichkeit ein deutlicheres Bewußtseyn ihrer Würde und Bestimmung gab, war auch diesem Manne aufgegangen: wie hoch erfreut war er daher, als er sah, daß Hugo auf Ein Mal nach so Manchem forsche, was bisher nie Gegenstand seiner Aufmerksamkeit gewesen war; wie wohlthuend war es auch für den jungen Ritter selbst, als ihm aus dem Munde des frommen Mannes manches lehrreiche Wort zu Theile wurde, das ihn darauf hinwies, wie es etwas Höheres gebe, und daß nur dieses Höhere es sey, worauf der Mensch in allen Lagen des Lebens mit Zuversicht vertrauen könne und müße.

3.

Was die Natur mit allen ihren Reizen kaum an Hugo zu bewirken vermocht hatte, das wirkte in

kurzer Zeit der Umgang mit dieſem ächt religiöſen Manne. Ihm gelang es, ſeinen jungen Herrn für die Umgebungen, von denen er ſich wie ein Menſchenfeind gänzlich zurückgezogen hatte, wieder zugänglich zu machen. Ihm gelang es ſogar, denſelben wieder einmal von ſeiner Felſenburg herabzubringen, von der Hugo, gleich dem Klausner auf dem Bruderhauſe nie wieder herabzukommen beſchloßen hatte.

Es war an einem ſchönen Morgen des Monats Julius, da nahte der Burgkaplan dem Ritter mit den Worten: „Verehrteſter Herr und Gebieter, ſo eben ſendet Eure Muhme, die Frau Priorin des Kloſters St. Wolfgang zu Engen, einen Bruder des dortigen Franziscanerkloſters auf die Burg mit dem Vermelden, daß am geſtrigen Tage der Altar für das Dormitorium ihres Kloſters vollendet worden ſey, an welchem ein berühmter Künſtler dieſes ganze Jahr hindurch gearbeitet hatte. Sie läßt euch ihren herzlichen Gruß entbieten und ladet euch ein, dieß ſchöne Kunſtwerk zu beſehen; es werde euch gewiß nicht gereuen. Zudem habt ihr ja die Frau Priorin, die einzige Verwandte eures Hauſes, ſchon ſo lange nicht mehr heimgeſucht.“ Hugo bezeugte Anfangs, obgleich er ein großer Freund der Kunſt war, wenig Luſt, die Einladung anzunehmen, doch ließ er ſich durch das Zureden ſeines Kaplans bewegen und ging in deßen Geſellſchaft nach Engen. Schon lange hatte das treue Roß ſeinen Herrn nicht mehr getragen, froh und munter trabte es wieder durch die, von gereiften Saatfeldern bekränzte Straße dahin, es war, als ob

es seinen Herrn wieder zu einem neuen Liebchen trüge, und doch galt es nur den Besuch einer ehrsamen Klosterpriorin, Frau Barbara von Homburg. Auch die beiden Doggen fehlten nicht mit ihrer gewohnten Munterkeit. Das mochte freilich dem ehrwürdigen geistlichen Herrn, der neben Hugo ritt, nicht recht behagen, daß seines Herrn Rößlein so gar munter dahintrabte, denn auch das seinige bekam dadurch mehr Muth, und trug seinen Reiter schneller, als ihm behaglich war.

Bald waren sie in der Nähe der Stadt Engen angekommen: schon winkte ihnen gar lieblich von einer Anhöhe herab das Klösterlein der Franziscaner, und gegenüber in geringer Entfernung, das Dominicaner-Frauenkloster St. Wolfgang. „Seht, edler Herr" — begann der Kaplan, — „in dem Klösterlein, das ihr auf jener Anhöhe dort sehet, habe ich manche Stunde meines Lebens zugebracht, ehe ich zu euch berufen wurde. Zwar ist mir jezt wohler auf eurer Felsenburg, aber doch freuet es mich, wenn ich zu Zeiten wieder diesen Ort und seine Bewohner sehe, von denen ich gar manche noch kenne. Und seht, dort gegenüber die Klosterkirche, etwas oberhalb der Stadt, da hauset eure ehrwürdige Frau Muhme mit ihren frommen Schwestern. Seht, welche schöne Lage des Klosters; die Kirche und ihre Diener wußten doch immer gut zu wählen, wenn sie Hütten bauen wollten."

Während der Burgkaplan so redete und Hugo blos den gleichgültigen Zuhörer machte — denn sein Besuch zu Engen gehörte nicht zu dem, was das Ziel

ſeiner Wünſche war — kamen ſie an dem Thore der Stadt an. „Hier, edler Herr“ — ſprach der Kaplan — „wollen wir, ſo es euch gefällt, einen andern Weg einſchlagen, er führt uns längs der Stadtmauer und iſt der nähere zum Kloſter St. Wolfgang. Unſere Pferde wollen wir einſtweilen in der Herberge, zum Felſen genannt, unterbringen.“ Auf einen Ruf des Geiſtlichen erſchien auch alſogleich ein Knecht aus der Herberge, nahm beide Pferde in Empfang und Hugo ſchlug mit ſeinem Begleiter den Fußweg nach dem Kloſter ein. In Kurzem waren ſie daſelbſt angelangt. „Wer ſeyd ihr und zu wem wollt ihr?“ war die erſte Frage, womit Beide von der Pförtnerin empfangen wurden, nachdem ſie das Glöcklein angezogen hatten. „Mich, ehrwürdige Schweſter, werdet ihr noch kennen, ich war ehedem bei den Franziscanern, ſie nannten mich Pater Bernhard, und dieſer junge Ritter hier, den ich begleite, iſt mein gnädiger Herr, Ritter Hugo von Hohenkrähen, deßen Brod ich eße. Er begehrt die Frau Priorin, ſeine Muhme, zu ſprechen und das neue Kunſtwerk auf dem Dormente zu beſchauen.“ Die Pförtnerin ging und erſchien nach wenigen Augenblicken wieder. „Die Frau Priorin“ — meldete ſie — „erwartet ihre werthen Gäſte auf dem Dormitorium, wo das Kunſtwerk zu ſehen iſt.“ Sie wurden eingelaßen und gelangten, nachdem ſie mehrere Treppen geſtiegen, an den Eingang zu dem bezeichneten Orte.

Ein langer, etwas breiter Gang eröffnete ſich vor ihnen. Nur wenige Fenſter beleuchteten ihn und

verwandelten das Tageslicht in ein gewißes Helldunkel. Sie schritten etwa durch die Hälfte des Ganges, in deßen Mitte sich links ein kleiner Nebengang, von einem einzigen Fenster erleuchtet, öffnete: dort stand der Altar und neben demselben die Priorin, ihre beiden Gäste erwartend. „Willkomm, mein werther Vetter“ — rief die ehrwürdige Frau dem Ritter entgegen — „willkomm, Bruder Bernhard! Habt ihr doch auch einmal wieder gewagt, von eurer Burg zu uns Thalbewohnern herabzusteigen?“ Hugo und der Kaplan küßten der Priorin ehrfurchtsvoll die Hand. „Habe ich doch nicht geglaubt, ehrwürdige Frau“ — sprach Hugo — „daß einem Manne der Zutritt zu eurem Kloster gestattet werden würde, da es im Rufe so großer Strenge steht.“ „Das ist wohl wahr“ — erwiederte die Priorin — „indeßen gibt es auch Ausnahmen von der Regel: einem so ehrenwerthen Vetter, der so strenge der Welt, besonders den Weltkindern unsers Geschlechts abgesagt hat und auf seiner Burg ein wahrhaft klösterliches Leben führt, einem solchen den Zutritt zu gestatten, läßt sich wohl verantworten. Nun aber, da euer Besuch, mein wertheſter Vetter, nicht sowohl mir, als vielmehr unserm neuen Altarblatte gilt, so laßt uns dieses beschauen.“ Die Priorin nahm den Ritter bei der Hand und führte ihn zu dem Bilde hin. Schon manches schöne Bild hatte der Ritter in der Nähe und Ferne gesehen, aber so trefflich gearbeitet, wie dieses, waren ihm noch wenige vor Augen gekommen. Die Mitte desselben zeigte drei, mit kunstreicher Hand in Holz geschnizte

Figuren: es war die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde und zu beiden Seiten die Apostel Petrus und Johannes. Hehr und erhaben stand die Gottesgebärerin zwischen den beiden heiligen Männern; ihr Blick voll himmlischer Milde war auf das göttliche Kind gerichtet, das liebend ihren Blick erwiederte. „Nicht wahr, werthester Vetter" — unterbrach die Priorin den in den Anblick des Bildes versunkenen Ritter — „nicht wahr, das ist ein herrliches Bild? Ihr seyd ja ganz in dasselbe verloren, wie würde euch nicht das Original gefallen, das diesem Bilde gesessen, da euch schon das Leblose so sehr in Erstaunen sezt." „Das haben wir wohl nicht vor uns," — sprach halbvernehmbar, zu Hugo gewendet, der Burgkaplan. „Aber" — fuhr die Priorin fort — „seht doch auf die beiden Altarflügel, die nicht mindern Werth als Gemälde haben, denn jenes Bild als Schnizerei." Hugo blickte auf den linken Flügel des Altars; eine Frau im ehrsamen Matronenanzuge kniete betend mit gefalteten Händen auf einem Ruhekißen. „Das ist gewiß das Original jenes herrlichen Muttergottesbildes" — rief der Ritter, nachdem er es scharf betrachtet — „diese hat dem Künstler ihr Bild geliehen." „Ihr habt nahe hingerathen," — versezte die Priorin lächelnd — „aber doch nicht völlig errathen. Wohl sind es einige Züge, aber nicht das Ganze, es sind nur die Züge im veralteten Maaßstabe. Das ist die Stifterin des Altares" — fuhr sie nach einer Pause fort — „und dort, auf dem rechten Flügel knieet der Stifter: es ist der Felsenwirth von hier, Hans Bleibinhaus, ein gar frommer

und mildthätiger Mann, der schon Manches an unser Klösterlein vergabt hat. Seine neueste und kostbarste Gabe ist dieser Altar, den er ganz auf seine Kosten verfertigen ließ. Aber ich denke, wir wollen nicht blos des Klosters Dorment, sondern auch die Kirche beschauen; wer weiß, wie lange es ansteht, bis uns wieder einmal euer werther Besuch zu Theil wird."

Hugo folgte, wiewohl ungerne, seiner Führerin, denn lieber hätte er noch ganze Stunden im Anblicke des herrlichen Madonnabildes zugebracht. Sie gingen wieder zurück über das Dorment. Am Ende des Ganges befand sich die Thüre, welche zum Chor der Kirche führte, deßen großer Raum bewies, daß der heilige Dominicus eine nicht unbedeutende Zahl frommer Schwestern in diesem Klösterlein ernähre. Von dem Chore stiegen sie hinab in die Sacristey. Hier zeigte die Priorin dem Ritter eine Menge prächtiger Meßgewänder und viele andere heilige Geräthe, unter denen manches den Namen des erwähnten Stifters trug. Von der Sacristey traten sie nun in die eigentliche Kirche. Eine tiefe Stille herrschte in derselben, denn es war gerade keine Stunde, wo die Nonnen sich zur Andacht versammelten. Mit leisen Tritten näherten sie sich dem Hochaltare: das Altarblatt war von geringem Werthe, denn es stammte noch aus den ersten Anfängen des Klosters; Hugo schenkte daher diesem nur geringe Aufmerksamkeit und wandte sich ab, um die übrigen Altäre zu besichtigen. Da erblickte er an den Stufen des Altares zur Linken, auf den er eben zuschreiten wollte, eine weibliche Gestalt in knieender

Stellung, ein ſchwarzes Gewand umhüllte ihren ſchlanken Körper, über ihr dunkelbraunes Haar hing ein Schleier, der das holde Antlitz nur wenig bedeckte, denn ſie hatte ihn zurückgeſchlagen, da ſie ſich von Niemanden bemerkt wähnte. Alles um ſich her vergeßend, hatte ſie ihren Blick unverwandt auf das Bild des Gekreuzigten gerichtet, das auf dem Altare ſtand, Worte frommer Andacht entquollen leiſe ihren Lippen, ihr ſeelenvolles Auge ſprach aus, was ſich in ihrem innerſten Herzen bewegte. Wie feſt gebannt blieb Hugo ſtehen, ſeine Blicke waren einzig und allein auf das Frauenbild vor dem Altare gerichtet. „Kennet ihr jezt“ — unterbrach die Priorin endlich den Ritter in ſeinem ſtarren Nachdenken — „kennet ihr jezt das Original unſers Altarbildes?“ Ziemlich vernehmbar hatte die Priorin dieſe Worte geſprochen: die fromme Beterin blickte auf, ſie erſchrack Anfangs, als ſie fremde Leute neben dem Hochaltare erblickte, ſchnell ſchlug ſie den Schleier wieder um ſich und war im Nu verſchwunden. „Dießmal, ehrwürdige Frau,“ — ſprach Hugo — „dießmal hätte eure Frage etwas ſpäter kommen können, ihr habt eine fromme Beterin in ihrer Andacht geſtört.“ „Und“ — fiel die Priorin ein — „einen andächtigen Junggeſellen um den Gegenſtand ſeiner Andacht gebracht, einen Menſchenfeind, der den Weltkindern unſers Geſchlechtes ewige Fehde angekündigt.“ „Ihr beliebet zu ſcherzen, Ehrwürdige“ — verſezte Hugo — „befriediget lieber meine Neugier.“ „Seht,“ erwiederte die Priorin, „das war die Tochter beſagten Felſenwirthes, ein unſchul-

diges und liebes Kind, erst 17 Jahre alt. Sie kennt noch wenig die Welt; ihr einziger Gang, wenn sie das Haus verläßt, ist hieher in unser Kloster, denn sie ist gar frommen Sinnes und zwar nicht nur so obenhin, sondern es ist Herzenssache bei ihr. Schon oft hat sie den Wunsch gegen mich ausgesprochen, den Schleier zu nehmen, und einmal war es nahe daran, aber der Wille ihres Vaters, der sonst ein guter Mann ist, war dagegen, denn es ist seine einzige Tochter, und da vermag es sein Herz nicht, sie von sich zu lassen." „Das hat er weislich bedacht" bemerkte der Kaplan dazwischen. „Um nun doch unserm Klösterlein" — fuhr die Priorin fort — „einen Ersatz für das zu geben, was schon so gut als in unsern Händen war, stiftete er den kunstreichen Altar mit dem Ebenbilde seines Kindes. Aber nicht wahr, lieber Vetter, das hat der Künstler wohl getroffen?" „Nur zu sehr," erwiederte Hugo, „muß ich euern Worten beipflichten, meine Ehrwürdigste, aber wer ist denn der Verfertiger jenes Altarbildes?" „Es ist ein Wälscher, der seine Heimath verlassen, und nun gen Nürnberg ziehen will, um unsern großen Meister in der Malerkunst, Herrn Albrecht Dürer, zu besuchen. Schon geraume Zeit hat er hier verweilt, denn er hat viel zu arbeiten und ist wohl gelitten, besonders im Hause des Felsenwirths, wo er seine Herberge erwählt hat." „Aber, ehrwürdige Frau," — unterbrach der Kaplan die Priorin — „verzeihet, es will Abend werden, wir müssen hier fort; die Hauptsache haben wir ja gesehen, und unser Weg nach

Burg Krähen ist der weiteste." Die Priorin bat ihre Gäste, zuvor wenigstens noch eine Erfrischung im Kloster anzunehmen, der Kaplan aber dankte für Alles, mit der Bemerkung, daß sie doch noch einiges beim Felsenwirthe verzehren müßten, denn gar umsonst könnte er ihnen die Pferde doch nicht einstellen. „Wenn freilich das ist," — versetzte die Priorin lächelnd — „so will ich euch nicht länger aufhalten, dort gibt es ohnehin bessere Unterhaltung als hier in unserem Klösterlein: es scheint mir überhaupt, Pater Bernhard, ihr seyd noch wohl bekannt in Engen, daß ihr gerade den Felsen zur Herberge gewählt, wo der Gast am besten zehrt und nicht hinzusitzen braucht wie ein Verlaßener." Während dieses Gespräches waren sie zur Kirchenthüre getreten, welche auf die Straße hinausführt, Hugo und der Kaplan dankten für die freundliche Aufnahme, die sie gefunden und verabschiedeten sich. „Lebt wohl, und vergeßt nicht unser Klösterlein" — sprach die Priorin noch beim Abschiede — „und ihr besonders, liebwerthester Vetter, nehmet euch in Acht vor einem blauen Augenpaare, auf daß ihr es nicht zu spät mit Schmerz bereuen müßtet."

4.

Die beiden Gäste verließen das Kloster und standen bald vor der Herberge zum Felsen. „Willkommen Herr Ritter," — rief der Wirth, Hans Bleibimhaus, den Kommenden entgegen — „willkommen, Vater Bernhard: es ist schon manches Jahr, daß wir einander nicht mehr gesehen haben. Euern Herrn

Vater kannte ich beſſer, der hat aber auch öfters bei mir eingeſprochen, er ritt nie nach Krähen zurück, ohne ſein Krüglein bei mir zu leeren. Aber, was ihr für ein ſtattlicher Herr geworden ſeyd; damals waret ihr noch ein kleiner Junge. Eure Pferde ſind gut beſorgt worden und haben ſich vielleicht baß erlabt denn die Herrn ſelbſt. Was kann man auch in einem Frauenkloſter viel und Gutes erwarten? man geht durſtig hinein und durſtig heraus; aber bei mir findet man Labung, ich habe ſo eben ein friſches Faß alten Meersburger angeſtochen." Nach dieſem leutſeligen Empfange führte Hans Bleibimhaus ſeine Gäſte hinein in die Trinkſtube.

„Kätchen," — rief er, während er in die Stube trat — „Wein her, und zwar vom Beſten, wir haben werthe Gäſte. Sieh da den Pater Bernhard, der hat dir, ſo lange er noch bei den Franziscanern war, manches Helglein geſchenkt." Kätchen kam auf den Ruf des Vaters aus der nahen Kammer heraus, ſie neigte ſich ſittſam vor den Gäſten, nahete dem Burgkaplan und küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand mit den Worten: „willkommen, ehrwürdiger Vater, in unſerm Hauſe, ſchon lange habt ihr euch nicht mehr ſehen laſſen; doch heute, däucht mir, ſind wir uns begegnet im Klöſterlein St. Wolfgang." „Ja," — unterbrach der Kaplan die Rede des Mädchens — „da habe ich dich geſehen, liebe Tochter, aber du haſt ja gethan, wie wenn du alte Bekannte nicht mehr kennen wollteſt, denn du biſt im Nu davon gegangen." „Verzeihet," erwiederte Kätchen mit lieblicher Stimme,

verzeihet, ehrwürdiger Vater, gerne hätte ich euch angeredet, aber ihr waret nicht allein: vor eurem Kleide fürchtete ich mich nicht, wohl aber vor dem Herrn dort im Eisengewande;" mit diesen Worten blickte sie verlegen auf den Ritter. „Geh' jetzt, kannst nachher plaudern mit Vater Bernhard" — unterbrach sie der Vater — „und hole uns zuvor Etwas für unsern durstigen Gaumen." Im Nu war Kätchen verschwunden und nach wenigen Augenblicken stand ein Krug Meersburger auf dem Tische; Kätchen verließ denselben und setzte sich in der entferntesten Ecke der Stube an ihre gewohnte Arbeit, den Spinnrocken; die Gäste aber nahmen ihren Platz am Tische.

„Nun erst, meine werthen Herrn" — begann der Wirth — „nun erst gilt der Willkomm" und hob den mächtigen Humpen in die Höhe. Hell erklangen die dicken Römer und wie das köstlichste Oel rann goldgelb der geistige Meersburger durch die schmachtenden Kehlen, denn schon seit Mittag hatten Ritter Hugo und sein Kaplan keinen Tropfen mehr getrunken. Oft wurde das Krüglein gefüllt und Kätchen mußte manchmal die Spindel in den Rocken stecken und zu neuer Füllung in den Keller hinabsteigen. Der Wein verfehlte bei allen Dreien seine Wirkung nicht, selbst Hugo wurde wieder ganz der Frohe und Heitere, wie in frühern Tagen. „Wo ist aber, Herr Wirth" — fragte der Kaplan — „Frau Martha, eure liebe Hausfrau?" „Die ist ärgerlicher Weise gerade heute im Garten vor der Stadt, sprach Hans Bleibimhaus; es ist dieß ihr Lieblingsgeschäft, aber sie wird in

Bälde nach Hauſe kommen." „Einſtweilen wollen wir Eins trinken auf ihr Wohl," bemerkte der Kaplan und faßte den Humpen. „Es lebe Frau Martha, die wackere Hausfrau," ertönte es wie aus Einer Kehle und blitzesſchnell waren die Humpen geleert. Der Wirth ſchenkte wieder voll, froh vor ſich hinlächelnd, daß ſeiner lieben Hausfrau die verdiente Ehre wiederfahren war. „Aber," begann der Kaplan von Neuem, „eure Hausehre haben wir leben laſſen, ich meine" — „ja" — unterbrach ihn Hugo, — „auch Andere dürfen wir nicht vergeſſen, und mich däucht, Herr Wirth, euer holdes Töchterlein hat heute das meiſte Verdienſt um uns, denn ſie iſt es, die uns unſere Labung gebracht, auch ſie ſoll leben." Aufs neue erklangen die Humpen auf Kätchens Wohl. Das ſah und hörte das Mädchen in ihrer Ecke wohl, und beſonders dem Ritter entging es nicht, wie ſie über und über feuerroth wurde. Auch ſchnellte ſie aus lauter Verlegenheit die Spindel ſo kräftig, daß der Faden riß und die Spindel weit in die Stube hineinflog. Das machte ſie noch mehr erröthend, während die Tiſchgeſellſchaft ſich an dieſem kleinen Unfalle ergötzte. „Aber Eines fehlt uns noch zu unſerm Frohſinn," — bemerkte der Kaplan — „und wo dieß Eine fehlt, iſt das Ganze nicht vollkommen: ſchaut, gnädiger Herr, dort oben an der Wand hängt ein Saitenſpiel, wie wärs, wenn ihr das auch einmal wieder verſuchtet? und gewiß, Herr Wirth, iſt eure Tochter auch der Zither hold und ſingt uns ein Liedchen dazu." „So ein wenig klimpert ſie," — erwiederte Hans

Bleibimhaus — „und ihre Stimme, sagen die Leute, soll eben nicht die schlechteste seyn.“ Während dessen hatte Hugo das Instrument von der Wand genommen, spielte und sang:

Lied.

Wie er im Glase blinket,
Der königliche Wein:
Drum, Freunde auf und schenket
Uns recht bis oben ein.

Es lindert alle Schmerzen
Dieß gold'ne Rebenblut
Und schafft betrübten Herzen
Von Neuem frohen Muth.

Sitz' ich beim kühlen Weine
So frisch und fröhlich da,
Dann denk' ich: wär nur Eine,
Die treu mich liebte, nah.

Doch Jene, die ich meine,
Die bleibt mir ewig fern,
Drum sitz' ich auch alleine
Bei meinem Becher gern.

Und singe frohe Lieder
Und trinke manchmal aus,
Und kehr' ich endlich wieder
Mit frohem Sinn nach Haus.

„So ists recht, gnädiger Herr,“ — rief der Wirth zum Felsen, — „daß ich euch auch wieder einmal fröhlich und wohlgemuth sehe, es thut mir eigentlich recht wohl im Herzen; nun soll mein Kätchen auch noch an unserer Freude Theil nehmen.

Komm her, Mädchen, und laß dich auch hören; diesen Herrn zu Ehren begleite uns mit deiner Stimme.“ Schüchtern setzte sich Kätchen an den Tisch und sang einige heitere Weisen mit. „Aber jetzt, Herr Ritter“ — sprach der Kaplan, nachdem mehrere Lieder beendigt waren — „jetzt müßen wir aufbrechen, so wohl uns auch Wein und Gesang behagen, sonst kommen wir erst in später Nacht nach Hohenkrähen.“ „Ihr werdet doch, fiel der Felsenwirth ein, erst meine Martha abwarten, um auch sie zu begrüßen; daß die aber auch gerade heute so lange ausbleiben muß, ganz gegen ihre Gewohnheit.“ Viel lieblicher ertönte dem Ritter das einladende Wort des Wirthes, als seines Kaplans Mahnung zum Aufbruche; noch war er selbst nicht mit sich einig, ob der Weingeist auf einmal eine so gänzliche Aenderung seines Wesens hervorgebracht habe, oder ob seine liebenswürdige Nachbarin, die indeßen neben ihm ihren Platz genommen hatte, die Ursache seiner heitern Stimmung war. Doch dießmal mußte das Wort des geistlichen Herrn gelten; man leerte noch einmal die Humpen auf das allgemeine Wohl, das aber in Hugo's Herzen nur Einem Gegenstande galt, und stand dann auf zum Abschiede, so sehr auch der Wirth widerstrebte. „Nun, wenn es denn durchaus seyn muß,“ sprach dieser, „so muß ich mich eben darein fügen, aber ich hoffe bald wieder auf einen längern Besuch.“ Das Versprechen wurde gegeben, und nun rief Hans Bleibimhaus seiner Tochter, um die Scheidenden bis über die Treppe des Hauses zu begleiten. Schnell befolgte Kätchen des

Vaters Befehl, sie stellte die Kunkel bei Seite und folgte den Gästen bis zur Hausthüre. „Lebet wohl ehrwürdiger Vater," — sprach sie mit lieblicher Stimme zum Kaplan, während sie mit der Linken die Thüre öffnete und mit der Rechten die Hand des geistlichen Herrn ergriff, die sie ehrerbietig küßte — „kommet wohl an auf Hohenkrähen und sprechet bald wieder bei uns ein." „Gilt das Wort auch mir, holde Jungfrau?" fiel der Ritter hastig ein, „darf auch ich bald wieder zu euch kommen?" Dieß sprechend, faßte er Kätchens Hand, drückte sie voll Innbrunst, und blickte forschend in ihr blaues Augenpaar. „Wie ihr doch fragen möget, Herr Ritter! steht nicht die Herberge zum Felsen jedem rechtlichen Gaste offen? warum sollte euer Besuch uns nicht werth seyn, um so mehr, da ihr euch so trefflich auf Saitenspiel und Gesang verstehet." „Ihr beschämt mich, meine Wertheste, meine Kunst ist nicht viel, aber ich liebe sie sehr und hoffe, sie in eurer Gesellschaft wieder oft zu üben, denn auch ihr seyd derselben hold, und darum wird sie mir in Zukunft noch unendlich werther seyn." Während Hugo so sprach, hatte er Kätchens Hand in der seinigen gehalten, ohne daß das Mädchen Miene machte, sie zurückzuziehen.

Indessen hatte der Knecht des Hauses die Pferde vorgeführt, der Kaplan saß schon im Sattel, während Hugo noch so vieles mit Kätchen zu sprechen hatte und doch nicht zum Sprechen kommen konnte, denn seine Augen ruheten unverwandt auf ihrem Engelsblicke. Erst durch das freudige Stampfen

ſeines Roſſes, das ihn zum Abſchiede mahnte, wurde die ſtille Scene geſtört. „Darf ich das Gaſtrecht wagen, werthe Jungfrau?“ ſprach Hugo jezt mit halbvernehmbarer Stimme zu Kätchen. Sie ſchwieg, aber er las die Antwort in ihren liebevollen Augen; beſcheiden bückte er ſich zu ihr nieder, ein Kuß brannte auf ihren korallenrothen Lippen und Kätchen widerſtrebte nicht, doch wurde ſie roth vor holder Schaam im ganzen Geſichte. „Das war das erſte Mal in meinem Leben, Herr Ritter,“ liſpelte das Mädchen mit etwas verlegener Stimme. „Ihr werdet euch doch nicht beleidigt fühlen meine Wertheſte?“ — ſprach Hugo — „ich weiß, was ich gebe und wem ich es gebe.“ „Wie möget ihr nur ſo ſprechen, Herr Ritter; ſo war es nicht gemeint; und ich weiß ja wohl,“ — ſezte ſie lächelnd hinzu — „daß die Sänger gerne ihren Sold ſich ſelbſt nehmen und ihn auch verdienen.“ „Ach,“ — tönte, während Kätchen noch ſprach, des Felſenwirths Stimme vom Fenſter herab — „bei euch Herrn heißt es auch: früh geſattelt und ſpät geritten; in der Zeit hätten wir noch Eins trinken können; jedoch Nichts für ungut, meine Herrn!“ Kätchen hörte des Vaters Stimme; „lebet wohl, Vater Bernhard!“ rief ſie eilig und reichte ihre Linke dem Kaplan, während ſie mit der Rechten Hugo's heißen Händedruck erwiederte und ſich ihm ſanft entwand, „Gott möge mit euch ſein, ihr werthen Gäſte: kehrt bald wieder, und auch ihr, Herr Ritter!“ Mit Nachdruck ſprach ſie die lezten Worte und ihr Auge begegnete Hugo's liebeglühendem Blicke. „Lebet wohl, holde Jungfrau“

rief Hugo; noch einmal drückte er feurig Kätchens Hand und schwang sich auf sein Roß, während diese in das Haus zurückging. „Viel Glück auf den Weg," rief noch einmal der Felsenwirth: Der Ritter erwiederte seinen Gruß, aber weit wohler that es ihm, als er noch einmal Kätchens Blicke begegnete, die ans Fenster getreten war, um den scheidenden Gästen nachzusehen. Mit freudeglänzendem Auge winkte Hugo der lieblichen Jungfrau noch einmal ein Lebewohl zu und es wurde erwiedert durch ein freundliches Kopfnicken. Hierauf gab Hugo seinem Roße die Sporen und schnell waren die beiden Reiter durch den Thorweg verschwunden.

5.

Schon ziemlich weit war die Nacht hereingebrochen, als Ritter Hugo mit seinem Kaplane am Fuße des Krähenberges ankam. Das war dem geistlichen Herrn gar lieb, daß es jezt Berg auf ging, denn bisher war er nur wenig zu ruhigem Athem gekommen: so sehr hatte des Ritters Roß dem seinigen durch muthigen Lauf zugesprochen. Wohler war es dem Ritter von Hohenkrähen; sein freudiger Muth war gleich dem Laufe seines feurigen Roßes. Bald antworteten seine beiden Doggen dem Rüdengebelle auf der Burg und froh empfingen die noch wachen Dienstleute ihren lieben Herrn. Das war das erste Mal nach langer Zeit, daß Hugo mit froher Stimmung sich dem Schlafe in die Arme warf. Ein süßer Schlummer empfing ihn wieder, wie in den Tagen

seiner früheren, glücklichen Jugendzeit, und der Traumgott führte ihm wieder liebliche Bilder vor die Seele, während er seit lange nur Schreckengestalten zu erblicken gewohnt war.

Er schlief ein und da däuchte ihm, als wandle er an einer zarten Jungfrau Hand durch eine mit Blumen geschmückte Au, hell erklang die Stimm der Vögel auf den blüthenreichen Bäumen und milde Frühlingslüfte umfächelten die Beiden, wie sie in traulichem Gespräche und süßem Kosen dahinwallten. Der Weg führte sie auf eine liebliche Anhöhe, von der aus man Wiesen und Auen, von der Sonne bestrahlt, in noch größerer Herrlichkeit erblickte. „Hier ist gut sein" sprachen sie zu einander „was wollen wir an diesem himmlischschönen Orte dem Himmel geloben?" Kaum war das Wort ihren Lippen entflohen, als sich mitten aus der blumigen Anhöhe ein hohes Kreuz erhob, an welchem das Bild des sterbenden Erlösers hing. „Das ist das Herrlichste, das ist das Schönste" — sprach Hugo zu seiner Begleiterin — „komm', laß uns anbeten, in vereinter Andacht den am Kreuze, der uns und der ganzen Menschheit Alles geworden ist." Anbetend knieten sie am Stamme des Kreuzes nieder und ihre Herzen weilten bei Dem, der das Heil der Sünder ward. „Ein Gott, Eine Liebe!" tönte es wie Gesang von den Lippen der betenden Jungfrau und Hugo erwachte aus dem wonnigen Traume; „Ein Gott, Eine Liebe" hallte es wieder im Herzen des Erwachenden. Von Neuem sank Hugo in die Arme des Schlafes, aber dießmal

Ich bin Ihnen, Herr Professor, für Ihre Antwort sehr dankbar. Sie haben mir sehr geholfen. Ich habe noch eine Frage. Wie lange dauert das Studium der Medizin? Ich habe gehört, es dauert sehr lange. Ich möchte wissen, ob es stimmt. Ich weiß, daß Sie es nicht wissen können, aber vielleicht können Sie mir sagen, wie lange es ungefähr dauert. Ich möchte es gern wissen. Ich habe gehört, daß es sehr lange dauert. Ich weiß nicht, ob es stimmt. Ich möchte es gern wissen

Kanal? Ja! Aber wo ist der Kanal, der ihn mit der Mittelsee und der Ruppiner See, die wichtigsten Binnenseen Brandenburgs, verbindet? Wo ist der Kanal, der die Elbe mit der Oder verbindet? Wo ist der Kanal, der die Oder mit der Weichsel verbindet? Wo ist der Kanal, der die Weichsel mit der Memel verbindet? Wo ist der Kanal, der die Memel mit dem Pregel verbindet? Wo ist der Kanal, der den Pregel mit dem Frischen Haff verbindet? Wo ist der Kanal, der das Frische Haff mit dem Kurischen Haff verbindet? Wo ist der Kanal, der das Kurische Haff mit dem Memeldelta verbindet? Wo ist der Kanal, der das Memeldelta mit dem Kurischen Haff verbindet? Wo ist der Kanal, der das Kurische Haff mit dem Pregel verbindet? Wo ist der Kanal, der den Pregel mit der Memel verbindet? Wo ist der Kanal, der die Memel mit der Weichsel verbindet? Wo ist der Kanal, der die Weichsel mit der Oder verbindet? Wo ist der Kanal, der die Oder mit der Elbe verbindet? Wo ist der Kanal, der die Ruppiner See mit der Mittelsee verbindet? Wo ist der Kanal, der die Mittelsee mit dem Tegeler See verbindet? Wo ist der Kanal, der den Tegeler See mit dem Schlachtensee verbindet? Wo ist der Kanal, der den Schlachtensee mit dem Teltowkanal verbindet? Wo ist der Kanal, der den Teltowkanal mit der Spree verbindet? Wo ist der Kanal, der die Spree mit der Oder verbindet? Wo ist der Kanal, der die Oder mit der Elbe verbindet? Wo ist der Kanal, der die Elbe mit der Weichsel verbindet? Wo ist der Kanal, der die Weichsel mit der Memel verbindet? Wo ist der Kanal, der die Memel mit dem Pregel verbindet? Wo ist der Kanal, der den Pregel mit dem Frischen Haff verbindet? Wo ist der Kanal, der das Frische Haff mit dem Kurischen Haff verbindet? Wo ist der Kanal, der das Kurische Haff mit dem Memeldelta verbindet? Wo ist der Kanal, der das Memeldelta mit dem Kurischen Haff verbindet? Wo ist der Kanal, der das Kurische Haff mit dem Pregel verbindet? Wo ist der Kanal, der den Pregel mit der Memel verbindet? Wo ist der Kanal, der die Memel mit der Weichsel verbindet? Wo ist der Kanal, der die Weichsel

Bibliothek in zwei Bänden. Viele verstehen sie nicht, weil sie nicht wissen, daß sie Bücher sind, und weil sie nicht wissen, daß sie Bücher sind, wissen sie nicht, daß sie Bücher sind, weil sie nicht wissen, daß sie Bücher sind, weil sie nicht wissen, daß sie Bücher sind, weil sie nicht wissen

ſie wollte ihre Eltern recht bald mit einem hübſchen Stücke Leinwand erfreuen. Hugo ſezte ſich neben Kätchen in den Lehnſtuhl, den der Felſenwirth als ein altes Familienerbſtück immer in Ehren gehalten hatte und der dem Ritter nach der Mühe des Weges immer der liebſte Ruheplatz war; er nahm auch dießmal, wie gewöhnlich, die Zither von der Wand und ſpielte, während Kätchen, ohne ſich in ihrem Geſchäfte ſtören zu laßen, ſeinen Geſang mit ihrer lieblichen Stimme begleitete:

„Was frag' ich nach der ganzen Welt,
Bin ja von freiem Blut;
Iſt Eine nur, die mir gefällt,
Mir immer hold und gut.
Sie iſt mir hold, ſie iſt mir gut,
Drum hab' ich immer frohen Muth.

Wenn Sie mir ſanft in's Auge blickt,
Wird mir ums Herz ſo wohl;
Ich weiß, von lauter Wonn' entzückt,
Nicht was ich ſprechen ſoll:
Ich blick' auch ihr in's Aug' hinein
Und ſage ſtill, wie treu ichs meyn.

Werd' ich mich dieſes Glückes freu'n
Stets ungetrübt von Schmerz,
Dann will ich ganz treu-eigen weih'n
Nur Ihr allein mein Herz;
Denn, bleibt ſie treu und eigen mir,
So bleib' auch ich treu-eigen ihr."

Als Hugo geendet, wiederholte er noch einmal die beiden lezten Zeilen des Liedes und blickte dabei forſchend in Kätchens blaues Auge. „Was bedeutet

dieſer Blick?" fragte Kätchen mit zärtlicher Stimme. „Kätchen, geliebtes Mädchen" — erwiederte Hugo, und ein tiefer Seufzer preßte ſich aus ſeiner Bruſt — „ich bin von Einer im Leben ſchrecklich getäuſcht worden, ach, wenn" — — hier hielt er ſtille und verhüllte ſein Geſicht, um das Gefühl des Schmerzens zu verbergen, der ſich in Thränen Luft machen wollte. Kätchen konnte ſeine Worte leicht verſtehen, hatte er ihr ja doch ſchon längſt erzählt, wie ihm Treue mit Untreue gelohnt worden war, war doch Kätchen in manchen Stunden, wo ſein Schmerz wieder kehren wollte, ſeine Tröſterin geweſen, und zwar eine recht mitleidige Tröſterin, deren Mitleid innige Schweſterliebe und zulezt mehr als Schweſterliebe geworden war. Allein, anſtatt eine Antwort zu geben, verſtummte Kätchen und verſank in ein ſtilles Nachdenken. „Kätchen" — fuhr Hugo fort — „ich will deutlich ſprechen; willſt du mir das erſetzen, was ich verloren habe, willſt du mir mehr werden, als die treuloſe Verlorene, wollteſt du beßere Treue halten, als jene, deren Namen ich nur mit Schmerz und Kummer auszuſprechen vermag?" Kätchen ſchwieg noch immer. „Mädchen," wiederholte Hugo noch einmal mit nachdrücklicher Stimme, „ich frage dich bei Allem, was heilig iſt, wird das Gefühl meines Herzens, das ich ſeit jener Zeit dir weihete, wo ich an der ganzen Welt verzweifeln mußte, wird dieſes Gefühl von dir ſo erwiedert, daß es mich zu beglücken fähig iſt? willſt du die Meinige werden?" „Ich will, theuerſter Hugo," tönte es entſchieden und vernehmlich aus Kätchens

Munde, „wenn es Gottes, wenn es der Wille meiner geliebten Eltern iſt, denen ich kindlichen Gehorſam ſchuldig bin.“ Während ſie dieſes ſprach, ergriff ſie Hugo's Hand und drückte ſie voll zärtlicher Inbrunſt an ihr Herz. „Treue will ich dir halten, Treue bis zum lezten Hauche, rief Hugo im Gefühle der höchſten Wonne, aber, iſt dein Wort auch vor Gott geſprochen, meine Geliebte?“ „Es iſt vor Gott geſprochen,“ erwiederte Kätchen voll Bedeutung. „Nun, ſo will ich nimmermehr von dir laßen“ — ſprach Hugo jezt, indem er ſein Haupt an ihre Bruſt ſenkte — „bei Dem, der über uns waltet und huldvoll auf Treuliebende herabſieht, ſey es geſchworen zu dieſer Stunde. Aber, Kätchen, bei dem Ewigen, der über den Sternen thronet, bei ihm ſey es auch geſchworen: wenn ich wieder getäuſcht würde, wenn auch du dein Wort je brechen ſollteſt,“ — — hier hielt er inne und ſank, ſchmerzerfüllt, in ſeinen Stuhl zurück. „Hugo“ ſagte das Mädchen, die bisher ſeine Rechte noch immer in der ihrigen gehalten hatte, in zärtlichem Tone, Hugo, dieß zum Pfande meiner ewigen Treue!“ Bei dieſen Worten reichte ſie ihm eine Locke von ihrem dunkelbraunen Haare, die ſie ſchon ſeit einiger Zeit in ihrem Buſen verwahrt hatte; Hugo nahm das Geſchenk mit vor Wonne bebender Hand und verbarg es, gleich einem Heiligthume, in ſeinem Buſen. „Dank dir für dieſes Unterpfand, theures Mädchen,“ — ſprach er mit freudiger Stimme — „hier auf meinem Herzen ſoll es ruhen bis zum lezten Hauche.“ Zu gleicher Zeit zog Hugo eine ſeidene Schnur hervor, woran

ein goldenes Kreuz hing und reichte sie Kätchen mit den Worten dar: „Nimm dieß, meine Geliebte, ich besitze nichts Kostbareres; meine selige Mutter hing es noch um meinen Hals, als sie bei meiner Geburt ihr Leben endete; seit jener verhängnißvollen Stunde ist es nicht von meinem Herzen gekommen. Du bist die Würdige, die es jezt tragen mag; so lange ich es an dir erblicke, soll es mir ein Beweis deiner Treue seyn.“ Ein Kuß von liebeglühenden Lippen war der Dank, den Kätchen aussprach und von Stund' an trug sie das Kreuz an ihrem Halse.

Schon leuchtete die abendliche Sonne durch die gemalten Fensterscheiben der Herberge zum Felsen, und noch waren die beiden Liebenden in ihrem traulichen Gespräche nicht zu Ende gekommen. „Jezt muß ich von dannen, liebes Kätchen“ — erinnerte Hugo — „es will Abend werden. Doch zuvor noch ein wichtiges Wort. Du bestimmtest mir Tag und Stunde, wann ich bei deinen Eltern um deine Hand werben solle, aber“ — sezte er bedeutungsvoll hinzu — „da gilt es ein ernstes Wort; darf ich dann auf ein freudiges, auf ein festes Wort bauen für Leben und Sterben?“ „Was soll diese Frage, Hugo? diese hätte ich nie, und jezt am allerwenigsten erwartet,“ versezte Kätchen befremdet und reichte dem Ritter, anstatt wie sonst ihr rosiges Mündlein, nur die Hand zum Abschiede. Hugo ging und begegnete noch außen an der Thüre dem rüstig die Treppe heraufsteigenden Felsenwirthe. Ohne sich weiter aufhalten zu laßen, schwang er sich auf das Roß und ritt seiner Burg zu.

6.

Wie ganz anders war dem Ritter auf ſeinem Heimritte dießmal zu Muthe! Sonſt war er fröhlich und heiter: heute empfingen ihn ſeine Diener mehr verſtimmt als wohlgelaunt. Mochte dieß die Folge des minder zärtlichen Abſchiedes von Kätchen oder Wirkung des entſcheidenden Geſpräches ſeyn, das er mit ſeiner Geliebten geführt hatte, wir laſſen das unentſchieden. Vielleicht war es die bange Ahnung, die mit einem Male Raum in Hugo's Herz gewann, die Ahnung nämlich, daß ſein bisher geträumtes Glück, wenn es darauf ankommen würde, daß es in Wirklichkeit geſezt werden ſollte, wohl eben ſo leicht wieder, wie das erſte Mal, in Nebel zerrinnen könnte.

Mehrere Tage brachte Hugo in dieſer Stimmung zu, da ließ er wieder ſein Rößlein ſatteln und ritt den wohlbekannten Weg gen Engen. Ach! er ahnete nicht, daß dieſer Tag ihm Gewißheit, traurige Gewißheit geben ſollte. Auch dießmal fand er Kätchen allein zu Hauſe, aber nicht froh und wohlgemuth, wie ſonſt, ging ſie ihm entgegen, kaum erwiederte ſie ſeinen liebevollen Gruß und wagte es nicht, ihre Augen aufzuſchlagen, denn ſie ſuchte es zu verbergen, daß in dieſer kurzen Zwiſchenzeit manche Thräne ihrem Auge entfloßen war. „Was iſt dir, geliebtes Kätchen?“ fragte Hugo, indem er ihr ſanft über die Stirne fuhr und bekümmert in ihre rothgeweinten Augen blickte, „was iſt dir, mein Mädchen? ich bitte dich, meine Gute, vertraue mir Alles an, hat dir Jemand ein Leides zugefügt, ich will es ihm“ — hier faßte er den

Griff seines Schwerdtes, — „ich will es ihm schwer vergelten.“ „Ach“ — seufzte Kätchen, — „das ist es nicht,“ — während sie aber dieses sprach, brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen hervor und sie verhüllte ihr Gesicht an Hugo's Busen. Lange versuchte Hugo vergebens, ihr die Ursache ihrer Thränen zu entlocken, endlich richtete sie sich empor, und aus gepreßter Brust kamen die Worte: „ach, Hugo, meine Eltern sind unserer Liebe, unserer Verbindung entgegen.“ „Es ist nicht möglich!“ — rief Hugo — „wenigstens deine Mutter nicht.“ „Gerade diese am meisten;“ erwiederte Kätchen in schmerzlichem Tone. Auf Hugo's Bitte erzählte sie nun, was in der Zwischenzeit, seit er nicht mehr im Hause gewesen war, sich ereignet hatte. Als nämlich Hugo an jenem Abende weggegangen war, bemerkte der Vater das goldene Kreuzchen, welches Kätchen von Hugo als Unterpfand seiner Liebe geschenkt bekommen hatte. Sie verhehlte es ihm auf seine Frage nicht, von wem sie es erhalten. Nach kurzem Forschen hatte Hans Bleibimhaus das ganze Geständniß von der Liebe seiner Tochter heraus, denn Kätchen hatte bis diesen Tag nie Etwas vor ihren Eltern verhehlt. Um seinem lieben Töchterchen nicht allzu wehe zu thun, sprach der Felsenwirth für den Augenblick nicht weiter von der Sache, am andern Morgen erfuhr sie aber aus dem Munde ihrer Mutter, was die Eltern von der Sache urtheilten und was ihr Wille sey; sie erfuhr das Allerschmerzlichste, daß sie nämlich ihrer Liebe zu Ritter Hugo entsagen müße. „Ach“ — unterbrach hier

Hugo Kätchens Rede — „was ist es denn, das unsere Liebe hindert, was steht unserer Verbindung im Wege?“ „Gerade das schmerzt mich, — erwiederte Kätchen, — daß ich die Ursache davon nicht erfahren konnte.“ Hugo sezte sich wieder an den gewohnten Platz, man sah, wie unruhig es in seinem Innern war; endlich brach er das Stillschweigen, worein ihn sein bedeutendes Nachdenken bisher versezt hatte. „Kätchen, geliebtes Kätchen, darf ich fest bauen auf deine Liebe, auf dein Wort, das du mir vor Gott gegeben hast, auf das Pfand, das ich auf meinem Herzen trage?“ während er dieß sprach, legte er seine Hand auf Kätchens Stirne, wie er gewohnt war, und blickte forschend in ihr blaues Augenpaar. „Hugo, Hugo,“ antwortete Kätchen „meine Liebe, mein Wort, aber bedenke, der Wille meiner Eltern“ — „Ich werbe um dich,“ — unterbrach Hugo ihre Rede — „treu und frei, wie es einem Manne geziemt.“ Kaum hatte er noch das Wort gesprochen, als sich die Thüre öffnete, und herein trat Hans Bleibimhaus an der Hand seiner stattlichen Hausfrau und hinter ihnen eine Gestalt, dieselbe, die Hugo einst im Traume erblickt hatte, wie sie einen tödtlichen Pfeil auf seine Brust abdrückte. Es war Carolo Murillo, der Maler und Schnitzer aus Welschland. Der tückische Italiener-Kopf mit seinen kleinen, blinzenden Aeuglein saß auf einem Rumpfe, an den die Natur eben nicht viele Reize verschwendet hatte. Die ganze widrige Figur wurde noch durch einen kleinen Höcker entstellt, der seine Brust ungewöhnlich hervorhob. „Hier“ — sprach

der Felſenwirth nach dem gewohnten Gruße, indem er ſeinen Gaſt zu Hugo hinführte — „hier, Herr Ritter, habe ich vorzuſtellen den hochberühmten Künſtler aus Welſchland, Herrn Carolo Murillo.“ „Ich kenne den Herrn ſchon“ — unterbrach Hugo die Rede des Wirthes — „aus einem Bilde,“ und wendete ſich dabei weg von dem widrigen Anblicke. „Aber,“ — fuhr er fort, — „heute habe ich ein wichtiges Wort mit euch zu ſprechen, Herr Haus, und möchte dieß gerne allein thun.“ Der Wirth winkte den Uebrigen; Martha und Kätchen, ſowie der Fremde entfernten ſich, der Leztere mit einem teufliſchen Blicke auf Hugo.

„Weiß ſchon, was euch am Herzen liegt, Herr Ritter“ ſprach der Wirth zum Felſen, als die Beiden allein waren — „mein Kätchen wird Mancherlei an euch geredet haben, was euch wohl zuwieder ſeyn mag, aber es bleibt unabänderlich dabei. Wohl weiß ich die Ehre zu ſchätzen, daß ihr meinem Töchterlein hold ſeyd, aber ſie iſt bereits für einen Andern beſtimmt, und der iſt Carolo Murillo, ein weitläufiger Anverwandter von mir aus Wälſchland, derſelbe, den ich euch ſo eben in Perſon vorgeſtellt habe. Er iſt angeſehen bei allen Einwohnern in der Stadt, abſonderlich ob ſeiner lezten Arbeit im Klöſterlein St. Wolfgang; der ſoll, ſo Gott will, mein Eidam werden.“ „Das iſt alſo euer feſter Wille, Herr Felſenwirth? nun, ich will euch nicht im Wege ſtehen, aber das möchte ich euch nur noch fragen: wißt ihr auch, ob euer Kätchen dieſem Manne von Herzen zugethan iſt?“ Das wird ſchon kommen, wenn es auch bis

jezt noch nicht der Fall seyn sollte; wenn sie nur Brod hat, das ist die Hauptsache, und das mag ihr wohl werden bei solch einem kunstfertigen Arbeiter wie Carolo Murillo; es bleibt dabei, mein Kätchen muß wollen, und wenn sie auch nicht wollte, so will es meine Martha und ich; — doch, Nichts für ungut, Herr Ritter wir bleiben deßwegen dennoch gute Freunde." „Das habt ihr gesagt" — rief Hugo, und die Zornader schwoll ihm auf der Stirne — „ich wünsch' euch Glück zu dem neuen Schwiegersohne, aber bereuen sollt ihr noch, daß ihr dem Glücke eines redlichen Mannes in den Weg getreten seyd, eines Mannes, der euch zu ehren suchte; ihr sollt es bereuen, daß ihr eure wackere Tochter zum Opfer euers thörichten Eigensinnes gemacht habt. Nicht wegen ihres Verlustes will ich Rache nehmen, sondern darum, daß ihr zwei Liebende blos deßhalb trennet, um zu zeigen, daß ihr Alles über eure Tochter vermöget und euern Spießbürger-Ansichten treu bleiben wollet. Ihr habt an mir einen aufrichtigen Freund gehabt, ihr hättet einen liebenden Sohn an mir finden können, der das Leben für euch gelaßen hätte; nun aber sind wir quitt. Eure Freundschaft und euer Zutrauen zu erwiedern, will ich euch einladen auf die Burg des Ritters Hugo von Hohenkrähen; merkt euch die steile Felsenburg, wenn ihr gen Constanz oder Schaffhausen ziehet: Ritter Hugo hält gut Gastrecht."

Bedeutungsvoll wurden diese lezten Worte gesprochen und, ohne weiter zu reden, ging Hugo nach der Thüre und die Treppe hinunter, während der

Felsenwirth nachdenklich stehen blieb. Kaum war der Ritter an der Hausthüre angelangt, so hörte er leise seinen Namen hinter sich rufen. Es war Kätchen, die ihm nachfolgte. „Ist das auch Recht, Hugo, so fortzueilen ohne Abschied?“ — dieß sprechend hielt sie ihn zurück mit ihrer Linken, während sie mit der Rechten sanft über seine zornentbrannte Stirne fuhr. „Was ist geschehen, Hugo“ — rief sie forschend — „du bist doch nicht entzweit mit meinem Vater?“ „Entzweit, auf ewig.“ „Auch mit mir, Hugo?“ „Auch mit dir, wenn du dem thörichten Willen deiner Eltern folgst und deine Hand dem Wälschen reichst, ihm, an deßen Körper die Natur schon den Schild der inwendigen Verdorbenheit ausgehängt hat.“ „Von dem Allem weiß ich ja noch gar Nichts.“ „Du wirst es noch zeitig genug erfahren; aber, Kätchen, wenn du folgst, wenn du Das thust, dann hast du mich nie geliebt.“ „Hugo, ist das das Vertrauen, das ich um dich verdient habe?“ „Kätchen, ich entsage deiner Hand, wenn es seyn muß, aber, bei Gott, ich will dich auch in keines andern Mannes Armen sehen, so lange ich athme; wer will mir meine Liebe zu dir aus dem Herzen reißen?“ „Und wer mir die meinige? aber, Hugo, ich bin Tochter und muß meinen Eltern folgen: ihr Wille soll und muß auch der meinige seyn.“ „Also wirst du folgen, Mädchen? auch folgen, wenn sie dich an den Wälschen verhandeln?“ „Ich muß, Hugo, des Kindes Pflicht ist mir die höchste im Leben.“ „Meine Liebe ist dir also Nichts; Nichts das Wort, das du mir vor Gott gegeben, mir treueigen

zu seyn auf ewig?“ „Ich habe dieß Wort vor Gott gegeben, wenn die Erfüllung desselben sein Wille und der Wille meiner Eltern war; aber“ — „So sey denn glücklich in dem süßen Bewußtseyn, die Sclavin eines thörichten Willens gewesen zu seyn.“ „Ich bin es, in dem Bewußtseyn, der kindlichen Pflicht ein, wenn auch hartes, Opfer gebracht zu haben.“ „Sey glücklich in der Liebe eines Andern; aber möchtest du nie bereuen, daß du so an mir gehandelt hast: Du konntest mich retten und hast mich tiefer in die Nacht des Lebens hinabgestoßen. Nicht an Dir will ich mich rächen, sondern an Denen, die dich und deine Liebe hingeopfert haben. Lebe wohl!“ Das waren Hugo's lezte Worte — bald blaß, bald flammenroth wurde sein Gesicht, während er dieß sprach, und wild rollten seine Augen. Hastig schwang er sich auf sein Roß. „Lebe wohl, Hugo“ — rief Kätchen — indem sie des Zornentflammten Rechte noch einmal ergriff und an ihre Brust drückte — „lebe wohl, Hugo, Ein Gott, Eine Liebe!“ „Auf ewig“ — erwiederte Hugo, und drückte seinem Pferde die Sporen in die Seite. Noch lange sah Kätchen dem Scheidenden nach, aber nicht, wie in frohen Tagen. Sie ahnete, daß es das lezte Lebewohl war, das sie dem Ritter in diesem Leben bringe. Traurig kehrte sie endlich zurück in ihr Gemach und ließ ihren Thränen freien Lauf.

Racheerfüllten Herzens verließ Hugo die Stadt Engen; es tobte wieder in seinem Innern, wie in jener Stunde, wo ihn der Klausner des Bruderhauses

von der Racheübung zurückhielt. Mit Schmerz gedachte er jezt der Worte des Waldbruders, die dieser so bedeutungsvoll und doch vergeblich an sein Herz gesprochen hatte, als er ihn, getröstet in seinem Schmerze, wieder verließ. „Zum zweiten Male betrogen von dem elenden Menschengeschlechte, dem er, nach so bitterer Erfahrung, wieder vertraut hatte" — dieser Gedanke erfüllte ihn jezt mit einem unauslöschlichen Grolle und Haße gegen die Menschheit. Der Gedanke, daß er, einer der edelsten Ritter des Höhgau, einem hergelaufenen Wichte nachstehen sollte, steigerte ihn zur Rachsucht, und sein ganzes Dichten und Trachten in den nun folgenden Tagen ging dahin, wie er dieser Rachsucht ein recht genügendes Opfer bringen könne. Bald zeigte sich auch, was Ritter Hugo in seinem Herzen ausgebrütet hatte.

7.

Es war an einem der lezten Octobertage, da saß der Felsenwirth von Engen in seinem Lehnstuhle, neben ihm Frau Martha seine Hausfrau, und in kleiner Entfernung von beiden Kätchen, aber nicht mit froher Miene, wie sonst, ihre Spindel drehend, man sah ihr vielmehr an, daß sie seither nur wenige heitere Stunden zugebracht hatte und an ihren blaßen Wangen, die seither wie Rosen geblüht hatten, war deutlich zu erkennen, daß ein geheimer Kummer an ihrem Herzen nage. Die Thüre wurde geöffnet und herein trat Carolo Murillo, der Wälsche; er grinzte Kätchen einen Gruß zu und sezte sich schmunzelnd

an ihre Seite, man sah aber wohl an des Mädchens Blick und Grußerwiederung, daß Carolo's Besuch kein angenehmer für sie war.

„Nun, was meint ihr, Herr Tochtermann," begann der Felsenwirth, „wollen wir nicht morgen mit einander hinab gen Stein am Rhein? es ist Jahrmarkt dort und ich habe einiges Vieh, das ich gerne verkaufen möchte; Jacob Bonrieder, Hans Ehinger und Georg Kreßling, meine Nachbarn, haben sich auch entschloßen mitzugehen." „Stehe ganz zu Diensten, werthgeschäzter Herr Schwäher," — erwiederte Murillo mit wälscher Freundlichkeit — „ich muß eben für morgen dann den Pinsel bei Seite legen." „Nun, also bleibt's dabei; morgen mit dem Früheſten wollen wir gehen, damit wir zeitig zu Markte sind," sezte Hans Bleibimhaus noch hinzu. „Hans, lieber Hans" — unterbrach den Redenden Frau Martha — „dießmal bin ich nicht ganz einverstanden mit deinem Vorhaben: bleibe doch dießmal vom Markte weg; weißt du denn nicht, daß dich der Weg an der Krähenburg vorbeiführt? Hast du vergeßen, daß Ritter Hugo dich auf einen Besuch eingeladen? Glaube nur, der hat noch nicht vergeßen, was ihm von uns angethan wurde? Bleibe daheim, lieber Hans, ich bitte dich; du kannst ja auf alle andern Märkte in der Umgegend, aber nur heute nicht nach Stein, es ahnet mir nichts Gutes." „Warum nicht gar" — lachte der Felsenwirth — „der auf Hohenkrähen soll mich nicht hindern an meinem Vorhaben, der hat's nicht so ernstlich

gemeint: meine Stiere müßen weg, ſie ſind feiſt und das Futter gegenwärtig theuer." „Ach was, Stiere" — fuhr Martha fort — „an dir liegt mir mehr, als an dem Vieh; es iſt mir lieber, du bleibſt heute mit ihnen zu Hauſe." „Und es bleibt dabei" — fiel Hans haſtig ein — „heute bin ich Meiſter, ein anders Mal folg' ich dir" — mit dieſen Worten ſtand er vom Lehnſtuhle auf und machte zum erſten Male gegen ſeine Frau eine herriſche Miene. „Wem nicht zu rathen iſt, dem iſt auch nicht zu helfen; komme was da will, ich bin unſchuldig, aber du wirſt es noch bereuen, lieber Hans" ſagte Martha in einem Tone voll Ergebung und ſchwieg.

Kaum graute der Morgen, ſo ſtand der Felſenwirth mit ſeinem Schwiegerſohne und ſeinen Nachbarn ſchon auf der Straße, die gegen Stein führt. Freudig blöckte der Trieb wohlgenährter Stiere vor ihnen her und neckte ſich gegenſeitig. Schon hatte die Marktgeſellſchaft das Dorf Mühlhauſen im Rücken; die Sonne war hervorgebrochen und beleuchtete die freundliche Landſchaft; vor Allem aber glänzten die Zinnen von Hohenkrähen, wovon ſie nur noch eine kurze Strecke entfernt waren, in den Strahlen der Morgenſonne. „Das iſt doch eine ſchöne Burg" — ſagte Jacob Bonrieder, und blieb eine Weile betrachtend ſtehen — „ſo ſteil und ſchroff wird man keine mehr finden im ganzen deutſchen Reiche, außer Twiel. Was meint ihr, Herr Nachbar Felſenwirth, da mag's gut wohnen ſeyn und die ganze Gegend ſich herrlich überſchauen laßen." „Deßen gelüſtet mich wenig" —

erwiederte Hans Bleibimhaus — „ich bin kein so großer Freund von Aussichten, ein Paar fette Stiere schaue ich mir lieber an; indeß meine ich, es sollte sich heute etwas machen laßen auf dem Markte; das Wetter macht sich recht hübsch und ist wenig fette Waare auf dem Wege, außer der unsrigen.“ Kaum hatte der Felsenwirth ausgesprochen, so ertönte auf einmal ein lautes Hallorufen, und in wenigen Augenblicken sah sich die Gesellschaft von einem Haufen Gewappneter zu Pferde umringt. Ehe noch an ein Entkommen zu denken war, wurden Hans und Murillo von kräftiger Hand festgehalten und eine wohlbekannte Stimme tönte dem Erstern ins Ohr. „Halt, Felsenwirth!“ — rief Hugo von Hohenkrähen, der jezt mit zurückgeschlagenem Helmsturze vor Hans dastand — „halt, oder du bist des Todes! Auf dich und deinen ehrenwerthen Schwiegersohn haben wir schon seit einigen Tagen gelauert.“ Lachend blickte er bei diesen Worten auf Murillo, den seine Knechte bereits geknebelt hatten. „Von deinen Stieren will ich Nichts, ich wollte nur Wort halten, und dich heimholen zu einem Besuche auf Krähen. „Ihr“ wandte sich Hugo zu den Andern — „mögt ungehindert mit eurem und des Felsenwirthes Vieh hin- und herziehen, und wenn ihr nach Engen kommt, richtet der Frau Wirthin einen Gruß aus und ich wollte ihre beiden Herren gut beherbergen, der Ritter von Hohenkrähen wiße Gastrecht zu halten.“ „Das ist fürwahr eine schlimme Sache,“ sagte Jacob Bonrieder im Weggehen vor sich hin — „Frau Martha wird ein übles Gesicht machen,

wenn wir ſtatt ihres Eheherrn und des Malers nur die Stiere heimbringen."

„O, hätte ich dießmal nur meiner Martha gefolgt, als ſie mich vor dem Krähenberge warnte" — ſo ſeufzte der Felſenwirth und folgte an der Seite ſeines Schwiegerſohns willig und mit gebundenen Händen dem Ritter und deßen Knechten auf die Burg. Der Weg geſchah ihm ſauer, bis ſie endlich die Höhe des Berges erreichten. Dort angekommen, wurde Hans Bleibimhaus in den Theil der Burg gebracht, der ſich gleich einem hohen, viereckigen Thurme über die andern erhebt und ſeinen Rieſenſchatten über die Dörfer Hauſen und Schlatt hinwirft. Durch drei unterirdiſche Gewölbe mußten ſie ſteigen, bis ſie an den Ort ihrer Beſtimmung gelangten. Es war dieß ein kleines Felſenloch, zu dem man faſt auf dem Bauche kriechen mußte, und dem nur eine kleine Oeffnung ſpärliche Helle verlieh. „Hier" — ſprach der Ritter von Krähen zu dem Felſenwirthe — „hier büße dafür, daß du einen wackern Rittersmann verſchmäht, und ihr, Herr Maler, harret hier, bis euer liebes Bräutlein euch zum Altare abholt." Er ſprachs und ließ das Gitter fallen, das die Gefangenen von jedem Aus- und Zugange abſchloß.

Bereits war die Nacht hereingebrochen und immer noch harrte Frau Martha mit ihrem Töchterlein vergebens des abweſenden Hausvaters. „Ach!" ſeufzte ſie, „wenn nur meine Ahnung nicht in Erfüllung gegangen iſt; was meinſt du, Kätchen?" „O, Mutter, laßet euer Sorgen," ſprach das Mädchen, „ihr wißt ja,

daß der Vater ſich unterwegs immer viel aufzuhalten und bei jedem ſeiner Bekannten einzukehren pflegt; zu dem iſt der Weg auch nicht kurz, und gewiß wird es nicht mehr lange anſtehen, ſo kommt er nach Hauſe.“ Sie ſprachen Beide noch mit einander, da klopfte es an der Thüre, und herein trat Jacob Bonrieder mit betrübter Miene. „Was iſt geſchehen? wo iſt mein Mann?“ rief Frau Martha, ohne den Nachbar zum Sprechen kommen zu laßen. „Traurige Botſchaft habe ich euch zu bringen,“ erwiederte Bonrieder, „der Schnapphahn auf Hohenkrähen hat uns überfallen und euern Mann und Schwiegerſohn gefangen auf ſeine Burg geſchleppt: nur eure Stiere bringe ich zurück.“ „Ach, hätteſt du mir gefolgt, Hans!“ — ſchrie Martha und ſank ohnmächtig auf den Stuhl zurück; Händeringen und Jammern war das Einzige, was ſie, nachdem ſie ſich wieder erholt hatte, und was ihre Tochter im Augenblicke der Schreckensnachricht mit ihr thun konnte. „Getröſtet euch“ — unterbrach Jacob Bonrieder die Wehklagenden, „und gebt euch nicht allzuſehr in Verzweiflung hin, euerem Eheherrn wird nichts Böſes wiederfahren; ſoviel ich den Ritter von Krähen kenne, iſt er wohl ein hitziger, aber doch biederer Mann, ſonſt hätte er auch die Ochſen weggenommen und uns Andere nicht ungehindert des Weges ziehen laßen. Zu dem weiß man nicht, daß er ſich grauſam bewieſen hätte. Liebe Frau, laßet uns lieber Rath ſchaffen, wie wir den Euren bald Hilfe bringen. Ihr habt ja einen Schwager am Hofe des Kaiſers; gebt dieſem Kunde von der

Gefangennehmung eures Eheherrn; der mag dann die Sache vortragen, und glaubt nur, es wird euch frommen, denn er ist wohl gelitten bei seinem gnädigsten Herrn und Gebieter. Gerne will ich ein Brieflein schreiben, sorget ihr nur dafür, daß es bald an Ort und Stelle kommt: der Kaiser ist dermalen zu Ulm; in drei Tagen mag der Bote wohl dorten seyn."

Schnell hatte Kätchen Pergament und Tinte herbeigeholt, und Jacob Bonrieder schrieb nun im Namen der Felsenwirthin folgendes Brieflein: „Werthgeschäzter Herr Schwager! Ich bin dermalen in großer Noth, denn mein lieber Eheherr, Hans Bleibimhaus, liegt auf Hohenkrähen gefangen; Ihr vermöget viel bei dem Kaiser Eurem Herrn, darum schaffet schnell Hilfe und befreiet mich alsbald von meinem Kummer. Es grüßt Euch herzlich Eure Leid tragende Schwägerin." Selbstgefällig lächelte Bonrieder, als er das Brieflein, das er geschrieben hatte, anblickte, denn Briefe schreiben war damals noch eine seltene Kunst unter den Laien, Bonrieder aber war in seiner Jugend oft zu den Franziscanern nach Engen gekommen und hatte bei diesen mit vielem Fleiß und Mühe das Schreiben erlernt.

Mit dem Frühesten sandte Frau Martha einen Knecht gen Ulm, und dieser brachte nach wenigen Tagen das Brieflein und die nähere Kunde von des Felsenwirths Gefangennehmung zu deßen Bruder, genannt Lorenz von der Rosen, der des Kaisers Barbier und zugleich lustiger Rath war. Aufs Aeußerste ward Lorenz über diese Nachricht entsezt,

aber er brachte die Zeit nicht mit eitlem Jammern und Klagen hin, sondern dachte ernstlich darüber nach, wie die Sache dem Kaiser auf die zweckmäßigste Art vorzutragen wäre.

8.

Es war an einem trüben Novembermorgen, da saß Kaiser Maximilian der Erste zu Ulm in der Herberge zum schwarzen Ochsen, wo er gewöhnlich zu wohnen pflegte, wann er in diese Stadt kam, denn er liebte dieses Haus besonders, wegen seiner schönen Lage an der Donau. Er wartete eben auf seinen Barbier, der sich sonst um diese Stunde einzufinden pflegte, heute aber ungewöhnlich lange ausblieb. Endlich erschien Lorenz von der Rosen in des Kaisers Zimmer. „Wo bleibst du heute so lange?“ rief Maximilian dem Eintretenden entgegen. „Möge Eure Majestät mir allergnädigst verzeihen,“ erwiederte Lorenz, „ich habe diese Nacht gar wenig geschlafen;“ und nun schickte er sich an, den Kaiser zu rasiren. „Was machst du denn für ein saures Gesicht?“ — wandte sich der Kaiser weiter zu Lorenz, der ihm eben das Barttuch umlegte — „du kommst mir so trübselig vor, wie der heutige Novembermorgen, der mir mit seinem Nebel die ganze Aussicht auf die Donau genommen hat. Sonst warst du immer so froh und lustig, heute aber gefällst du mir gar nicht mit deiner Armensünder-Miene.“

L. Ach, gnädigster Herr und Kaiser, heute ist mir auch gar nicht lächerlich zu Muthe, und ich

glaube, auch Eure Majestät wäre nicht gar zu Lustigkeit gestimmt, wenn ich erzählte, was mir geschehen ist.

M. Geht es denn mich an, was dich so traurig macht?

L. Nicht gerade zunächst Eure Majestät, aber doch mitunter auch.

M. Also doch auch? Ist dir etwa Jemand Liebes gestorben, oder hast du sonst eine böse Nachricht erhalten?

L. Der bösen Nachricht nur allzuviel. Es ist doch gar zu arg, wenn man nicht mehr ruhig seine Straße ziehen kann, wenn ehrliche Bürger unversehens von Schnapphähnen niedergeworfen werden.

M. Wem ist denn solche Unbill widerfahren?

L. Meinem Bruder, dem Felsenwirthe zu Engen im Höhgau.

M. Das sey ferne! Habe ich nicht erst kürzlich ein Gebot ergehen laßen, daß Frieden seyn solle allenthalben im Reiche, und kein Ritter mehr solche Heckenreiterei treibe?

L. Ja, wenn Euer Gebot nur auch gehalten würde; daß dem aber nicht so ist, das hat mein armer Bruder leider erfahren müßen; der Ritter von Hohenkrähen hat ihn meuchlings auf seine Burg geschleppt, so daß sein Weib und Kind sich fast zu Tode grämen.

M. Bei meiner Krone, wenn das Wahrheit ist, das soll schwer geahndet werden und alle Welt soll sehen, daß Maximilian noch Kaiser und Oberhaupt

zu Ende. 2) Er verlegt seine Arbeit, indem er sie ändert. Er ist damit nicht zufrieden, weil er sie nicht ändern kann.

Ein Arbeiter, der sich an der Arbeit gefreut hat, wird sie nicht ändern. Er wird sie nicht verlegen, weil er sie nicht ändern kann. Er wird sie nicht verlegen, weil er sie nicht verlegen kann. Er wird sie nicht verlegen, weil er sie nicht verlegen kann. Er wird sie nicht verlegen, weil er sie nicht verlegen kann.

Ein Arbeiter, der sich an der Arbeit gefreut hat, wird sie nicht ändern. Er wird sie nicht verlegen, weil er sie nicht verlegen kann. Er wird sie nicht verlegen, weil er sie nicht verlegen kann. Er wird sie nicht verlegen, weil er sie nicht verlegen kann.

Ein Arbeiter, der sich an der Arbeit gefreut hat, wird sie nicht ändern. Er wird sie nicht verlegen, weil er sie nicht verlegen kann. Er wird sie nicht verlegen, weil er sie nicht verlegen kann. Er wird sie nicht verlegen, weil er sie nicht verlegen kann.

Ein Arbeiter, der sich an der Arbeit gefreut hat, wird sie nicht ändern. Er wird sie nicht verlegen, weil er sie nicht verlegen kann. Er wird sie nicht verlegen, weil er sie nicht verlegen kann. Er wird sie nicht verlegen, weil er sie nicht verlegen kann.

„Diese Bilder werden wir Ihnen senden in Ihr Haus, wenn Sie uns Ihre Adresse angeben. Wir bitten um Ihre Adresse.“

Ich bin nicht dumm, ich weiß, was das heißt. Ich soll meine Adresse angeben, damit sie mir Bilder schicken können, die ich nicht haben will. Ich schreibe meine Adresse nicht. Ich schreibe: „Ich will keine Bilder. Ich will nicht, daß Sie mir Bilder schicken. Ich will nicht, daß Sie mir Bilder schicken in mein Haus. Ich will keine Bilder.“

Ich bekomme einen Brief, in dem steht, daß ich mich nicht wehren kann, daß ich mich nicht wehren soll, daß ich mich nicht wehren darf, daß ich mich nicht wehren muß, daß ich mich nicht wehren will

unter waren der Scharfmetz und die Sängerin, der Turnträzel, Herzog Sigmund und das Kätterlein. Dazu ſandten die von Augsburg noch zwei andere, die am Laufe 18 Werkſchuhe lang waren, ſowie etliche Büchſenmeiſter zu ihrer Bedienung. Auch die Schweizer erboten ſich zur Hülfe gegen Krähen, denn dieſe Burg, ſo wie Twiel und einige andere waren ihnen immer ein Dorn im Auge geweſen. So gerüſtet, zog Frondsberg um die Mitte des Novembers gegen Hohenkrähen aus. Ritter Hugo hatte bereits vernommen, was ihm bevorſtand, und ſich auf jeden Angriff vorbereitet; auf mehrere Monate hatte er Lebensmittel in ſeine Burg zuſammenbringen laſſen.

Eines Tages, als die Sonne ſich ſchon zum Untergange neigte, ertönte mit einem Male das Horn des Thurmwächters von dem Thore herab und ein Diener trat haſtig in das Wohngemach des Ritters, mit der Nachricht: „daß ein ſtarkes Heer im Anzuge gegen die Burg ſey und ſchon die Straße von Ehingen hinter ſich habe.“ Mehr freudig, als unangenehm überraſcht ſtand Hugo auf und eilte auf die Felſenplatte der Burg. „Das iſt der Frondsberger!“ — rief er kriegsluſtig, als er an der Spitze des herannahenden Heeres einen hohen und ſchlanken Rittersmann erblickte, von deſſen Helm herab drei weiße und zwei rothe Schwungfedern nickten, die bis zur Rückenhälfte herabreichten. „Das iſt Freude und Ruhm für mich, mich mit einem ſolchen wackern Kriegsmanne zu meßen!“ „Das wohl,“ — verſezte der Kaplan, der zu ſeiner Seite ſtand, — „aber,

gnädiger Herr, ſchauet doch auch hinab auf die vielen Helme, die wie ein Feuer das Thal durchſtrahlen; es mag wohl ein ehrenvoller, aber gewiß auch ein harter Strauß werden.“ „Das ſind die Herrn vom Schwabenbunde,“ verſezte Hugo, „ſie haben ſich darum ſo ſchnell verſammelt, weil es galt, einen ihrer Brüder zu befehden. Doch, ſo wahr mir Gott helfe, dieſe Dienſtfertigkeit ſoll Mancher von ihnen mit ſeinem Leben büßen.“ „Herr, welchen von euern Waffenfreunden der Nachbarſchaft ſoll ich beſenden?“ fiel der Burgvogt ein, „etwa den Friedinger, oder den Homberger, oder den von Stoffeln?“ „Ich bedarf keiner fremden Hülfe,“ erwiederte Hugo, „der über uns und mein Fels mögen mich ſchützen, ſorge nur, daß alle meine Mannen ſich zum Kampfe bereit halten, denn es wird wohl bald losgehen. Jene Seite der Burg gegen den Vorhof, die am leichteſten zu beſteigen iſt, laß doppelt beſetzen: nur von dort her, wenn irgendwo, können wir gefährdet werden. Die Bewohner des Vorhofs ſollen ſich ſammt ihrer Habe auf der Burg ſammeln. Speiſung haben wir genug auf Monate hinaus; darum laß das untere und obere Thor ſchließen und durch die Handwerksleute, die wir hier haben, mit Felsſtücken verrammeln.“ Dieſe und andere Befehle ertheilte Hugo dem Burgvogte. Eben wollte er mit den Uebrigen die Felſenplatte verlaßen, als einer der Burgleute eilig herbeigelaufen kam. „Gnädiger Herr,“ rief dieſer, „ein Ritter iſt am untern Thore angelangt; er hat drei Fähnlein Knechte bei ſich und begehrt

Einlaß. Er erklärte, daß er nur vor euch das Visir öffnen wolle, auch seine Leute haben die Feldzeichen verhüllt, sie kommen aber, wie sie sagen, um euch in der euch drohenden Gefahr Hilfe zu leisten." „Deren bedarf und begehre ich von Fremden nicht," erklärte Hugo wiederholt. „Gnädiger Herr," bat der Kaplan, „nehmet an, was man euch bietet, es mag euch wohl frommen; und um unser Aller willen bitte ich, verschmähet die Hilfe nicht." Sie gingen die Felsenplatte hinab, und auf Hugo's Erlaubniß wurde der fremde Ritter eingelaßen. Ein schlanker Rittersmann mit herabgelaßenem Helmsturze erschien vor Hugo; er nahete mit kräftigem Tritte dem Ritter von Krähen, bot ihm die Rechte zum Handschlage und öffnete mit der Linken das Visir „Mein Gott, der Klingenberger!" schrie Hugo, als er die wohlbekannten Züge seines Todfeindes erblickte; „weg aus meinen Augen!" Er zog die schon dargebotene Rechte wieder zurück und wandte sein Gesicht ab, auf dem Flammenröthe und Todesbläße mit einander wechselten.

„Herr Ritter von Krähen," begann Heinrich von Klingenberg in sanftem Tone, „ich war euer Todfeind; jezt bin ich euer Freund in der Noth. Ich habe erfahren und von meiner Burg selbst gesehen, wie ein Heer gegen euch heranziehet, um euch zu verderben: das hat mein Herz ergriffen, und darum habe ich alle meine streitbaren Mannen zu eurer Hilfe versammelt. Verschmähet nicht, was ich euch biete, und laßt mich meine Schuld gegen euch durch das Bewußtseyn büßen, euch in großer Noth geholfen

zu haben. Ich habe euch das, was euch das Theuerſte im Leben war, entrißen, aber, ich darf ſagen, es war nicht allein meine Schuld. Laßt mich nun das Beſte, was ich bieten kann, mein Herzblut, eurem Dienſte weihen." Bei dieſen Worten faßte der Ritter von Klingenberg Hugo's Hand und drückte ſie innig an ſeine Bruſt. „Ritter, Waffengenoße," fuhr er fort, „ich weiß, für euch ſchlägt kein treues Herz mehr unter dem falſchen Geſchlechte, aber hier, in meiner Bruſt, ſchlägt ein treues Freundesherz für euch, bis zum Tode. Könnt ihr mir meine ſchwere Schuld verzeihen? ich habe ſie oft im Innern bitter bereut." Eine lange Pauſe trat ein; unwillkührlich ließ Hugo ſeine Hand in der des Klingenbergers, man ſah, daß ein heftiger Kampf in ſeinem Innern tobte. Das Beſſere gewann den Sieg. „Ich verzeihe dir, Bruder, du biſt es werth; aber ſey mir fortan treuer, als jene Ungetreue, und halte beſſer Wort als die Meineidige!" Beide Freunde hielten ſich lange umarmt. „Ich will Wort halten," ſprach Heinrich von Klingenberg voll Bedeutung, „führ' es zum Leben oder zum Sterben." Mit Wonne in den Blicken ſchauten die Umſtehenden auf das Ritterpaar. „Dank dir, gütiger Gott," ſprach der Kaplan mit gen Himmel gewendetem Blicke, „Dank dir, daß du es ſo wohl gemacht und die Herzen zweier Todfeinde wieder gelenkt haſt wie Waßerbäche; mögeſt du, ſo es deiner Weisheit gefällt, Alles zu einem glücklichen Ende führen."

Der Ritter von Klingenberg begab ſich nun mit

seinen Leuten in das Innere der Burg. „Eine Bitte noch, mein Bruder," sprach er zu Hugo, „die mußt du mir gewähren; ordne du das Nöthige im Innern der Burg an, und laß mich mit meinen und deinen Mannen auf den Mauern unsern Platz nehmen, um hier die Feinde zu empfangen; vertraue mir den Befehl über die Streiter auf den Zinnen." „Es sey so," sprach Hugo, „wem könnte ich ihn auch besser anvertrauen als dir, dem Reuigen und von Gott gesandten Helfer in der Noth."

9.

Noch sprachen die Beiden mit einander, da ertönte mit einem Male ein Trompetenstoß vor dem Thore des Vorhofes. Die Ritter eilten hinaus auf die Warte; ein Herold mit dem kaiserlichen Wappen und Feldzeichen stand vor dem Thore. „An den Ritter von Hohenkrähen geht mein Wort und Auftrag;" begann der Herold seine Rede. „Hier ist er!" rief Hugo von der Warte herab. „Im Namen Seiner Majestät des Kaisers," — fuhr der Herold fort — „läßt euch sein Feldhauptmann, Georg von Frondsberg, mein gnädiger Herr, der am Fuße eurer Burg mit starker Macht steht, entbieten, daß ihr ihm die Thore öffnet und die Gefangenen herausgebt, die ihr wider alles Recht niedergeworfen habt und in Feßeln haltet. Wo ihr aber nicht gehorcht, so wißet, daß Georg von Frondsberg nicht umsonst 8000 Mann hieher geführt, und daß ihr so wenig, als irgend eine andere feindliche Macht, ihm wiederstehen könnet."

„Sage meinen Gruß deinem Feldhauptmann, den ich hoch verehre" — entgegnete Hugo — „und ich wolle die Gefangenen herausgeben gegen ein angemeßenes Löſegeld, aber meine Burg öffne ich Niemanden, und käme ſelbſt Seine Kaiſerliche Majeſtät in eigener Perſon als Feind vor dieſelbe." „Und," — ſezte Heinrich von Klingenberg hinzu — „ſage deinem Herrn, daß wir ihn erwarten vor dieſer Burg und ihn begrüßen wollen, wie es ſolch ehrnwerthem und hochberühmten Feldherrn geziemt." Der Herold wandte ſich und ritt mit dieſem Auftrage zu den Seinigen zurück.

Zwiſchen Hohenkrähen und dem Mägdberge liegt ein eirunder Hügel von ziemlicher Höhe, ganz geeignet, um das ſchwere Geſchütz von dort aus gegen die Burg ſpielen zu laßen. Dieſen Punkt hatte Frondsberg erwählt, um ſeinen Angriffsplan ins Werk zu ſetzen. Eine Schanze wurde auf der Anhöhe aufgeworfen und die Geſchütze dahin gebracht, deren Verderben bringende Schlünde gegen Krähen gerichtet wurden. Es war am 19. November, früh Morgens, noch nicht hatte die Königin des Tages mit ihrer Röthe, der Vorbotin ihrer Ankunft, das Firmament gegen den See hin geſchmückt, als ſchon des Frondsbergers Geſchütz von der Anhöhe gegen die ſteile Krähenburg hinaufdonnerte. Mit heller und kräftiger Stimme ſang die „Sängerin" ihr Tageslied, ſie ward begleitet von dem nicht minder kräftigen Tone des „Kätterleins" und dem erſchütternden Brummbaß des „Herzog Sigmund;" den Chor brüllten der

„Scharfmetz“ mit seinem Gespielen, dem rüstigen „Turnträzel“ und dem übrigen Gefolge. Es war eine furchtbare Musik für die Bewohner der Burg, aber sie blieb nicht unerwiedert. Auch ihre Feldschlangen schwirrten von der Höhe herab und kreuzten verderblich unter dem feindlichen Kriegsvolke auf der Schanze. Ununterbrochen ließ der Frondsberger die Geschütze gegen die Pfisterey der Burg spielen. Diese schüzten ihre feste Wohnung mit aller Kraft; alles Geschütz, das sie hatten, wurde auf den bedrohten Punkt zusammengebracht, aber es frommte nur wenig gegen die Riesenmacht der Feinde.

Als die Sonne in vollem Glanze über dem Gelände des Höhgau stand, war die Pfisterey schon so zerschoßen, daß alles Mehl und der ganze übrige Vorrath, theils zu den Fenstern herausstob, theils vom Feuer verzehrt wurde und die Ritter in der Burg mußten mit Schmerz sehen, wie troz all ihrer Anstrengung dieß Gebäude mit fürchterlichem Krachen zusammenstürzte. Doch, das brach den Muth der Belagerten nicht: hell leuchtete des Klingenbergers Helm in der fürchterlichen Flamme, die aus der zusammengeschoßenen Pfisterey aufschlug, aber noch heller strahlte die Flamme auf seinem Antlitz und dem seiner Mannen, die jezt unverhüllt ihre Feldzeichen zur Schau trugen. Heinrich von Klingenberg verließ mit den Seinen den bisherigen Standpunkt, während Hugo und seine Leute sich mit Löschung der brennenden Gebäude beschäftigten. Heinrich hatte bemerkt, daß Frondsberg seinem Geschütze eine andere

Richtung hatte geben laßen; er zielte nämlich auf die höher gelegene Burg, die gleichsam an den Felsen angeklebt ist, darum stellte sich Heinrich jezt hieher hinter die Ringmauer und ließ seine Feldschlangen durch die Oeffnungen derselben ertönen. Frondsberg antwortete mit noch kräftigerer Stimme, aber dießmal vermochte seine Uebermacht nur wenig, denn, statt bis zu den Mauern, reichten die feindlichen Kugeln bloß bis an die Felsen, auf deren Spitzen jene in die Höhe ragten.

Für jede Kugel, die unten am Berge wieder gefunden und in das Lager gebracht wurde, bezahlte Georg von Frondsberg zwei Batzen — ein nicht unbedeutender Preiß in jener Zeit — und so geschah es, daß manche Kugel zwei bis dreimal abgeschoßen wurde. Je mehr aber Frondsberg von der Burg herab Widerstand fand, desto ununterbrochener war seine Anstrengung. Beinahe zwei Tage lang waren die Geschütze in ununterbrochener Täthigkeit, und auf zehn Meilen in der Runde hörte man ihren Donner. Deßen ungeachtet wollten die auf der Burg noch von keiner Uebergabe wißen. Der feindliche Feldherr verließ daher seinen bisherigen Standpunkt, und ertheilte den Befehl zum Stürmen. Er gewann aber weiter Nichts, als den Vorhof der Veste auf der Seite gegen Mitternacht, da, wo sich in unsern Tagen die Wohnung eines Rebmanns befindet. Von hier aus wandte er sich gegen das erste Thor, der eigentlichen Burg, das er endlich mit ungeheurem Verluste gewann, denn der Klingen-

berger hatte es mit ſeinen Mannen beſezt und zog ſich erſt zurück, als ſein Häuflein bereits bis auf Wenige zuſammengeſchmolzen war; aber indem er dieß that, ſuchte er dem Feinde nur auf andere Art um ſo beſſer beizukommen. Er beſezte nämlich den Haupteingang in die innere Burg mit den ihm noch übrig gebliebenen Leuten, ſo, daß er Mann an Mann auf der Ringmauer längs dem Thore dicht an einander ſtellte, und dieſe mit ihren Schilden eine zweite Mauer, die ſich über der erſten erhob, zu bilden ſchienen. Schon ſeit dem Eindringen der Feinde war man beider Seits von dem groben Geſchütze zu den Handgewehren und Armbrüſten geſchritten; ein ununterbrochener Pfeil = und Kugelregen ergoß ſich von der Mauer herab auf die Belagerer, und ſo oft ſie anzuſtürmen verſuchten, mußten ſie mit großem Verluſte wieder rückwärts weichen.

Während Heinrich von Klingenberg aber auf dem Burgthore ſtritt, beſchäftigte ſich Hugo mit mehreren Handwerksleuten unten an demſelben. Ungeheure Felsblöcke wurden herbeigeſchleppt und die Zugänge verrammelt, ſo daß dem Feinde alle Möglichkeit genommen war, ins Innere einzudringen. Hugo ſelbſt legte bei dieſer Arbeit Hand an, um die Seinigen zur möglichſten Anſtrengung aufzumuntern; daneben blickte er oft aufwärts nach dem Thore, und ſah, wie ſein Waffenbruder ſich ſo wacker wehrte, da mochte er wohl bei ſich denken, daß er den Rechten ſich zum Genoßen erwählt habe. „Freund“ — rief er hinauf — „bald ſind wir hier unten fertig, dann

werde ich an deiner Seite kämpfen, denn fürwahr, es wird ein harter Strauß werden." „Immer noch nicht genug" — erwiederte Heinrich — „aber was meinst du? ich will mit meiner Büchse das Schwarze suchen, das könnte dem ganzen Handel mit Einem Male ein Ende machen; ich sehe bei jedem Anlaufe der Feinde auf unsere Burg drei weiße und zwei rothe Federn: wenn ich nach diesen zielte, gewiß, ich würde den Rechten treffen." „Das ist der Frondsberger, mit den Federn," — rief Hugo — „nach den Federn magst du zielen, aber nicht nach ihm selbst; er ist ein wackerer Ritter, und kein Zweiter, wie er, im Reiche." Kaum hatte Hugo gesprochen, so krachte des Klingenbergers Büchse, und die Kugel riß dem Feldhauptmann Georg von Frondsberg seinen mit fünf Federn gezierten Hut vom Kopfe, ohne ihn selbst nur im Mindesten zu verletzen. „Ich habe dir gefolgt," rief Heinrich von der Mauer herab dem Ritter von Krähen zu, „den Hut hat es ihm genommen." „Jezt," — versezte Hugo — „jezt, mein lieber Genoße, mag es dir um den Kopf gehen; der Frondsberger ist nicht der Mann, der sich von Einem necken läßt." „Sey's darum!" rief Heinrich. Aber — Hugo hatte nicht ohne Grund dieß Wort geredet.

Voll Wuth und Ingrimm, wie bisher noch nie, drang Frondsberg mit bloßem Haupte jezt mit denjenigen seiner Landsknechte vorwärts, in deren Mitte er am gernsten stritt, und die er auch zu diesem Zuge mitgenommen hatte. „Wohlauf, meine Brüder," rief er, „haltet euch tapfer! Ihr habt Stand

gehalten im Venediger Lande, ihr habt nicht erzittert vor Padua; wer wollte ſich fürchten vor dieſem Raubneſte?! Schaffet, daß wir das Krähengeſchmeiß bald ausnehmen!“ Des Feldherrn Worte waren nicht umſonſt geſprochen; ſeine Mannen drangen bis vor das Thor. Deren auf der Mauer wurden immer weniger, und der Klingenberger war nur noch von einem winzigen Häuflein umgeben. „Ergebt euch auf Gnade und Ungnade!“ — rief Frondsberg zu Heinrich hinauf. „Mit Nichten;“ — erwiederte dieſer — „nur über meine Leiche ſollt ihr den Weg in die Burg finden.“ Während er dieß ſprach, lud er ſeine Büchſe ungewöhnlich ſtark; fürchterlich war der Knall, als er ſie abdrückte: das Geſchoß war zerſprungen und hatte ſeinen rechten Arm zerſchmettert. In demſelben Augenblicke traf ein Pfeil, den ein feindlicher Schütze abgeſchnellt hatte, ſeine linke Seite. „Es iſt aus mit uns!“ — rief Heinrich voll Schmerzgefühl ſeinen Genoßen zu — „bringt mich von der Mauer hinab.“ Während des Kampfes war die Nacht hereingebrochen und die Feinde zogen ſich auf den Vorhof zurück.

„Biſt du verſöhnt, mein Bruder?“ — ſprach Heinrich mit matter Stimme zu Hugo, nachdem ſie ihn in das Innere der Burg gebracht hatten. „Nur allzutreu haſt du dein Wort gehalten“ — erwiederte dieſer ſchmerzerfüllt, und verband ſelbſt Heinrichs Wunden, denn es fand ſich kein Sachkundiger unter den Leuten der Burg. „Laß es ſeyn, mein Bruder“ — bat der Klingenberger, und wehrte

Hugo an seiner Beschäftigung — „es war mein lezter, aber mein liebster Kampf, denn ich darf für dich sterben; sieh zu, daß du dich und das wehrlose Volk auf der Burg rettest, so lange es noch Zeit ist. Aber jezt noch eine Bitte, die darfst du mir nicht versagen: laß mich auf meiner Väter Burg bringen; dort will ich ruhen, und laß auf meinen Leichenstein die Worte hauen: „„Er hat seine Schuld gebüßt.““ Heinrich wurde sichtbar matter; die Wunde an seinem Arme hatte sich zu stark verblutet und der Pfeil hatte edle Theile verlezt. „Lebe wohl, Hugo! und sende auch in meinem Namen ein Lebewohl meinen Brüdern und meinem Weibe nach Twiel!“ Das waren Heinrichs lezte Worte; er verschied in Hugos Armen.

Der Ritter von Krähen folgte, wiewohl ungerne dem Rathe seines Waffenbruders. Er sammelte alle seine noch übrig gebliebenen Mannen in der Nacht um sich und berieth sich mit ihnen über die Flucht. Es ward kein anderes Mittel gefunden, als daß sich Alle nach einander an einem Seile über die Mauer hinabließen. Zunächst unter dieser befand sich ein schmaler Pfad; diesen kletterten sie mit Hülfe von Fußeisen hinunter und gelangten so auf die Straße gen Mühlhausen, ohne daß es die feindlichen Wachen im Vorhofe merkten. Dasselbe wollte hinter den Uebrigen auch der Müller der Burg versuchen, aber weil er schweren Leibes war und das Klettern und Steigen nicht genugsam verstand, so glitt er an dem steilen Felsen aus und brach den Hals. Ein Landsknecht

aus dem Lager stieß später auf seinen Leichnam und fand fünfzehn Gulden in seiner Tasche. Auf der Burg war Niemand mehr zurückgeblieben, außer die Wenigen übrig gebliebenen Mannen des Ritters von Klingenberg, die deßen irdische Hülle nach Hohentwiel bringen mußten und deßhalb freien Abzug von dem feindlichen Feldherrn erhielten.

10.

„So muß ich also dich verlaßen, Burg meiner Väter!“ seufzte Hugo, als er mit seinen Leuten unferne Mühlhausen stand und auf sein Schloß zurückblickte. „Wohin nun mich wenden?“ Alle seine Umgebungen hatten so viel aus der Burg mitgenommen, daß ihr Unterhalt ziemlich lange gesichert war; Hugo allein hatte daran nicht gedacht. Alle die Andern hatten Hände zum Arbeiten; Hugo verstand nur das Schwerdt zu führen. „Lebet wohl, ihr, die ich unglücklich gemacht, ihr seyd gleichwohl glücklicher als ich; lebe wohl, Haus meiner Väter, nie werde ich in deiner Gruft ruhen, ich Unglückseligster, den du je unter deinem Dache ernährtest.“ Schmerzvoll verhüllte er sein Gesicht, wandte sich weg aus der Mitte der Flüchtigen und stürzte hinaus in die öde Nacht.

Kaum graute der nächste Morgen, so erschienen die Feinde wieder vor den Thoren der Burg, aber Niemand zeigte sich dießmal mehr auf der Ringmauer. Endlich kamen zwei Männer. „Die Burg ist euer,“ — riefen sie den Belagerern zu, — „ihr könnt sie

ungeſtört in Beſitz nehmen; aber ſendet zuvor Leute, die das Thor von den Felsblöcken befreien, denn unſer ſind zu Wenige für dieſe Arbeit.“ Sogleich ſtiegen auf Frondsbergs Befehl einige Landsknechte auf Leitern die Mauer hinauf und ſchafften ganz ungehindert die Felsblöcke, womit die Belagerten die Zugänge verrammelt hatten, hinweg, denn außer wenigen Mannen, die im Hofraum um einen Leichnam herumſtanden, war nirgends eine menſchliche Seele zu ſehen. „Ei, Schade, daß die Krähen uns ausgeflogen ſind!“ rief Frondsberg, als er mit den Seinigen durch das Thor zog und die verödete Burg ſah. „Aber dieſer da hat uns manchen braven Mann genommen“ — ſezte er hinzu, als man Heinrichs Leiche auf einer Tragbahre vorübertrug. „Laßt ſie ungehindert ziehen,“ befahl er ſeinen Leuten, „er verdient ein ritterlich Begräbniß, denn er hat ſich als wackerer Ritter gehalten.“

Man zog nun in das Innere der Burg. Das Erſte, was Frondsberg verfügte, war, daß er die Gefangenen aufſuchen ließ. Nur mit Mühe konnte man dieſen Ort finden. Todtengeſtalten ähnlich ſahen die Gefangenen, denn ſeit vierzehn Tagen ihrer Haft war ihnen nur Waßer und Brod gereicht worden und während der dreitägigen Belagerung hatten ſie auch deßen entbehren müßen. Wie froh war Hans Bleibimhaus, der Felſenwirth, als ſich das Fallgitter des Felſenloches erhob, und ihm ſamt ſeinem Gefärthen Erlöſung angekündigt wurde. „Wie mag ſich meine Martha freuen!“ — ſprach er beim Heraustreten —

„aber meine Geſtalt mag ihr wohl nicht zum Beſten gefallen“ ſezte er hinzu, indem er mit betrübter Miene ſeinen eingefallenen Leib betrachtete. „Aber ich will mich fürchterlich rächen an dem Schnapphahn von Krähen!“ knirſchte Murillo der Maler, als er ſich wieder unter freiem Himmel befand. „Das mag euch ſchwer werden“ — bemerkte Einer der Umſtehenden — „ſo ſchwer als uns, denn das ganze Neſt iſt ausgeflogen.“ „Sey's drum“ — erwiederte Murillo, — „er entgeht mir ſicher nicht, und ſollt ich ihn aufſuchen an den Enden der Erde, meiner Rache Opfer muß er werden!“ dabei that er einen fürchterlichen Schwur, vor dem ſelbſt die rohen Landsknechte zurückbebten. Beide wurden gen Engen geleitet. Nach Befreiung der Gefangenen überließ Georg von Frondsberg ſeinen Leuten die Burg zur Plünderung. Mundvorrath und Beute aller Art wurde in großer Menge gewonnen, und nun wurde, wie der Kaiſer es befohlen hatte, die Burg verbrannt und niedergerißen. In wenigen Tagen war Alles in einen Trümmerhaufen verwandelt, wie wir ihn jezt noch erblicken.

Ritter Hugo von Hohenkrähen wurde ſamt allen Flüchtlingen in die Reichsacht erklärt, ſo daß Jedermänniglich, der ihn träfe, wo es auch ſeyn möge, Gewalt und Vollmacht hätte, ihn niederzuſtoßen und ſeinen Leichnam den Thieren des Feldes oder den Vögeln des Himmels zum Fraße zu geben.

Während dieß Alles auf Hohenkrähen geſchah, ſaß auf ihrer Burg zu Twiel Adelheid, ſonſt von Friedingen, jezt die Gattin Heinrichs von Klingenberg,

und harrte des abwesenden Gemahls. Schon waren zwei Tage verflossen, und noch hatte sie keine Kunde von ihm erhalten. Oft sah sie mit trübem Blicke aus ihrem Gemache hinüber gen Krähen und hörte den Donner des Geschützes auf beiden Seiten. Mit dem dritten Tage war es stiller geworden; nun vermuthete sie, daß der Kampf ein Ende genommen, und hoffte, den Gemahl bald wieder wohlbehalten zu umarmen. Es war am Morgen des 21. November, da schaute sie wieder hinab auf die Heerstraße; ein Häuflein Mannen zog daher mit verhüllten Feldzeichen, vor ihnen ein Einsiedler mit hochragendem Kruzifixe in den Händen, und in der Mitte des Zuges eine wohlbekannte ritterliche Gestalt auf einer Tragbahre ausgestreckt. „Jesus Maria, mein Gemahl!“ schrie Adelheid, wie vom Donner gerührt, und eilte den Burgpfad hinab, den Kommenden entgegen. Gleich einer Wahnsinnigen fiel sie über den Leichnam her und schlang ihre Arme um ihn. Da trat der Einsiedler — es war der Waldbruder vom Bruderhause, der unter Wegs auf den Leichenzug gestoßen war — vor die Klagende und Jammernde hin: „Siehe,“ begann er, „das ist die Rache des Himmels; es bleibt Nichts unvergolten auf der Erde, Nichts unvergolten jenseits. Der, den du durch Untreue gewonnen, siehe, er liegt als Leiche vor dir; er hat seine Schuld gebüßt, denn er ist für Den gestorben, den er so schwer im Leben beleidigt hatte. Aber deine Schuld ist noch nicht gesühnt, nur gemindert durch den Verlust deßen, was dir das Liebste

war. Siehe! ſo ſtraft der über uns die Sünde; blicke auf zu ihm, Sünderin, und betrachte dein Werk: dort, jene Burg, die in Flammen ſteht, unter deren Trümmern manches Herz verhaucht hat, das ſonſt froh und freudig ſchlug. Erkenne deine große Schuld und büße ſie." — Das waren des Einſiedlers lezte Worte. Er begleitete noch des Klingenbergers Leiche zur Ruheſtätte, ſprach ein andächtiges Gebet für die Ruhe ſeiner Seele und verließ dann die Burg. Wie der Verſtorbene gewünſcht hatte, ſo geſchah es; noch in ſpäter Zeit las man auf ſeinem Grabſteine die Worte: „er hat ſeine Schuld treu gebüßt." Adelheid von Klingenberg aber verließ wenige Tage nach ihres Gemahls Beiſetzung die Burg Twiel und nahm den Schleier in dem Klöſterlein St. Wolfgang zu Engen.

Es war in den lezten Tagen des November, Nachts um die neunte Stunde, da ſchritt eine vom Kopfe bis zu den Füßen verhüllte Geſtalt über die Straße, die von Ehingen gen Engen führt. „Nirgends Ruhe, nirgends Frieden" — tönte es düſter aus des Gehenden Bruſt; — „wohin, ihr müden Glieder? gibt es auf Erden keine Zuflucht mehr für einen Verſtoßenen aus der Reihe der Lebendigen? Wo iſt Ruhe, wo iſt Frieden für mich?" — „Im Grabe" — ſprach eine andere Geſtalt im Mönchskleide, die ſich dem Ritter Hugo ſanft genähert hatte und ſeine Hand faßte — „im Grabe, wohin des Freundes Hand euch geleitet." Hugo ſchauderte zuſammen, denn er wähnte ſich von einem Feinde ergriffen; aber als

er aufblickte, ſchaute er wohlbekannte Züge; es war der Kaplan ſeiner Burg, jezt wieder Pater Bernhard bei den Franziscanern zu Engen. Dahin hatte er ſeine Zuflucht genommen, als er Hohenkrähen verlaßen mußte und lebte jezt wieder friedlich unter ihnen. Er war heute in Geſchäften ausgegangen, hatte ſich verſpätet und fand ſo ſeinen unglücklichen Herrn auf dem Wege. „Willſt du mich meinen Feinden verrathen, die groß Geld auf meinen Kopf geſezt?“ — ſprach Hugo zu Bernhard — „thu's immerhin, mein Leben iſt mir ohnedieß entleidet.“ „Da behüte mich der Himmel für, gnädiger Herr! nein, retten will ich euch vielmehr aus der Hand eurer Widerſacher. Folget mir; im Klöſterlein St. Wolfgang zu Engen werdet ihr Zuflucht finden, bis des Kaiſers Zorn ſich gewendet hat; eure Frau Muhme mag euch wohl aufnehmen.“ Hugo folgte willenlos ſeinem Führer; leiſe zogen ſie durch das Dörfchen Neuhauſen, ohne daß Jemand die Beiden gewahr wurde. Jezt waren ſie auch an den erſten Häuſern der Stadt Engen angelangt; „nehmt euch da in Acht, gnädiger Herr,“ — mahnte leiſe Pater Bernhard ſeinen Gefährten, — „auf daß die Thorwächter nicht aufmerkſam auf uns werden.“ Unbemerkt kamen ſie auch hier durch das Thor.

In der Herberge zum Felſen brannten noch die Kerzen, denn es ſaßen noch einige ſpäte Gäſte beim Kruge. Eben leuchtete Murillo, nunmehr des Felſenwirths Schwiegerſohn, einem Gaſte die Treppe hinunter. Hugo und Bernhard ſchlichen leiſe vorüber, aber ſie konnten nicht hindern, daß ein Strahl des

Lichtes auf sie fiel und ihre Gestalten theilweise kenntlich machte. Murillo hatte sie auch wirklich erkannt, und spähte ihrem Wege heimlich nach. Sie waren indeßen ungehindert an das Klösterlein gekommen und zogen die Glocke; man öffnete ihnen. Dießmal war Hugo's Empfang bei seiner Muhme ein schmerzlicher. „Warum, Unglücklicher," — war ihr erstes Wort, — „habt ihr meine Warnung nicht geachtet?" „Ehrwürdige Frau," unterbrach Bernhard die Priorin — „jezt bedürfen wir des Raths, aber keiner Predigt; es ist nun einmal so und nicht anders." „Das Beste, was ich euch rathen kann," — versezte die Priorin, — „ist, daß ihr diese Nacht gerade in unserer Kirche bleibet, bis ich weiter für euch sorgen kann. Dort seyd ihr sicher. Ich will euch schützen mit Allem, was in meinen Kräften steht," — sagte sie noch tröstend zu Hugo und begleitete Beide über das Dorment auf dem gewöhnlichen Wege zur Kirche. „In den Stühlen hinter dem Hochaltare seyd ihr sicher; Gott und seine heiligen Engel mögen über euch wachen!" — Dieß waren ihre lezten Worte ehe sie die Beiden verließ. Diese brachten eine traurige Nacht zu; Bernhard wich nicht von der Seite seines unglücklichen Herrn. Oft fuhr Hugo aus dem Schlafe auf und sprach laut undeutliche Worte, so daß Bernhard Sorge trug, man könnte in der Nähe der Kirche aufmerksam auf sie werden.

Kaum graute der Tag, so hielten die Nonnen das Morgengebet über ihnen im obern Chor der Kirche. „Noch nie," — sagte Hugo zu Bernhard, als er

neben diesem auf seinem harten Lager erwachte — „habe ich meine Morgenandacht versäumt, was soll ich sie heute unterlaßen, wo ich dem Orte des Gebets so nahe bin?“ mit diesen Worten trat er hinter dem Altare hervor, kniecte auf einer Seitenstufe deßelben nieder und Worte wahrer Andacht entströmten aus Herz und Mund. Neben ihm knieete Bernhard. Kaum aber hatte Hugo das „Amen“ ausgesprochen, so schwirrte von der Thüre des obern Chors ein Pfeil herab und traf mitten in sein Herz. Er sank zurück in Bernhards Arme mit dem Rufe: „Gerechter Gott, mein Traum!“ Es war Murillo's Geschoß. Durch seine früheren Arbeiten im Kloster bekannt, hatte er den, nur selten einem Laien zugestandenen, Weg vom Dorment durch den obern Chor gefunden und so seiner Rache das Opfer gebracht, deßen Spur ihm gestern der Zufall gezeigt hatte.

Als Hugo noch bewußtlos in Bernhards Armen lag, eilten zwei weibliche Wesen herbei; die eine war Adelheid von Klingenberg in Nonnentracht, die Andere aber Kätchen, die auch heute, wie gewöhnlich jeden Tag, mit dem Frühesten das Kloster besucht hatte, um ihre Morgenandacht da zu verrichten. „Hugo“! riefen Beide, wie mit Einer Stimme, und beugten sich über den Sterbenden. Hugo richtete sich auf in Bernhards Armen, raffte seine lezte Kraft zusammen, und als er die Beiden erblickte, schauderte er heftig zusammen. Er griff nach dem Pfeile in seinem Herzen und riß ihn heraus: eine blutbesprizte Locke hing an seiner Spitze. „Hier das Pfand deiner

Liebe," — ſprach er mit ſchon erſterbender Stimme zu Kätchen — „ich habe es treu bewahrt bis zum Tode; ich verzeihe deiner Schwachheit." Dann wandte er ſich zu Adelheid: „Hieher haſt du mich gebracht, Treuloſe! Gott wird zwiſchen uns richten; vor ſeinem Richterſtuhle wirſt du mit mir erſcheinen." Dieß waren Hugo's lezte Worte; er verſchied.

„Ruh' und Frieden
Ward dir nimmermehr hienieden:
In des Grabes Gründen
Wirſt du Beides finden."

So betete Bernhard über dem Leichname des Ermordeten; der Chor der Nonnen aber ſammelte ſich um ſie und in trauriger Weiſe ertönte ihr Grabgeſang.

III.

Die Brüder von Geroldseck.

Dieß rührt ihn; er umarmet
Das Knäblein: „Du bist mein!
Wie Gott sich mein erbarmet,
Erbarm' ich mich jezt dein!"

Lindner.

1.

Auf einer hohen, rings von Tannen und Föhren bewachsenen Bergkuppel, nicht ferne von der Stadt Lahr, in dem sogenannten Schutterthale, stehen die, auch jezt noch beträchtlichen, Ruinen der Burg Geroldseck. Graf Gerold von Bußen, ein Bruder Hildegards, der Gemahlin Kaiser Karls des Großen, hatte schon im achten Jahrhunderte den Grund zu dieser Burg gelegt und sie nach seinem Namen benannt. Bei den vielen Stürmen, die innerhalb eines Jahrtausends über sie ergangen sind, ist es in der That zu verwundern, daß noch so bedeutende Reste davon übrig sind, denn außer den Trümmern der Ringmauern stehen auch die Wände und Giebel des Hauptgebäudes noch aufrecht, aber wahrscheinlich ist

ihr völliger Verfall nicht mehr ferne, da die Ueberreste, jedes schützenden Daches beraubt, der Verwüstung durch Sturm und Wetter immer mehr ausgesezt sind. Eine nicht uninteressante Sage, die in den Anfang des fünften Jahrhunderts nach Erbauung der Burg fällt, wird uns in der Hauschronik des gräflichen Geschlechtes von Geroldseck überliefert; wir wollen sie, dem Erzähler aus alter Zeit treu folgend, unsern Lesern nach ihrem unveränderten Inhalte mittheilen.

In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts lebte auf Burg Geroldseck Graf Heinrich mit seinem Bruder Walther, die sich Beide gemeinschaftlich in das väterliche Erbe getheilt hatten. Während Graf Walther eine neue Linie des Geschlechts gründete, und seinen Sitz auf die Burg Mahlberg, nicht ferne vom Rheine, die er mit seiner Gattin Helika, der lezten Erbin des Mahlbergischen Besitzthumes, erheirathet hatte, übertrug, pflanzte Heinrich den uralten Stamm von Geroldseck-Bußen fort. Von seiner Gemahlin Agnes, einer geborenen Gräfin von Veldenz, hatte er drei Söhne: Hermann, Heinrich und Walther; lezterer wurde schon frühe zum geistlichen Stande bestimmt. Es war wirklich eine nicht zu verwerfende Sitte in jener Zeit, daß in edlen Geschlechtern, die mehrere männliche Sprößlinge hatten, immer wenigstens Einer sich dem Andern gleichsam zum Opfer bringen mußte, damit nicht die Familiengüter allzusehr zerstückelt und dadurch die Gesammtmacht des Hauses geschwächt würde. Aus diesem Grunde hatte auch Walther von Geroldseck, der

jüngste von den drei Brüdern, der Welt entsagt, oder vielmehr, es war der strenge Wille seines unerbittlichen Vaters gewesen, daß er dieß thun mußte. Allein, war es sein angeborener ritterlicher Sinn, der ihm Schwerdt und Schild lieber machte, als die Stola, daß er sich so schwer entschloß, der Welt Valet zu sagen? Wohl mag dieß die Ursache gewesen seyn, denn wenn Graf Heinrich der Aeltere seine drei Söhne auf dem Burghofe in der Ritterschaft übte, und die Buben sich auf den großen Roßen tummelten, da war Walther immer der Kühnste, und während man die beiden andern oft mit Widerstreben in den Sattel heben mußte, konnte Walther es kaum erwarten, bis er auf dem Roße saß, und je wilder dieses sich geberdete, desto freudiger lachte er, während die Beiden angstvoll ihre Hände nach dem Vater ausstreckten, oder mit Sehnsucht zur Mutter hinaufblickten, die, bange um ihre Kleinen, von dem Söller der Burg den ritterlichen Uebungen zusah. Uebten sich aber die Knaben im Ringkampfe, so bestand Walther immer seine beiden Brüder nacheinander und blieb Sieger auf dem Platze. So war es schon in der frühesten Jugend bei allen ritterlichen Uebungen gewesen, mit jedem Jahre wuchs auch Walthers Neigung zur Ritterschaft, und doch blieb der Wille des strengen Vaters unerbittlich: er sollte und mußte für das Kloster bestimmt werden. Darum durfte er auch, als er das neunte Jahr erreicht hatte, nicht mehr an den Uebungen der Brüder Theil nehmen,

ſondern wurde in das enge Stüblein des Burgpfaffen gebannt, der ihn im Leſen und Schreiben unterrichtete, und gar ſtrenge gegen ihn war, weil er ſah, daß die harte Bank dem Jungherrlein nicht behagte und er auf die ſchöngemalten Randverzierungen des Pſalterbuches mit mehr Vergnügen blickte, als auf die Worte der Pſalmen, die er buchſtabiren ſollte. Und dennoch ließ ſich aus Allem ſchließen, daß es ihm an der Gabe zu lernen, durchaus nicht fehle, aber — er wollte eben nicht, denn der Sinn nach ritterlichem Treiben hatte Herz und Kopf ganz bei ihm eingenommen.

Was im Knaben ſteckte, das war auch aus dem Sinne des Jünglings nicht zu verbannen, als die Jahre kamen, wo er in den engen Kreis des Mönchslebens eintreten ſollte. Wie er zu Kloſter Gengenbach vor dem Hochaltare vor Vater, Mutter und Brüdern das feierliche Gelübde ablegte, das ihn auf immer von der Welt und ihrem Treiben ſchied, da überzog Todtenbläße das Angeſicht des Jünglings, ſeine Kniee zitterten, als er vor den Abt hintrat, der ihm die Weihe ertheilte, mit ſtotternder Stimme ſprach er auf die Frage, „ob er ſeinem Gelübde treu bleiben wolle?“ das „Ja“ aus und Thränen füllten ſeine Augen, als er den Altar wieder verließ. Als er allein war, da weinte er bitterlich, denn, was er in ſeinem Gelübde beſchwor, das hatte er vorher ſchon gebrochen, ehe er noch dem Altare nahte, um den Eid abzulegen: „rein und keuſch vor Gott und den Menſchen zu wandeln;“ er hatte geſchworen, und mit dieſem Schwure ein anderes Gelübde

gebrochen, das ihm bis auf dieſe Stunde das heiligſte und theuerſte geweſen war.

Oberhalb der Stadt Gengenbach, wo die Kinzig ſchon einen der anmuthigſten Thalgründe des Schwarzwaldes bildet, ſtand am Ufer des Flußes ein kleines Häuschen, bewohnt von einem armen, aber biedern Manne, der ſich von dem Wenigen nährte, was ihm der Beruf eines Fährmannes zu Theile werden ließ. Beſonders in der Jahreszeit, wo die wilden Bergwaßer aus den Schluchten des Schwarzwaldes zuſammenſtrömten, und der Wanderer den Strom auf einmal weit ausgetreten fand, da bedurfte es der geübten Hand des kräftigen Wolfram, um das Fahrzeug ſicher ans jenſeitige Ufer hinüber zu geleiten; wenn aber der Fluß wieder in ſeinem gewohnten Bette ging, in den Monden, wo das Thal wunderlieblich prangte in ſeinem Blumenſchmucke, da wartete des Schiffleins die Tochter des Fährmanns, Gertrud, das blühende Mädchen mit ſchwarzen Augen und dunkelbraunen Zöpfen und war eine liebe Führerin für Alle, die des Weges kamen, denn ſie führte nicht minder geſchickt das Ruder, als der Vater, ihr holder Blick aber ſchaute die Leute freundlicher an, als der griesgrämige Alte, der ſchon ſo lange das Ruder geführt hatte, daß ihm dieß Geſchäft wohl entleidet ſeyn mochte. Unter allen aber, die des Weges kamen, führte Gertrud Niemanden lieber, als die Bewohner der Burg Geroldseck. Oft kamen die drei Junker herab, und Gertrud, die ungefähr des gleichen Alters mit ihnen war, führte ſie entweder über den Fluß,

oder, wenn ſie dem Mädchen ein gutes Wort gaben, Waßer abwärts ſpazieren gen Gengenbach, deßen uralte Mauern ſich in den Wellen der Kinzig ſpiegeln. Heiter und froh ſangen dann allemal die beiden Brüder, Hermann und Heinrich, und ſchäkerten mit dem Mädchen, wann der Nachen ſo ſanft über den Spiegel des Flußes dahin ſchaukelte; aber Einer, der doch ſonſt immer und überall der Luſtigſte und wildeſte geweſen war, ſang und ſchäkerte nicht mit den andern, ſondern ſaß, ſtille in ſich gekehrt und in Gedanken vertieft, in dem Nachen. Gedachte er etwa der Zukunft, die ihm nur Trauriges bot? wurde ſein Blick darum ſo düſter, weil er aus der Ferne die Mauern des Kloſters erblickte, in denen er ſein jugendliches Leben verſeufzen ſollte? o, nein! ſondern ſein Auge haftete auf Gertruds holden Zügen, ſein Ohr lauſchte ihrer lieblichen Stimme, womit ſie den Geſang der Brüder von Geroldseck begleitete. Statt ſich zu erheitern auf der Waſſerfahrt, kehrte er immer trauriger wieder nach Hauſe, als er gekommen war. Und doch kehrte er immer wieder, aber zulezt nicht mehr in Geſellſchaft ſeiner Brüder, ſondern heimlich ſtieg er im Scheine des Mondes die Burg herab, er wandelte rüſtig dem Häuschen im Thale zu, aber, anſtatt düſter auf die Wogen des Flußes hinaus zu blicken und ſich in Gedanken zu vertiefen, ſezte Walther ſich jezt auf die kleine Bank vor dem Hauſe des Fährmanns und blieb da nicht lange allein, denn Gertrud, die ſchon von Ferne die Schritte des Junkers erſpäht hatte, trat bald auf den Zehen

heraus und ſezte ſich neben ihn, um mit ihm halblaut die ſchönen Abendſtunden zu verplaudern, während ihre bejahrten Eltern längſt der Ruhe pflegten. Sollen wir dem armen Mädchen böſe darum ſeyn, daß ſie, ungeſehen von den Ihrigen, ſich in der Stille der Nacht der Unterhaltung mit einem Jünglinge hingab, der ihr Bilder einer glänzenden Zukunft vorſpiegelte, die freilich nie in Erfüllung gehen konnten, oder daß ſie ſich in ihrer Unſchuld dem anvertraute, der im Drange ſeiner leidenſchaftlichen Liebe ſo leicht ihr Bethörer werden konnte? Wir zürnen ihr nicht; kannte ſie ja doch von früher Jugend an den edlen Junker und war nur allzufeſt überzeugt, daß er aus keiner unedeln Abſicht ſo oft vor ihrer Wohnung erſchien, wenn er gleich auf geheimem Wege wandelte. Und welches Mädchen hätte den ritterlichen Jüngling mit den blauen Augen und dem blonden, über die Schultern hinabwallenden Lockenhaare, ihn, der, obgleich der jüngſte, ſeine beiden Brüder an ſchlanker Natur weit überreichte, ungeliebt laßen können? Gertrud liebte ihn mit der ganzen Innigkeit einer erſten Liebe, lange hatte ſie ihre Neigung vor Walther ſelbſt geheim gehalten, denn als ſie bei den Waſſerfahrten mit ſeinen beiden Brüdern ſang und ſich fröhlich geberdete, oder verſtohlener Weiſe hie und da die Blicke des liebeglühenden Jünglings erwiederte, war ſchon ihr Herz ihm auf ewig zugewandt; ſie liebte den Grafenſohn ohne Hoffnung, ohne Ausſicht für die Zukunft, und nur glücklich in der Gegenwart. Ach! daß dieſes jugendliche Glück nur ſo kurze Zeit währen durfte.

Eines Tages — es war um die Zeit des zu Ende gehenden Herbſtmondes — erſchien Walther von Geroldseck zur gewohnten Stunde vor der Wohnung ſeiner Geliebten, aber nicht frohen Blickes, wie ſonſt, und man ſah ihm wohl an, daß ein ſchwerer Kummer auf ſeinem Herzen laſte. Lange drang Gertrud in ihn, bis er ihr den Grund ſeines Trübſinnes mittheilte. „So wiße es denn" — ſprach er endlich nach langem Weigern — „was mich ſo trübe geſtimmt hat und mein Schickſal von nun an zu einem freudeloſen umgeſtalten wird. Seit einigen Tagen hat mein Vater, ich weiß nicht wie, in Erfahrung gebracht, daß ich allabendlich die Burg verlaße, um dich heimlich zu beſuchen. Er iſt hierüber mit bitterm Unwillen erfüllt, hat aber bis jezt Nichts hierüber geäußert, und nur gegen meinen Bruder Heinrich etwas verlauten laßen, wovon ich nur allzu gewiß weiß, daß er es eheſtens erfüllen wird." „Und dieſes Etwas?" — fragte Gertrud voll ängſtlicher Neugierde. — „Was ich ſchon längſt wußte, aber aus Liebe zu dir immer verhehlte: meine Geburt hat mich, als den jüngſten von drei Söhnen, dem geiſtlichen Stande beſtimmt, und meine Liebe zu dir — das hat mir mein Bruder Heinrich aus dem eigenen Munde meines Vaters mitgetheilt — iſt die Urſache, daß ſchon übermorgen geſchieht, was ſonſt vielleicht noch lange hinausgeſchoben worden wäre, daß die Mauern von Gengenbach mich auf ewig von der Welt abſchließen werden." „So trage ich denn von nun an einen doppelten Kummer im Herzen" — ſeufzte Gertrud — „denn neben dem Schmerze, euch

zu verlieren, drückt mich auch noch der Vorwurf, daß ich euch den Freuden der Welt früher entzogen habe, als sonst wohl geschehen seyn würde." „Früher oder später" — rief Walther — „das ist einerlei, wenn ich einmal der Welt entsagen muß um meiner Brüder willen; aber dir, geliebtes Mädchen, dir will ich nimmermehr entsagen, so wahr mir Gott helfe, und sollten sie mich begraben in die einsamste Zelle, denn meine Liebe ist stärker, als alle Gewalt der Menschen, diese Flamme, die man unterdrücken will, soll um so feuriger in meinem Busen fortbrennen, und ob sie meinem Geschlechte Unheil und Verderben bereite." Walthers Auge glühte, als er diese Worte sprach, er schlang seine Arme um Gertrud und preßte sie krampfhaft an seine hochpochende Brust. Er ging, kehrte nur Ein Mal noch zu der kleinen Wohnung im Thale zurück, genoß noch Ein Mal das Glück der Liebe im seligen Beisammenseyn mit Gertruden, aber — er verließ sie dießmal weinend und schluchzend; das so innig liebende Mädchen war, in der lezten Stunde vor dem Abschiede auf immer, schwach geworden; Walther von Geroldseck hatte die Ruhe aus dem Herzen der bis dahin reinen und schuldlosen Jungfrau genommen, aber von Stund an war der Frieden auch aus seiner Seele auf ewig gewichen.

2.

So trat also Walther, dem Willen seines Vaters gemäß, in die Reihe der Klosternovizen zu Gen-

genbach ein. Nur kurze Zeit leiſtete er Profeß, bald ließ er ſich die blonden Locken vom Haupte ſcheeren und wir ſehen den zwanzigjährigen Jüngling als Bruder Walther vor dem Altare knieen, um die heilige Weihe zu empfangen. In jenem Augenblicke füllte ſich ſein Auge mit Thränen bitterer Wehmuth — wir wißen, wem dieſe galten — aber von da an verſiegte der Quell ſeiner Thränen und ſein Schmerz wurde ſtumm.

Wir übergehen einen ziemlichen Zeitraum im Leben Walthers, des Kloſterbruders; was Anderes werden wir auch dem Leſer vor Augen führen können, als, wie er in der einſamen Zelle ein ewiges Einerlei dahinlebte, wie er trauerte um das Mädchen ſeiner erſten und einzigen Liebe, von der ihn die hohen Kloſtermauern auf immer trennten, die er mit keinem Auge mehr ſah, von der er nicht die geringſte Kunde mehr vernahm, obgleich ihre Wohnung und das Kloſter nur wenige Stunden von einander entfernt waren. Auch Gertrud hörte wenig mehr von dem geliebten Walther, der, obwohl lebend, für ſie todt war; wer ſollte ihr Bote ſeyn an den geliebten Jüngling, der in ein Convent eingeſchloßen war, über dem Abt Berthold wie ein zweiter Argus wachte, daß alle Verbindung zwiſchen der Welt und ſeinen Mönchen abgeſchloßen blieb. Gertruds einzige Boten, die ſie an den Ort, wo der Geliebte weilte, ſenden konnte, waren ihre Thränen, die ſie in die Wellen des Flußes weinte und die, mit dieſen die Kloſtermauern von Gengenbach beſpühlend, dem trauernden

Jünglinge als Grüße von der Geliebten ins Ohr rauschten.

Gertrud war die Unglücklichere. Während jene Stunde des lezten Beisammenseyns mit Walther ihr ganzes Lebensglück für immer zerstörte, bildete für Diesen, ihren Geliebten, der Eintrit in das Kloster zugleich den ersten Schritt zu einer Laufbahn, die so glänzend wurde, wie weder er selbst noch die Seinigen es je geahnet hatten. Lange hatte er in seinem dumpfen Schmerze dahingebrütet; immer wühlte er ihn wieder von Neuem auf, nirgends konnte er Trost finden, und das Kloster erschien ihm als ein Kerker, worin er seine Körper- und Geisteskraft nach und nach vermodern sah. Da führte Abt Berthold, ein ächter Schüler des frommen Benedict von Nursia, dem nicht nur das leibliche, sondern auch das geistliche Wohl seiner Conventualen wie einem sorgenden Vater am Herzen lag, den Trauernden zu der wahren Quelle des Trostes, zu den Tiefen der Wissenschaft, und nicht vergebens; denn, wozu Walther sich einmal neigte, das erfaßte er mit brennender Begier und hielt es fest mit Leidenschaft. Vermöge seiner ausgezeichneten Geistesgaben war er unter den Brüdern bald einer der ersten an Gelehrsamkeit, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn er von nun an von einer Stufe zur andern emporstieg. Bald sehen wir ihn als Lehrer der Novizen, und nach einigen Jahren bekleidete er schon die Würde eines Dekans, die höchste nach der des Abtes.

Aber nicht blos im engen Raume des Klosters

zu Gengenbach wurde Walthers Name ein angesehener; man hörte und sprach auch auswärts von ihm; der Ruf seiner Gelehrsamkeit drang bis in die Stadt Straßburg, wo damals Heinrich, des Namens der Dritte, ein Geborener von Stahleck aus Schwaben, auf dem bischöflichen Stuhle saß. Es war gerade um diese Zeit, daß das Amt eines Domscholastikus bei dem dortigen Capitel erledigt ward. Walther, der Dekan von Gengenbach, erhielt von dem Bischofe selbst den Ruf zu dieser Stelle; er folgte demselben, nicht ahnend, daß er nun bereits auf der nächsten Stufe zur höchsten Würde stehe. Wie zuvor im Convente, so wurde Walthers geistige Ueberlegenheit im weiteren Kreise noch mehr sichtbar, und wie der Bischof, so erkannte bald auch das ganze Domcapitel seine Verdienste in gebührendem Maaße an.

Als nicht lange nachher Bischof Heinrich von Straßburg, nachdem er 21 Jahre lang seine Kirche löblich und weise regiert hatte, Todes verschied, so wurde Herr Walther von Geroldseck, obschon er kaum erst in die Jahre des Mannes getreten war, um seiner persönlichen Verdienste willen, so wie wegen seines hohen Geschlechtes, das für eines der mächtigsten am ganzen obern Rheine galt, von dem Kapitel fast einstimmig zum Nachfolger in der bischöflichen Würde erwählt. Nur Einer der Capitularen, der Domcantor Heinrich von Geroldseck, ein Vetter Walthers, hatte ihm seine Stimme bei der Wahl versagt. Prächtig und glänzend, wie noch nie zuvor, feierte Walther den Antritt seines Amtes, reichte

ihm ja sein Vater, der in der neuen Würde seines Sohnes das höchste Ziel seiner Wünsche erreicht sah, alle Mittel dar, um sich im vollen Glanze zu zeigen. Als er sein erstes heiliges Meßopfer Gott dem Allmächtigen im Münster zu Straßburg darbrachte, waren viele Stände des Reichs, geistliche und weltliche, sowie sämmtliche Dynasten und Ritter der Umgegend von Straßburg anwesend. Alle diese Herrn erschienen mit großer Begleitung; der Abt von St. Gallen war mit 1000, der von Murbach mit 500 Pferden in die Stadt eingezogen, dießmal, um den Glanz der Festlichkeiten, die mehrere Tage nacheinander dauerten, zu erhöhen: nicht lange nachher aber erschienen diese Herrn mit vielen andern wieder zu einem Vorhaben ernsterer Art, wo das Geräusche der Waffen und das Toben der Kriegshorden die Stadt von allen Seiten erfüllte.

Mit frommen Entschlüßen, für das Wohl seiner Untergebenen gleich einem Vater zu sorgen, hatte Bischof Walther sein Amt angetreten, aber es war eine schnell vorübergehende Rührung, als er am Hochaltare des erhabenen Domes ein heiliges Gelübde für das Wohl seines Volkes aussprach. Rasch hatte sich sein Sinn und Wesen geändert, als er die gottgeweihte Stätte verlaßen hatte und seinen Fuß über die Schwelle des bischöflichen Palastes sezte, als er sich zum ersten Male in der Macht fühlte, die zugleich mit dem Hirtenstabe in seine Hand gelegt war. War wohl ein anderer Geist über ihn gekommen, als der, der ihn in der Zelle des Klosters

oder in der Schule des Capitels regiert hatte, oder war die Erinnerung an jene Stunde zurückgekehrt, wo er, dem unerbittlichen Willen seines Vaters folgend und seinen Brüdern zum zeitlichen Vortheile, das erste Mal dem Herrn am Altare sich zum Opfer gebracht und der Welt entsagt hatte? das Andenken an jene Stunde, wo er das lezte Mal weinte, dann aber, mit aller Kraft sich aufraffend, sein Herz jedem andern Gefühle außer den Mauern des Klosters verschloß? Der Bischof sollte unter die Seinen treten als Friedensfürst, Frieden zu verkündigen und zu geben; das war sein hoher Beruf; — aber in Walthers Hand wurde der Hirtenstab zum flammenden Schwerdte, um Verheerung über die Bewohner seiner Lande zu bringen.

Die erste Streitigkeit zwischen dem Bischofe und den Bürgern erhob sich wegen verschiedener Rechte, die er, als dem Hochstifte zugehörig, für sich ansprach. Viele rechtlich denkende und angesehene Männer traten zwischen die Streitenden und riethen zum Frieden, aber vergeblich. Da zogen endlich die Bürger um Pfingsten aus, aber nicht zur fröhlichen Maienfahrt, nicht zu Spiel und Reigen, wie sonst, sondern es galt dießmal einen andern Tanz; hinauf ging es auf den, der Stadt nahe gelegenen Heldenberg. Dort stand vor Zeiten eine Burg, die Kaiser Philipp von Hohenstaufen zerstört hatte, weil ihr Besitzer, Bischof Conrad von Straßburg, sich auf die Seite seines Widerparts, des Gegenkaisers Otto geschlagen hatte. Die Straßburger, in der Besorgniß, der

Bischof möchte die Burg wieder aufbauen und dadurch einen festen Punkt gegen sie gewinnen, füllten den Graben aus und zerschleiften den, zu Erbauung einer Veste so gut gelegenen Ort. Kaum hatte Walther dieß vernommen, so gebot er allen Domherrn, Geistlichen und Schülern in der Stadt unter Androhung des Bannes und Verlustes ihrer Pfründen, Straßburg zu verlaßen. Mit Ausnahme von zweien, dem Domdecan Bechtold von Ochsenstein, und seinem Vetter, dem Domcantor Heinrich, gehorchten Alle dem Befehle. Nun wurden auch alle gottesdienstlichen Handlungen, alles Singen und Beten und sogar der geistliche Besuch der Kranken und Sterbenden verboten; doch wußten die Bürger drei Geistliche in die Stadt zu bringen, die, ungeachtet des Interdictes, für das Seelenheil der Bewohner sorgten. Aber der Unwillen über das Interdict entflammte die Bürger zur Rache; alles Eigenthum, was die ausgezogenen Geistlichen, sowie die Ritter und Edelknechte, die Amtleute des Stiftes waren, noch in der Stadt besaßen, wurde, als Feindesgut, verwüstet, geraubt und unter die Einwohnerschaft vertheilt.

Jezt rüstete sich auch der Bischof zum ernstlichen Kampfe, unterstüzt von den Aebten von St Gallen und Murbach, sowie von vielen weltlichen Herrn, Grafen und Rittern, die zusammen ihm eine bedeutende Macht zu Gebot stellten. Den besten Genoßen aber gewann er an Rudolph von Habsburg, dem Landgrafen des Elsaßes. Zwar führte ihm dieser keine mächtige Schaar von Rittern und Knechten zu:

nur Wenige waren es, die seinem Fähnlein folgten, aber eine Faust brachte der Habsburger mit, die das Schwerdt wacker führte, wie selten Einer in jenen Tagen, und einen Muth trug er im Herzen, der ihn in keiner Gefahr, im hizigsten Kampfe nicht verließ. Rudolph war unter denen, welche dem Bischofe zu Hülfe kamen, Einer der Lezten. Schon hatte dieser die erste kriegerische Unternehmung gegen seine Feinde begonnen. Die festen Plätze um Straßburg herum sollten zuerst gewonnen werden, dann wollte er von da aus sich gegen die Stadt selbst wenden. Zu Holzheim war der Sammelplatz des bischöflichen Heeres; von da ging der Zug gen Lingolzheim, um die dortige Burg zu belagern. Zwei Mal stürmten die bischöflichen, voran die berggewohnten Mannen von St. Gallen, welche ihr ritterlicher Abt Berthold in eigener Person anführte; sie wurden aber jedes Mal zurückgeschlagen. Eben wollte Bischof Walther mit den Seinigen zum dritten Male stürmen, da sah man eine Staubwolke auf der Straße sich immer näher herwälzen; ein kleines Fähnlein Knechte mit dem Habsburgischen Wappen trabte daher und voran Graf Rudolph, den der Bischof schon längst erwartet hatte. „Warum so säumig, Herr Nachbar?“ — rief Walther dem Habsburger zu, der nahe vor des Bischofs Zelt vom Pferde stieg. Ohne sich lange zu besinnen, erwiederte Rudolph: „Wenn meine Fehden ausgefochten sind, bin ich immer zu Euern Diensten; nun komme ich aber von einer solchen, und habe kaum das Schwerdt in

die Scheide gesteckt. Aber wer hätte es auch denken sollen, daß Ihr, den ich erst vor wenigen Tagen noch im heiligen Amte sah, den Segen über ein liebendes Volk spendend, jezt schon die Tiare mit dem glänzenden Helme und den Friedensstab mit dem Schwerdte vertauschen würdet." Der Bischof schwieg und ertrug den Vorwurf, so gerne er auch die Rede auf andere Weise erwiedert hätte, denn er bedurfte in dieser Stunde des Habsburgers, der mit seinem klugen Rathe so viel wirkte, als mit seinem kräftigen Arme. Auch traten die, schon zum dritten Sturme sich Anschickenden auf Rudolphs Mahnen zurück, der in eigener Person vermittelte und es durch sein Ansehen, das er auf beiden Seiten genoß, dahin brachte, daß die Besatzung von Lingolsheim aus freien Stücken die Burg verließ und in die Stadt zurückzog. Ein Theil der Bischöflichen besezte sodann dieselbe, die Hauptmacht aber schlug zwischen Eckbolzheim und Könighofen ihre Gezelte auf und belagerte die Stadt förmlich.

Unterdeßen kam auch der Bischof von Trier in eigener Person mit einem ansehnlichen Heere zu seinem geistlichen Herrn Bruder. Ziemlich weit hinter dem Troße der Reisigen und Fußgänger kam ein Wagen, mit Harnischen und vielem andern Kriegsgeräthe beladen. Dieß erfuhr ein kühner Bürger von Straßburg; mit Hülfe einiger Gesellen zog er aus, nahm den Wagen ohne vielen Widerstand und brachte ihn als willkommene Beute in die Stadt. Erst einige Zeit nachher wurden die Trierer gewahr, daß der Wagen fehle;

ihn wieder zu gewinnen, nahmen ſie lauter, der der Gegend kundige, Männer mit ſich, unter ihnen die Herrn von Lichtenberg, den Marſchall von Zimmern und Andere. „Was beginnet ihr?“ — rief der Graf von Habsburg, als ſie auch ihn zur Theilnahme an dem tollkühnen Wageſtücke bereden wollten — „bleibet und laßt der Stadt ihren Raub; es möchte euch viel Blut koſten, ihn den Bürgern wieder abzujagen.“ Aber die Herrn ließen ſich nicht warnen von dem Habsburger, der doch beſſer, als ſie Alle, die Straßburger kannte. Mit Ungeſtümm zogen ſie vor die Stadt, nicht ahnend, wie theuer ſie den Einlaß erkaufen mußten. Sie kamen vor das Thor St. Aurelien, wo der kräftige und kluge Herr Reinholt Liebengeller mit der Zunft zu Pfiſtern die Wache hielt. Als nun die Biſchöflichen das Thor ſtürmten, um in die Vorſtadt zu dringen, erhob ſich ein heißer Kampf; wacker wühlten die Pfiſter mit ihren Fäuſten, die bisher nur gewohnt waren, den Taig zu Brod und Semmeln zu kneten, in der Schaar der Ritter und Knechte und tüchtig ſtachen ihre Langen unter die Eindringenden. Drei wackere Männer aus der Zahl der Thorhüter fielen im ritterlichen Kampfe, den Biſchöflichen aber wurden 60 Pferde erſtochen, ſo daß die Ritter den ungewohnten Kampf zu Fuße beſtehen mußten, und in die Stadt kam Keiner, denn während die Thorhüter ſo wacker ſtritten, kam Hülfe aus der Stadt und trieb die feindlichen Eindringlinge zurück.

Digitized by Google

3.

Dieſe erſte unglückliche Unternehmung beſtimmte den Biſchof, dem Rathe zum Frieden endlich Gehör zu geben. Rudolph von Habsburg übernahm es wieder, die Vermittlung zwiſchen beiden Theilen zu bewirken, allein die Verhandlungen gediehen doch nur bis zu Feſtſtellung eines Waffenſtillſtandes, der bis nach der Erndte dauern ſollte. Die übrigen Bundesgenoßen des Biſchofs zogen wieder ab, jeder dahin, woher er gekommen war, nur Rudolph von Habsburg blieb noch, und that es nicht ungerne: war er doch einer der Späteſten geweſen, die kamen, ſo wollte er jezt auch der Lezte ſeyn, der fortging. Auch gab es während des Stillſtandes Manches zu beſprechen und zu berathen, wo des Habsburgers Einſicht und Erfahrung dem Biſchofe von Nutzen war.

Die Erndte war früher vorüber, als man geglaubt hatte, denn die Roße der Biſchöflichen hatten da, wo ihre Tritte gingen, Wenig mehr übrig gelaßen; noch wenige Tage und die Fehde ſollte von Neuem beginnen. Der Biſchof lag noch zu Felde zwiſchen Eckboldsheim und Königshofen, da trat eines Morgens ein Diener in das Zeltgemach und meldete den Grafen von Habsburg an. „Er mag eintreten" verſezte Walther. Er mußte ſich tief bücken, der Graf, als er eintrat, denn die hohe, ſchlanke Heldengeſtalt konnte kaum durch die Oeffnung hindurch kommen. „Verzeihet, Hochwürdigſter Herr" — begann Rudolph — „daß ich euch ſo frühe ſchon in eurer

Andacht störe. (Der Bischof hatte das Brevier in Händen und las eben sein Morgengebet.)

B. Solche Gäste sind mir zu jeder Stunde des Tages willkommen; allein ich sehe, Herr Graf, daß ihr zur Abfahrt gerüstet seyd.

G. Wohl, ich will zur Stunde von dannen ziehn, denn mein Oheim, der Graf von Kyburg im Schweizerland bedarf meines schützenden Armes, da er je mehr und mehr dem Grabe zuwankt.

B. So wartet wenigstens noch so lange, bis ich wieder auf meinem bischöflichen Stuhle sitze als Herr und Regent, daß ich eure Verdienste, die ihr vor allen Andern um mich erworben habt, nach Würden lohnen kann.

G. Bis dahin wird noch mancher Ritter und Knecht sein Leben laßen müßen, so ihr nicht anders meinem Rathe folgt und an den Waffenstillstand einen dauernden Frieden anknüpfet.

B. Davon kein Wort mehr, Herr Graf. Nicht umsonst ist das Zelt noch meine Wohnung, nicht umsonst hängen an diesen Wänden noch Schwerdt und Harnisch. Soll daher euer Wort ein Rath seyn, so kommt er zu spät, denn bereits sind meine Boten abgegangen, um wieder zur Heerfahrt aufzubieten; doch, laßen wir das, und sagt mir, mein Lieber, was ihr aufgewendet habt auf eurem Zuge bis hieher, daß ich es euch nach Recht und Billigkeit wieder erstatte.

G. Ihr seyd mir Nichts schuldig, Hochwürdigster Herr; meine wenigen Roße haben bisher auf den Wiesen eurer Unterthanen geweidet, und meine

Kirchlein haben von dem Brode gegessen, und eure Augen eingesegnet wurden aber nun dem und Wort hat, das ist geschehen aus Liebe und Ehrfurcht gegen meinen gnädigsten Herrn und Bischof.

B. Ich will keinen Dienst annimmt haben. Herr von Hohenberg.

G. Nun denn, wenn ihr von einem armen Landherrn, wie ich bin, keinen Dienst annehmet will, nehmet mich, so ergeigt und die Gnade und gebt die Schuldnungsurkunde über das Hofgerichte herben zurück, die mein Clavius Cantmann in die Hände eures Vorgängers niedergelegt, und länglt wieder getrennt hat, damit er, ohne Gewissensscrupel, seiner Pflichte rechtmäßigen Sitze an Andere vergeben zu haben, ruhig sterben könne.

Dieß letzte Wort des Greises machte plötzlich einen wichtigen Eindruck auf den Bischof. Man sah ihn wohl an, wie er in Verlegenheit gesetzt, und lange nicht wußte, was er antworten sollte, denn schon länglt hatte er den Wort von Gr. Hohenberg einigen Herren, die ihn darum angegangen hatten, die Zusage erhalten, sie bei der einstigen Verleihung der Hofgerichten Herren, die Graf Hartmann von Hohenberg noch bei Lebzeiten an den Hochstift Speier vergabte hatte, zu bedenken. Er hatte daher jetzt etwas die innere Wichtigkeit, entweder dem Greisen von Hohenberg seine Bitte, das seitherige rechtmäßige Verhältniß zu verweigern, oder aber den Rudern das bereits gegebene Wort zu brechen. Er wählte den Letzteren. „Ihr habt mich zu sehr getreten, Herr

Graf" — wandte er ſich zu Rudolph — „was ich von Herzen bedaure; warum ich eurem Wunſche unmöglich willfahren kann, davon ſollt ihr die Gründe zu einer andern Zeit von mir vernehmen."

G. Mögt ihr Gründe dazu haben, welche ihr wollet, genug, ihr wollt meine Bitte nicht erfüllen und auch die meines greiſen Oheims nicht, der jezt bitter bereut, was er aus Voreiligkeit gethan.

B. Ich kann nicht, ſo gerne ich auch wollte, darum dringet nicht weiter in mich; ich würde dadurch Andere vor den Kopf ſtoßen, die mir nicht gleichgültig ſind und deren Hilfe ich nicht entbehren kann.

G. O, ich kenne dieſe Andern, Herr Biſchof, es iſt euer geiſtlicher Bruder von St. Gallen, nebſt andern Herrn, die euch längſt um der Kyburger Lehen willen in den Ohren gelegen, und denen ihr, ich weiß es wohl, nicht, wie mir jezt, mit „Nein" geantwortet habt.

„Und wenn dem ſo wäre" — rief der Biſchof in heftiger Gemüthsbewegung — „ſo iſt es meine Sache. Abt Berthold von St. Gallen iſt mir ein wichtiger Mann, denn er hat mir 1000 geharniſchte Reuter zugeführt." „„Aber der von Habsburg"" — ſezte Rudolph mit bitterem Lächeln hinzu — „„hat nur ein Fähnlein ſchlecht gerüſteter Knechte ins Feld geſtellt, darum brauche ich des geringen Mannes nicht zu achten."" „Ihr zählet alſo eure Freunde nur nach der Zahl ihrer Reiſigen, aber eine kräftige Fauſt, ein Herz voll Treue und Anhänglichkeit achtet ihr für Nichts. Darum will ich hinfort nicht mehr

euer Mann seyn; aber gedenket, daß zur Zeit der Noth ein treuer Mann mehr werth ist, als hundert von Söldnern, die das Feld verlaßen, ehe denn der Kampf zu Ende ist. Vielleicht, daß Andere den Werth eines Mannes, der nicht blos mit seiner kräftigen Faust, sondern auch mit seinem Rathe ihnen treu zur Seite steht, besser zu schätzen wissen, als ihr!" „Und wer sind diese Andern?" — rief Walther, vor Zorn bald roth bald leichenblaß — „nicht wahr, die ehrsame Zunft zu Pfistern und Fleischern in Straßburg. Gehet hin zu ihnen und werdet ihr Bannerherr, wie weiland euer Herr Vater gewesen." Bei diesen letzten Worten fuhr der Graf an den Griff seines Schwerdtes; er, der sonst so fromm gesinnte Ritter hatte beinahe vergeßen, wer ihm gegenüber stand, aber schnell faßte er sich wieder in seinem Zorne, und mit den Worten: „Gott befohlen, Herr Bischof; wir sehen uns wieder in einer andern Stunde und an einem andern Orte!" verließ er eilig das Gemach; er saß mit den Seinen auf und ritt der befreundeten Stadt Basel zu. Nicht so bald hatten die Bürger von Straßburg die Trennung zwischen dem Bischofe und dem Grafen vernommen, als sie Letzterem die Einladung zukommen ließen, in Verbindung mit ihnen zu treten. Ohne Bedenken nahm Rudolph den Antrag an, und bald darauf ritt er von Basel aus mit seinem Vetter, Hartmann dem Jüngern von Kyburg, dem Grafen Konrad von Freiburg und Herrn Heinrich von Neuenburg, Domprobst zu Basel, unter dem Geläute aller Glocken

Digitized by Google

in Straßburg ein. In dem Frohnhofe ſchwuren die genannten Herrn den Bürgern der Stadt, ihnen behülflich zu ſeyn gegen Männiglich, und derſelbe Eid wurde auch von den Städtern den Herrn geleiſtet. So war denn von nun an der Graf von Habsburg im Dienſte der Stadt Straßburg und alle kriegeriſchen Unternehmungen gegen den Biſchof wurden unter ſeiner Hauptmannſchaft ausgeführt.

Einen ſchmerzlichen Eindruck machte dieſes Ereigniß auf Herrn Walther, ſchon jezt bereuete er, daß er dem Habsburger nicht nur ſeine Bitte nicht erfüllt, ſondern ihn ſogar mit harter Rede angelaßen hatte. Wohl mochte er ahnen, daß der, den er als Freund kaum geachtet, ihm als Gegner jezt deſto empfindlicher würde ſchaden können. Seine andern Bundesgenoßen waren alle von ihm gezogen und der von Habsburg war im Unfrieden geſchieden: wie ſtand es nun um ihn, wenn die Zeit des Waffenſtillſtandes abgelaufen war und die Straßburger den Krieg von Neuem begannen? Sein kriegsluſtiger Sinn ließ ihn den Rath des Grafen, einen dauernden Frieden an den Waffenſtillſtand zu knüpfen, nicht befolgen; ſo bald daher dieſer zu Ende war, ſandte er Boten in alle Gegenden aus um wieder ein neues Heer zu ſammeln. Allein die geiſtlichen Herrn von St. Gallen und Murbach führten ihm keine Lanze mehr zu; was ſie mit ihrer Hilfeleiſtung bezweckt hatten, das war ihnen ja vom Biſchofe bereits zugeſagt und auch der Oheim von Trier hielt es für rathſamer, von nun an ſeines geiſtlichen Amtes

zu warten, da er wohl erfahren hatte, daß ihm im Felde keine Lorbeeren erblühen würden. Auch die meiſten Edlen von Straßburg waren, mit alleiniger Ausnahme der Grafen von Wrede und derer von Razinhuſen, die bei dem Biſchofe blieben, auf Seite der Bürger getreten.

Unter dieſen Umſtänden mußte ſich Walther endlich, wie wohl nur ungerne, entſchließen, einen Ruf an ſeine Brüder nach Geroldseck ergehen zu laßen. Seit der Zeit, da er aus ihrer Mitte geſchieden war, hatte Walther keine Verbindung mehr mit ſeinen Brüdern unterhalten, denn er betrachtete ſie immer als die, um deren Willen er gleichſam aus ſeinem Erbe vertrieben und in die Mauern des Kloſters eingeſchloßen worden war. Seine Brüder dagegen, die durchaus keine feindliche Geſinnung gegen ihn hegten, blieben nur ungern ferne von ihm, beſonders Hermann, der Aeltere, der ſchon im frühen Jugendalter ſich mehr zu Walther, als zu Heinrich hingeneigt hatte. Gerne wäre er ſchon das erſte Mal zu dem Heere geeilt, das der Biſchof vor Straßburg verſammelt hatte, allein der alte Vater hatte ihn zurückgehalten; nun aber ließ er ſich nicht mehr länger halten, hinüber zu ziehen zu ſeinem, von Bundesgenoßen verlaßenen Bruder; mit einer rüſtigen Schaar von Reiſigen ſtieg er von Geroldseck herab, indeß Heinrich, der Liebling des Vaters, zu Hauſe blieb, um dieſen und ſein Eigenthum zu ſchirmen.

Um die Zeit des Herbſtes hatten ſich die Schaaren des Biſchofs geſammelt und nun traf er wieder

seine kriegerischen Anstalten. Einen Theil seines Heeres legte er nach Geispolzheim, die Hauptmacht aber wurde bei Molzheim aufgestellt. Die erste Feindseligkeit begann damit, daß man keinen Tropfen Wein in die Stadt ließ, und doch wuchs gerade in diesem Herbste so viel Wein im Lande, daß das Ohm nur vier Pfennige galt: dadurch entstand in der Stadt solcher Mangel, daß man die Maaß mit zwei Pfennigen bezahlen mußte. Dieses gewaltthätige Verfahren ließen denn die Straßburger nicht ungeahndet, sondern machten Ausfälle aus den Thoren und verheerten alle Ortschaften, die dem Bischofe gehörten; dieser dagegen nahm alle, in dem Bisthume gelegenen, Güter der Bürger weg und vertheilte sie unter seine Diener und Anhänger. Ein zweiter Zug, den die Straßburger um Weihnachten gegen das feste Schloß zu Weikersheim unternahmen und wobei sie von den Feinden unverrichteter Sache zurückgeschlagen wurden, steigerte ihren Unwillen gegen den Bischof noch mehr, und sie trachteten von nun an, ihm zu schaden, wo und wie sie nur konnten.

Ohne Grund hatten sie geargwohnt, daß wohl der alte Graf Heinrich von Geroldseck den Aerger seines Sohnes gegen die Bürger rege gemacht haben möchte. Deßen sollte dieser nun entgelten. Eine tapfere Schaar unter der Anführung des Grafen von Habsburg zog bei Nacht und Nebel gegen die Höhen des Schwarzwaldes, wo die uralte Geroldsburg ins weite Thal herunterblickte. Während der alte Graf und sein Sohn sich in ihrer Veste ganz sicher wähnten,

rückte der von Habsburg mit Sturmesschnelle, wie er stets gewohnt war, gegen sie heran. Nicht mehr sehr ferne waren die Feinde von Geroldseck; meist unbekannte Wege ziehend, wäre es ihnen fast gelungen, unbemerkt bis unter die Mauern der Burg zu kommen. Aber ein Mann, der in der Frühe in dem Walde, durch den die Schaar zog, Holz hieb, gewahrte von seinem versteckten Standpunkte aus den Glanz vieler Helme und Speere und sah, wie die Reisigen eben in einen Weg einlenkten, der sonst nirgends hin, als auf die Burg Geroldseck führte. Schnell entschloßen verließ er seinen bisherigen Ort, nicht aus Furcht vor der reisigen Schaar, sondern um ein gutes Werk auszuführen, denn jezt war es nicht mehr schwer zu errathen, auf was das Vorhaben der Heranziehenden gerichtet war. Trotz seines schon vorgerückten Alters nahm er alle seine Kräfte zusammen und beflügelte seine Schritte, um noch vor den Feinden auf die bedrohte Burg zu gelangen.

4.

Eben saß der alte Herr von Geroldseck in seinem Gemache auf der Burg und ihm gegenüber sein Sohn Heinrich, mit dem er sich über die Sache des Bischofs von Straßburg besprach. „Wer hätte es je gedacht“ — begann der Vater — „daß dann erst meine Sorge um Walther anfangen würde, wenn er im Leben so hochgestellt wäre? wie habe ich in seiner Erhöhung das Ziel meiner höchsten Wünsche zu erreichen geglaubt, und jezt muß ich es fast bereuen, daß er

so hoch gestiegen, bereuen, daß ich ihn je gezwungen, diese Laufbahn zu wählen." „Mein Vater" — entgegnete Heinrich — „wir wollen noch nicht klagen, daß die Sachen so stehen, wie es jezt ist, und zufrieden seyn, wenn der Kampf Walthers mit der Stadt sein Verderben nicht noch bis zu uns herüber verbreitet." „Das befürchte ich eben nicht so sehr" — bemerkte der Alte von Geroldseck — „aber eine andere Sorge quält mich: Hermanns, deines ältern Bruders Abzug aus der Burg; der könnte uns wohl geraubt werden, denn wo Hermann kämpft, da läßt er nicht ab, er muß entweder siegen oder ritterlich kämpfend den Tod finden. Ein düsteres Traumbild hat mich diese Nacht erschreckt: deine selige Mutter ist mir in demselben Gewande, in welchem wir sie vor sechs Monaten in den Sarg legten, erschienen, neben ihr stand Hermann, den sie mit ihren Armen umschlungen hielt, auch deinen Bruder Walther sah ich auf ihren Wink ihr zueilen, und mir lächelte sie ebenfalls so freundlich zu; vielleicht daß" — Er wollte weiter reden, da trat ein Diener ein und frug, ob der alte Fährmann von der Kinzig nicht eintreten dürfe? „Nimmermehr" rief der Graf, „ich will diesen Alten nie wieder vor mir sehen; er hat mir des Kummers genug bereitet durch seine leichtsinnige Dirne mit dem verwünschten Bastard; wie strenge habe ich ihm verboten, sich nimmer im Banne meiner Burg sehen zu laßen mitsammt seiner Brut! Geh' und weise ihn drohender, denn je, aus meinem Hofe, sein Anblick würde nur neue Erbitterung in mir erregen!" „Vater" — begann jezt Heinrich die

Rede — „wenn ich von Herzen ſprechen darf, ihr ſeit unbilliger Weiſe gegen den Mann erbittert, ſoll er darum, daß ſeine Tochter gefehlt, und mit ihr euer Sohn Walther, ewig euern Haß und Groll empfinden, oder habt ihr des Grimmes noch nicht genug über ihm ausbrechen laßen, als ihr ihn ſammt ſeiner Tochter und dem Kinde durch eure Rüden aus der Burg heztet?“ Er wollte weiter reden, da trat der Diener noch einmal ein und ſtellte vor, wie dringend der Mann bitte, ihn vorzulaßen, denn er habe dem Herrn Grafen etwas Wichtiges zu eröffnen.

„So geh, mein Sohn, und höre ſelbſt von ihm, was er will, aber vor mein Angeſicht ſoll er nicht kommen, denn ſein Anbick würde mein Innerſtes empören.

Heinrich ging hinaus, aber todtenblaß kam er wieder zurück mit der Kunde, daß eine Schaar Reiſiger mit dem Wappen der Stadt Straßburg im Fähnlein gegen die Burg heranziehe und kaum noch eine Stunde entfernt ſeyn könne. „Da ſeht ihr mein Vater“ — ſezte er hinzu — „wie meine Beſorgniß nicht umſonſt war, daß auch uns das Verderben dieſer unſeligen Fehde erreichen könne, und nur dem armen, verachteten Manne haben wir es zu danken, daß wir wenigſtens nicht ganz unvorbereitet überfallen werden.“

Einen unbeſchreiblich ſchmerzlichen Eindruck machte dieſe Nachricht auf den alten Herrn; ſchon ſeit Jahren litt er an der Gicht, ſo daß er ſich nur mit großer Mühe von einer Stelle zu der andern bewegen konnte. „Wie wird es jezt mit mir werden,

wenn die Feinde über die Burg kommen, wenn Alles zum Kampfe sich bereitet und ich unthätig da sitzen muß, und welches wird mein Loos seyn, wenn sie die Burg gewinnen!" So klagte der alte Graf und hatte jezt Niemand um sich, der ihn trösten konnte, als den armen, so sehr von ihm gehaßten Fährmann, denn Heinrich konnte nicht bei dem Vater seyn, da er jeden Augenblick benützen mußte, um die Burg in der kurzen Frist so gut als möglich in Vertheidigungszustand zu setzen. Wie doch die Noth oft selbst den verachtetsten unserm Herzen wieder nahe bringen kann! Als sich der alte Graf so einsam und verlaßen sah, mußte der von ihm so unversöhnlich Gehaßte sein Tröster, und nicht blos sein Tröster, sondern auch sein Retter werden. Der Fährmann wußte den Grafen nicht nur mit Worten zu beruhigen, sondern er dachte auch auf Mittel und Wege für deßen Sicherheit.

„Im Kloster Gengenbach" — wandte er sich zu dem Herrn der Burg — „wäret ihr wohl am Besten aufgehoben, so lange eure Wohnung in Gefahr ist, und dahin will ich euch bringen." Lange wollte sich der von Geroldseck nicht verstehen, diesem Rathe zu folgen; als aber Rudolph von Habsburg mit den Straßburgern vor der Burg erschien, als die ganze westliche Seite derselben von Kriegern umgeben war und man jeden Augenblick einen Sturm befürchten mußte, da ließ sich der Graf endlich durch die Bitte seines Sohnes und seiner treuen Diener bestimmen, die Burg seiner Väter zu verlaßen und in dem wohl-

befreundeten Kloſter zu Gengenbach eine Zuflucht zu ſuchen.

Da, wo man von Hohengeroldseck in das Kinzigthal hinabſteigt, führte ein, nur Wenigen bekannter, unterirdiſcher Gang aus der Burg in das Freie. Geführt von dem armen Manne trat der Graf den Weg an, oft nöthigten ihn ſeine körperlichen Schmerzen auszuruhen, und als ſie endlich ins Freie kamen, war der alte Herr ſo erſchöpft, daß er keinen Schritt mehr weiter zu gehen vermochte. Noch waren ſie im Bereiche der Burg, leicht konnten ſie von den Belagerern wahrgenommen und verfolgt werden, ſchon wollte der Graf an ſeiner Rettung verzweifeln, da fand der Fährmann abermals wieder Mittel und Auswege. „Edler Herr" — ſprach er — „ihr müßt euch zu einem ſeltenen Ritte bequemen, vertraut euch meinen Schultern an, ich will euch weiter bringen, wenn es auch etwas langſam geht." Mit dieſen Worten nahm der Fährmann, obgleich beinahe eben ſo alt, als der Graf, dieſen auf ſeine ſtämmigen Achſeln und erreichte ſo mit ihm den Ort, wo ſein kleines Häuschen am Ufer des Kinzigfluſſes ſtand. Hier wartete bereits ein anderer Rettungsengel, der die Weitergeleitung des alten Herrn in das Kloſter nach Gengenbach übernahm, denn der Fährmann hielt es für gerathener, nach Geroldseck zurückzugehen, damit dem Junker auf der Burg doch wenigſtens ein Mann von reiferem Alter, wenn auch nicht mit der Kraft des Armes, ſo doch mit klugem Rathe zur Seite ſtände.

Wir kennen sie schon von früher, sie, die jezt die weitere Rettung des Grafen übernahm, aber wie wenig glich ihre jetzige Gestalt der aus jener Zeit, als sie noch mit dem feurigen Walther auf der Bank vor dem kleinen Häuschen saß, ein Mädchen wie Milch und Blut, dem man das jugendliche Wohlseyn aus den Augen strahlen sah, jezt aber ein abgezehrtes Frauenbild mit eingefallenen Wangen, der Glanz ihrer sonst so hellen Augen war erloschen und ihr Blick ein düsterer und kummervoller geworden. Was wollen wir uns auch hierüber wundern! nagte doch schon seit mehr als sieben Jahren der Gram und Kummer an ihrem Herzen, hatte sie doch seit jener Stunde, da Walther sie zum lezten Male umarmt hatte, die ganze Schule der Leiden und Trübsal durchwandelt. Ach! wie schwer mußte sie seitdem jenen Augenblick büßen, wo sie ihrer Schwachheit nachgegeben hatte. Ihre Mutter, als sie die Folgen des verbotenen Umganges ihrer Tochter mit Walther wahrgenommen hatte, war vor Gram gestorben und seitdem hatte auch Gertrude keine frohe Stunde mehr bei dem Vater, denn sie war von nun an der beständige Gegenstand seiner Vorwürfe, und als unter unsäglichen Schmerzen ein Knabe sich von ihrem Schooße wand, brach erst der volle Ingrimm des Vaters über der Unglücklichen aus. Und als der Vater ihr endlich wieder verziehen, und mit ihr und dem Kinde hinauf nach Geroldseck ging, um das Herz des Burgherrn wenigstens zum Mitleide gegen das schuld- und hilflose Kind zu bewegen,

da verschloß dieser sein Herz und ließ alle Drei unbarmherziger Weise aus dem Schloße hetzen.

Der Mann, der so an Gertruden gehandelt hatte, stand jezt vor ihr und bedurfte ihrer Hilfe, die edle Seele aber gedachte des Bösen nicht mehr, das er an ihr gethan hatte, vielmehr freute sie sich, ihm sein Unrecht mit Wohlthun vergelten zu können. Nachdem sie ihn zuerst in ihrer Wohnung mit Speise und Trank erquickt hatte, führte sie ihn hinaus an den Nachen, um mit ihm nach dem Kloster Gengenbach zu lenken. Lange wollte das kleine Fahrzeug nicht vom Ufer stoßen, denn Walther, ihr 7jähriges Söhnlein, stand daneben und weinte bitterlich, als die Mutter ihn allein zu Hause laßen wollte. Das hatte sie bis auf diese Stunde noch nie gethan, und auch dießmal hätte sie den Knaben gerne mitgenommen, allein sie hatte bemerkt, daß er für den alten Grafen kein willkommener Begleiter seyn würde. Denn schon, als sie noch in der Wohnung waren, hatte der Graf den Kleinen, der sich so zutraulich an ihn schmiegte und ihn freundlich anlächelte, mit griesgrämigem Blicke betrachtet und einige Male sogar mit Widerwillen von sich gestoßen. Das hatte freilich dem gekränkten Mutterherzen manche heimliche Thräne abgenöthigt, daß der alte Herr seines Sohnes eigen Fleisch und Blut so sehr verabscheute, da der Kleine doch das ausgedrückte Ebenbild des ehmaligen Junkers Walther war und auch seines Vaters Taufnamen führte; Alles, was ihr der Graf von Geroldseck früher Hartes zugefügt hatte, schmerzte sie nicht

ſo tief, als das Leid, womit er ſie jezt aufs Neue betrübte, aber ſie hielt den Schmerz zurück und unterdrückte die Thräne, welche ſchon ihr Auge gefeuchtet hatte. Aber der Knabe durfte trotz ſeines Bittens und Flehens nicht mitfahren; ſie verſprach ihm bald wieder heimzukommen und ſtieß vom Ufer. Lange ſchrie der kleine Walther noch hinter der Mutter her, bis er ſie und den Nachen aus dem Geſichte verlor, dann ging er in das Häuschen zurück, legte ſich auf die Bank und entſchlief in ſeinem kleineren Schmerz, um bald zu einem größeren zu erwachen.

Während Gertrud mit dem geretteten Grafen gen Gengenbach hinabrudert, wollen wir unſern Leſern kurz erzählen, was ſich indeßen auf Burg Geroldseck ereignete. Der Ritter von Habsburg, welcher an der Spitze der Straßburger gegen das feſte Schloß heranzog, hatte urſprünglich keinen ernſten Angriff auf daſſelbe im Sinne, ſondern ſeine Abſicht war zunächſt blos die, den alten Grafen aufzuheben, gefangen nach Straßburg zu führen und dadurch den Biſchof Walther zum Frieden mit der Stadt zu zwingen. Im Unmuthe darüber, daß der, den er geſucht hatte, ihm aus den Händen entwiſcht war, ließ er die Burg plündern — eine Sache, die, wenn er ſie auch hätte verhindern wollen, doch geſchehen wäre, denn die Straßburger waren längſt lüſtern nach den Schätzen der reichen Herren von Geroldseck. Aber an die Burg ſelbſt durfte keiner der Krieger ſeine Hand legen, das hatte Rudolph bei harter Strafe verboten.

Was auf Geroldseck geſchah, war Alles das

Werk eines einzigen Tages. Indeß war die Burg nicht so leichten Kaufes gewonnen worden. Graf Rudolph mußte einen guten Theil seiner Mannschaft in den Gräben der Vorwerke todt zurücklaßen, ein Theil der Uebriggebliebenen blieb als Besatzung zurück. Die auf der Burg hatten nur Wenige verloren; aber der Wackersten einer, deßen Verlust der junge Graf Heinrich am schmerzlichsten bedauerte, war der treue Fährmann aus dem Kinzigthale: ihm hatte eine feindliche Streitaxt im Kampfe auf der Zugbrücke die Schulter gespalten.

Ehe die Straßburger von Geroldseck abzogen, konnten die Raubgierigsten unter ihnen es nicht unterlaßen, einen Streifzug landeinwärts zu machen. Während der Graf von Habsburg mit der Hauptschaar seinen Rückzug antrat, zogen sich die Freibeuter hinab in das Kinzigthal; Sengen und Brennen bezeichnete allenthalben ihre Spur, denn kein Anführer war da, der ihre Raubgier in Schranken hielt. Aber auf ihrem ganzen Wege bis in das Kinzigthal hinab stießen sie auf keine Wohnung, an der sie ihre Plünderungssucht befriedigen konnten. Als sie daher das Häuschen des Fährmanns erblickten, fielen sie wild über dasselbe her, hoffend, wenigstens einige Beute in demselben zu finden. Aber ihre Erwartung wurde getäuscht, sie fanden Nichts, als einen hübschen Knaben, der bis zu ihrer Ankunft auf der Bank geschlummert hatte, jezt aber erschrocken auffuhr, als die Männer mit fremden Gesichtern die Thüre lärmend öffneten und eindrangen. Wie er

lauter Unbekannte um sich sah, schrie er laut auf und weinte; daran aber kehrten sich die Männer des Krieges nicht; der hübsche Knabe däuchte ihnen eine willkommene Beute, da sie sonst in der Hütte der Armuth Nichts fanden, sie ergriffen ihn und schleppten ihn trotz alles Widerstrebens mit sich fort. Und um noch ein trauriges Andenken an ihren Besuch zu hinterlaßen, zündeten sie die Wohnung des Fährmanns an, und machten sich schnell von hinnen, um die Schaar der Ihrigen, die schon vorangezogen waren, noch zu erreichen. Den weinenden und nach seiner Mutter schreienden Knaben aber banden sie auf ein Roß und trabten mit ihm den Weg hin, den sie gekommen waren.

5.

Alles dieß war geschehen, während Gertrud, die indeßen den Grafen zu Gengenbach in Sicherheit gebracht hatte, nach Hause zurückruderte. Da das Waßer in damaliger Jahreszeit gerade reißend abwärts strömte, so konnte sie nur langsam am Ufer herauffahren, wodurch ihre Rückkehr um mehrere Stunden verzögert worden war. Es war schon ziemlich dunkel, als sie den Ort, wo ihre Wohnung stand, erreichte; — ach! sie fand Nichts mehr, als rauchende Trümmer, deren Glut noch weithin Helle verbreitete. „Mein Gott!“ — rief sie aus — „was ist da geschehen?“ Das Erste war, daß sie ihren kleinen Walther aufsuchte. Unbesorgt um sich selbst durchstöberte sie die noch rauchenden und glühenden

Oerter; sie konnte bei dem Anblicke der völligen Zerstörung nichts Anderes glauben, als daß sie ihr Söhnlein erschlagen oder erstickt unter den Trümmern finden würde; aber nirgends war die geringste Spur davon zu sehen. Erst nach einer geraumen Weile, als sie sich von dem ersten Schrecken wieder einigermaßen erholt hatte, fiel ihr ein, daß ihr Vater von Feinden gesagt habe, die vor Geroldseck gezogen wären, vielleicht — so vermuthete sie — war durch sie die schreckliche Zerstörung verübt und ihr Kind geraubt worden: auf Geroldseck konnte sie vielleicht ein Näheres erfahren, denn ihr Vater mußte ja dort seyn.

Sie verließ die Stätte des Jammers und eilte der Burg zu, aber nicht um Beruhigung dort zu finden, sondern um einem neuen Schmerze entgegen zu gehen. Sie klimmte den steilen Pfad hinan, gerade auf jener Seite, wo die Mauer von den Feinden mit List erstiegen worden war. Da und dort trat sie noch auf Leichen, mit Schaudern zog sie ihren Fuß zurück, denn sie befand sich in dem Graben der Burg, wo so mancher der Kämpfenden seinen Tod gefunden hatte. Sie verließ diesen schrecklichen Ort und schlug den Weg nach der Zugbrücke ein. Hier angekommen, hörte sie nicht ferne von sich das Röcheln eines Sterbenden; sie eilte an die Stelle — Gott! welch ein Anblick: es war ihr Vater, der, tödtlich getroffen von der feindlichen Mordwaffe, so eben sein Leben unter den schrecklichsten Schmerzen auszuathmen im Begriffe stand. „Mein Vater!“ — rief

Gertrud, und ſchlang ihre Arme um ihn; dieſer aber konnte die Geſtalt ſeiner Tochter nicht mehr ſchauen, doch vernahm er noch die ihm wohlbekannte Stimme. Er raffte ſeine lezte Kraft zuſammen und ſtöhnte noch die wenigen Worte heraus: „Gertrud, Waßer.“ Gleich einem leichtfertigen Reh, nicht denkend ihres eigenen großen Schmerzes, eilte die Tochter den Berg hinab, wo ein Brünnlein floß, und war ſchnell wieder zurück bei dem Sterbenden. In einer Feldflaſche, die neben einem der Erſchlagenen lag, brachte ſie ihrem Vater die lezte Labſal. Er neigte ſein Haupt in den Schoos der ſchluchzenden Tochter zurück. „Mein Vater,“ ſprach Gertrude mit ſanfter und wehmüthiger Stimme zu ihm — „habt ihr mir den Fehltritt meiner Jugend von Herzen verziehen?“ Der Sterbende raffte ſich noch einmal empor, ein ſchwacher, nicht mehr verſtändlicher Laut ging über ſeine Lippen, dann nickte er mit dem Haupte und verſchied. Mit ihren eigenen Händen wühlte die gebeugte Tochter ein Grab in den Boden und bedeckte den geliebten Leichnam.

Jezt erſt gab ſie ihrer frühern Sorge um das Aufſuchen ihres Kindes wieder Raum. Ohne Furcht ging ſie durch die Thore der von Feinden beſezten Burg, ungeſcheut forſchte ſie bei dem nächſten ihr Entgegenkommenden von der Beſatzung, und erfuhr, wie Bürger von Straßburg das Schloß gewonnen und nun inne hätten, wie ein Theil der Schaar einen Streifzug durch das Kinzigthal gemacht, nun aber wieder unter der Burg vorbeigekommen wäre,

um den Vorausziehenden auf dem Wege nach Straßburg nachzueilen. So hatte nun doch die gebeugte Mutter wenigstens einige Spur von der feindlichen Horde, die so schrecklich in dem Kinzigthale gehaust hatte; auf der Stelle verließ sie die Burg und ging, wohin der Fuß sie trug, wenn es nur die Richtung gen Straßburg war, sie stieg über Felsen und Steine, achtete nicht der Dornen und Disteln, die ihre Füße verwundeten, nicht, wenn sie im Dunkel der Nacht auf Felswegen ausgleitete und zu Boden fiel: nur Ein Ziel schwebte ihren Augen vor, wie sie ihren verlorenen Sohn wieder finden möge.

Schon die ganze Nacht war sie durch Wälder und Gebirgsschluchten geirrt, ihre Schuhe waren ihr während des Gehens über Stock und Stein von den Füßen gefallen; sie fühlte es nicht, bis das Blut ihr aus den Zehen floß. Mehrere Meilen hatte sie schon zurückgelegt; oft war sie vor Mattigkeit hingesunken, aber immer raffte sie ihre Kraft wieder zusammen und irrte weiter. Die Nacht war vorüber, es dämmerte und ging schon wieder dem neuen Tage zu; Gertrude erblickte am fernen Horizonte einen schwarzen Punkt: sie kannte ihn wohl, es war der riesige Münster von Straßburg, der leitete die Irrende wieder auf die rechte Straße, von der sie längst abgekommen war. Bald sah sie im Scheine der aufgehenden Sonne die gewaltige Strömung des Rheines, der sich wie ein Silberstreifen durch das weite Thal hinabzog. So oft schon, wenn Gertrude von den Höhen des Schwarzwaldes in diese weitgedehnte Fläche

hinabgeblickt hatte, war es ein freudiger Anblick für sie gewesen, wenn die Sonne hinter dem fernen Wasgau heraufstieg, ein herzerhebendes Schauspiel, wenn die Spitze des riesigen Münsterthurmes wie vom purſten Golde glänzte und in den Fluthen des Rheines widerſtrahlte. Wie ganz anders war es Gertruden heute ums Herz. Der Glanz der aufgehenden Sonne däuchte ihr ein blutrother Schein; ſie eilte aus dem Dunkel der Wälder heraus auf die Ebene, aber kein lieblicher Anblick bot ſich ihr dar; ſie ſah einen dichten Rauch aus den nächſt liegenden Orten aufſteigen, überall zeigten ſich Spuren, daß feindliche Schaaren über dieſe Gegend gekommen waren. Zu jeder andern Zeit wäre dieß ein herzbewegender Anblick für Gertrude geweſen, welch ganz andern Eindruck machte dagegen jezt das Anſchauen dieſes Jammers und Unglücks auf ſie. Sie konnte unmöglich betrübt ſeyn, denn erkannte ſie nicht in dem, aus dieſen Orten aufſteigenden, Rauche ein ſicheres Zeichen, daß Diejenigen hier geweſen, die auch ihr die Wohnſtätte zerſtört und das Theuerſte, was ſie im Leben beſaß, von der Seite gerißen hatten? Sie durfte ſich vielmehr freuen, denn ſie hatte ja jezt eine Spur von der feindlichen Schaar und damit vielleicht auch von dem geraubten Lieblinge ihres Herzens. Schnell eilte ſie dieſen Stätten der Zerſtörung zu, die erſten Beſten, die ihr begegneten, rief ſie an und bald wurde ihr die tröſtliche Kunde, daß eine Schaar Straßburger dieß Dorf überfallen habe, die einen wunderhübſchen Knaben, auf ein

Roß gebunden, mit sich führe, aber diese glänzende Horde sei bereits, in der Richtung gegen die Stadt, weiter gezogen. Jezt beflügelte Gertrud von Neuem ihre Schritte, aber erst, nachdem sie durch drei, nicht weit von einander liegende, Ortschaften gekommen war, sah sie eine Schaar Reisiger vor sich die Straße dahin traben; flugs war sie bei ihnen und, siehe da! ihr lieber kleiner Walther wurde mitten unter ihnen auf einem Pferde mitgeführt.

Unerschrocken drängte sich die überglückliche Mutter durch die Schaar zu ihrem Kinde hin und rief den Kleinen beim Namen, der, noch ehe er die Mutter wirklich erkannte, die Händchen gegen sie ausstreckte. Gertrude wollte ihn mit ihren Armen umfaßen und rief flehend den Männern zu: „Haltet an, um Gottes Willen, es ist mein Kind, das ihr mit euch führt!“ Aber die rohen Kriegsleute hielten nicht, sondern ließen die Roße forttraben und spotteten über das Jammern und Wehklagen der Mutter, während diese, den festgebundenen Knaben immer am Aermchen haltend, neben ihnen herspringen mußte. „Habt Erbarmen und gebt mir mein Kind zurück!“ — wiederholte Gertrud mehrere Male, aber die Unmenschen hörten nicht, bis sie endlich, erschöpft vor Müdigkeit, neben dem Roße, worauf der kleine Walther saß, niedersank. Aber jezt erscholl auf einmal vornen am Zuge das Befehlswort: „Halt!“ Die Schaar, welche den Knaben führte, war mit der Hauptmacht unter des Grafen von Habsburg Befehl zusammengetroffen; der Zug stand stille, und dadurch allein wurde es ver-

hindert, daß Gertrude nicht von den Hufen der Roße zertreten wurde. Rudolph von Habsburg hatte den wehklagenden Ruf der Frau gehört; schnell zur Stelle, stieg er vom Roße und richtete selbst die noch Jammernde vom Boden auf. Mit drohendem Blicke gegen die Räuber wandte er sich, nachdem er erfahren, wie sie den Schmerz der trauernden Mutter verhöhnt hatten, zu diesen: „Seyd ihr auch ehrsame Bürger einer reichsfreien Stadt, ihr die ihr so unmenschlich handelt, und mit Raub und Brand eure Bahn allenthalben bezeichnet habt? unverzüglich gebt den geraubten Knaben der Mutter zurück, und laßet sie mit ihm in Frieden ihres Weges ziehen!“

Schnell gehorchten die Straßburger, denn es bedurfte nur eines Winkes, nicht einmal eines Wortes von Seiten ihres vielgeehrten Hauptmanns und Bannerherrn, wenn Etwas geschehen sollte. Alsbald wurde der Knabe von mehr als zehn bereiten Händen losgebunden und der Mutter zurückgegeben, die ihn in ihre Arme schloß und über der Freude des Widerfindens all der schmerzhaften Stunden vergaß, die sie um seinetwillen hatte erdulden müßen. Dem Grafen aber fiel sie zu Füßen und dankte ihm mit den rührendsten Worten, daß ihr durch seine Vermittelung der Knabe wieder geschenkt worden. Schon war sie im Begriffe, den Rückweg in ihr Thal wieder anzutreten, als Rudolph fragte: „wo ist euer Wohnort, gute Frau, daß ich euch sicheres Geleit dahin geben laße? Nun erst gedachte Gertrude deßen, was Tags zuvor geschehen war. „Gnädiger Herr“ — antwortete

ſie mit Thränen in den Augen, — „ich habe keine Heimath mehr, denn das Häuschen, worin ich mit meinem Vater wohnte, iſt in Aſche gelegt worden, und der alte Mann liegt in der kalten Erde im Burggraben zu Geroldseck.“ „So dürft ihr nicht mehr in euer Thal zurückkehren“ — erwiederte der Graf — „ſondern ihr folget mir, denn wir ſind nicht mehr weit von der Stadt Straßburg entfernt; allda will ich euch unterbringen und für den Knaben Sorge tragen, damit ihr nicht mehr ſo verlaßen ſeyd.“ Mit gerührtem Danke nahm Gertrud das freundliche Anerbieten an, ſie faßte den Knaben bei der Hand und folgte dem Zuge bis vor die Thore der Stadt. Wohl ritt die Schaar der Straßburger voran, aber als Gertrud hintennach kam, hielt der Graf von Habsburg am Thore und wartete ihrer; liebreich nahm er Mutter und Kind bei der Hand und führte ſie in die, nahe dem Thore gelegene, Wohnung ſeines Freundes, Herrn Rainbold Liebenzeller, der ſich kürzlich im Streite vor St. Aurelienthor ſo ritterlich ausgezeichnet hatte. Der nahm Gertruden mit dem kleinen Walther liebevoll in ſeine Pflege, ſo daß Beide bald erkannten, daß ſie in die beſten Hände gekommen waren. Auch Graf Heinrich von Geroldseck kam zu Rainbold Liebenzeller und wurde in deßen Hauſe wohl und freundſchaftlich aufgenommen.

Nicht lange mehr verweilte der Graf von Habsburg in der Stadt Straßburg, als ihn eine andere kriegeriſche Unternehmung wieder aus deren Mauern führte, dem Biſchofe zu Schaden und der Stadt

zum Frommen; dazu war dieſer neue Zug mit weit weniger Anſtrengung und Verluſt von Leuten verknüpft, als die Beſetzung der Burg Geroldseck.

6.

Längſt ſchon hatte Biſchof Walther mit ſchwerer Hand über die Stadt Colmar gewaltet, da geſchah es, während der Krieg zwiſchen ihm und den Straßburgern währte, daß ſeine Anhänger in jener Stadt Diejenigen austrieben, die es mit den Straßburgern hielten. Unter den Vertriebenen war auch der Schultheiß Rößelmann, der viele Freunde und Verwandte in Colmar beſaß. Um ſich nun an den Biſchöflichgeſinnten zu rächen, trat er in Unterhandlung mit Rudolph von Habsburg und trug ihm an, ihn ſammt ſeinen Leuten Nachts in die Stadt zu bringen, ſo daß er ſie ohne viele Mühe gewinnen könnte. Der Graf ging auf das Anerbieten ein, und nun ließ ſich Rößelmann in einem Faße in die Stadt nach dem Hauſe eines Domherrn, der ſein Verwandter war und um die Sache wußte, bringen, und ſchickte ſogleich zu ſeinen Freunden, um ſie mit dem Plane bekannt zu machen. Als die Nacht hereinbrach, wartete der Graf ſchon mit ſeinen Leuten vor den Thoren; der Schultheiß erſchien, öffnete die Pforte und ſteckte eine Bürde brennendes Stroh an einen Speer, denen draußen zum Zeichen, daß es nun Zeit wäre hereinzukommen, was auch geſchah, ehe Jemand in der Stadt es ahnen konnte. Nun hatte Rößelmann ferner veranſtaltet, daß in jede Straße

ein Bund Stroh gelegt wurde; dieſes zündete man jezt an, um den Feinden überall die gehörige Helle zu verſchaffen. Dieſe ritten mit gezückten Schwerdtern und dem Rufe: „Habsburg! Habsburg!“ durch alle Straßen und ſo gewann Rudolph die Stadt mit weniger Mühe, als er ſelbſt vermuthet hatte.

Dem Beiſpiele von Colmar folgte noch eine andere wichtige Stadt, die ebenfalls zum Bisthume Straßburg gehörte, und zwiſchen Partheien getheilt war, das war Mühlhauſen im Sundgau. Wie die Parthei, welche zu den Straßburgern hielt, von dem Ereigniße zu Colmar hörte, ſchickten ſie heimlich zu dem Grafen von Habsburg, und ſchloßen ihm ebenfalls bei Nacht die Thore auf. Aber auf der Burg zu Mühlhauſen hatte der Biſchof einen Schultheißen, der ſich mit aller Macht gegen das Volk in der Stadt und deßen ſelbſterwählten Helfer, den Habsburger, ſezte. Da belagerten die Städter die Burg zwölf Wochen lang, nahmen ſie endlich ein, ſchleiften die Werke und machten die ganze Beſatzung zu Gefangenen.

Ungeachtet dieſer vielfachen Befehdungen, gegenſeitigen Plünderns und Verheerens der Städte und Dörfer, wollte es doch lange nicht zu einem entſcheidenden Treffen kommen, weil keiner von beiden Theilen ſich die Kraft dazu zutraute, endlich aber fand ſich auch zu dieſem die nothgedrungene Veranlaßung. Aus Beſorgniß, der Biſchof möchte den feſten Kirchthurm zu Munolzheim als einen Punkt wählen, von wo aus er die Straße nach Brumat, Hagenau und Hochfelden

beherrschen könnte, zog um die Fastenzeit eine Anzahl Straßburger Bürger zu Roß und Fuß, gefolgt von Steinmetzen und andern Werkleuten, unter Anführung Rainbold Liebenzellers gen Munolzheim und zerstörte den Thurm. Wie nun die Kunde hievon vor den Bischof kam, ließ er die Glocke von Molsheim anziehen, was das Zeichen war, daß auch in allen übrigen bischöflichen Städten und Dörfern die Glocken geläutet und in Folge deßen eine bedeutende Heeresmacht schnell zusammengebracht wurde. Als hierauf der Bischof seine Leute zählte, und 300 Ritter und gegen 5000 Mann Fußvolk zu seinem Dienste bereit sah, da zögerte er nicht länger mehr mit einem ernsthaften Angriffe auf die Städter, um so weniger, als er überzeugt war, daß der Krieg auf keine andere Weise würde zu Ende gebracht werden können.

Sobald die Straßburger merkten, daß der Bischof einen ernsten Angriff beabsichtige, sandten sie Eilboten in die Stadt um Verstärkung, und nahmen inzwischen eine sichere Stellung rückwärts zwischen Ober- und Mittelhusbergen, so daß sie einstweilen durch das Flüßchen Breusch von den Bischöflichen getrennt blieben. Leztere aber, die den Rückzug der Straßburger für einen ernstlichen hielten, wollten den günstigen Augenblick nicht unbenüzt laßen, den Feinden in den Rücken zu fallen. Kaum hatte Herr Liebenzeller dieß wahrgenommen, als er sich schnell wieder mit den Seinigen umwand und, um jeden Preiß zum Kampfe entschloßen, ihnen zurief: „seyd starken Muthes, liebe Freunde und Mitbürger, fechtet unerschrocken für

unſerer Stadt Ehre und für die ewige Freiheit unſerer ſelbſt, unſerer Kinder und Nachkommen!“ Nachdem er ſo die Seinigen ermuthigt und ſich ſchon zum Angriffe angeſchickt hatte, kam eben auch die Hülfsmacht aus der Stadt, von Herrn Nicolaus Zorn dem Aeltern geführt, bei ihnen an. Mit dieſen vereinigt, erwählten ſie zween, die den Befehl über das fußgehende Volk übernehmen ſollten, Hug Kuchenmeiſter, und Heinrich Bohn, beide angeſehene Bürger aus Straßburg. Dieſe ließen vor Allem die Schützen ſich von dem übrigen Volke abſondern, mit der Weiſung, am allgemeinen Streite vorerſt keinen Theil zu nehmen, ſondern den immer neuen Zuzügen der Biſchöflichen aufzulauern, ſie mit ihren Pfeilen zu begrüßen und ſo zu verhindern, daß ſie nicht zum Hauptheere ſtoßen könnten.

Auf beiden Seiten war der entſcheidende Kampf feſt beſchloßen. Schon ritt der Biſchof im Angeſichte der Feinde vor der Schlachtordnung der Seinigen auf und nieder und ermahnte ſie, tapfer zu ſeyn und Ruhm zu erſtreben für ewige Zeiten. Er war gar ſtattlich anzuſehen, dieſer geiſtliche Fürſt von hoher, ſchlanker Statur, wie er ſo auf ſeinem ſtolzen Streitroße ſaß, das über und über mit Eiſen und Stahl bedeckt war. Er hatte, als er auszog, den köſtlichſten Silberharniſch angelegt, der ſich im Rüſthauſe vorfand; es war derſelbe, den einſt ſein Vorfahr Werner, ein treuer Anhänger des unglücklichen Heinrich IV. in jener Stunde getragen hatte, als er im Dienſte ſeines Königs gegen Kloſter Hirſau zog, aber vom Schlage

getroffen mit Heulen vom Pferde fiel, wie er eben ſeine Vaſallen zur Zerſtörung des Kloſters antreiben wollte. Es war ſchon dieß keine gute Vorbedeutung für den Biſchof am heutigen Schlachttage, aber auch noch ein anderer Unfall hätte ihn warnen ſollen, heute nicht in den Streit zu ziehen. Als er nämlich dieſen Morgen aus dem Thore ſeiner Burg Dachenſtein herausritt, fiel ein locker gewordener Stein von der Zinne herab und traf ſo mächtig auf ſein Haupt, daß der Helm mit goldenem Kleinod losrieß und klirrend zu Boden rollte; der Stein aber hatte den Helm zuvor ſo eingedrückt, daß der Biſchof eine ſtarke Kopfwunde empfing. Darum hatte ihn auch ſein Bruder Hermann gleich gebeten, unter ſolchen traurigen Vorbedeutungen nicht auszuziehen, oder, wenn er je darauf beharren wollte, ihm den Oberbefehl über das Volk zu übertragen. Allein Walther lachte über dieſe Beſorgniſſe, ließ ſich den Helm wieder reichen und drückte ihn ſo feſt auf ſein Haupt, daß aus der Quetſchung Blut floß, welches unter dem Helme hervorquoll. Es mußte heute zum Streite kommen, das war ſein feſter Entſchluß, als er vor der Schlachtordnung ſtand, und auf eine nochmalige ernſte Abmahnung ſeines Bruders, der ihn zugleich auf die weit überlegene Macht der Feinde hinwieß, ſcheute ſich der Biſchof nicht zu erwiedern: „ſo reden freilich die Zaghaften, denen das Herz gleich hinunter fällt, wenn es zum ernſten Kampfe geht; wer nicht mitſtreiten will, möge immerhin nach Hauſe gehen, aber unter denen, die ſich von Geroldseck nennen, hat noch Keiner ſo

geredet.“ „Möge Gott euch dieſe Schmach verzeihen, die ihr Dem anthut, der unter Einem Herzen mit euch lag,“ erwiederte Hermann, „und möget ihr nie bereuen, daß ihr mich einen Zaghaften genannt, wenn ich euer hartes Wort mit Vergießung meines Herzblutes Lügen ſtrafe.“ Mit dieſen Worten ritt Hermann wieder unter die Schaar der Uebrigen zurück.

Jezt wurden auf beiden Seiten die Helme aufgeſtürzt und die Schwerdter gezückt. Einer von den Straßburgern, Markus von Eckerensheim, legte die Lanze ein und rannte zuerſt gegen die Biſchöflichen. Das gewahrte Hermann von Geroldseck, plözlich legte auch er ein und rannte gegen den Edelknecht. Sie ſtachen beide aufeinander, daß die Speere in Splitter flogen und Mann und Roß zu Boden fielen. Da eilte man von beiden Seiten herbei, brachte ihnen friſche Roße, und nun wurde der allgemeine Angriff durch die Reiterei eröffnet. Als nun dieſe eine Zeitlang geſtritten hatte und die Kämpfer ganz unter einander gekommen waren, rückten die fußgehenden Straßburger den Ihrigen nach, umzogen das Heer, Freunde wie Feinde, und ſtachen beider Theile Roße nieder, denn es war unmöglich, in dem Getümmel die Einen von den Andern zu unterſcheiden. Auch hatte ihnen der alte Liebenzeller dieß angerathen, „denn“ — ſagte er — „die Bürger ſind nahe bei der Stadt und bedürfen der Roße nicht, der Biſchof aber iſt deſto weiter von ſeiner Heimath entfernt und mag uns auf dieſe Weiſe nicht entkommen.“

Aber vier Ritter auf Seiten der Biſchöflichen

kämpften immer noch zu Roße: das war Herr Walther selbst, seine beiden Edelknappen, Burkhardt Murnhard und Wolfelin Meigenreiß und sein Bruder Hermann. Alle vier hieben wacker auf die Straßburger ein, besonders aber ließ der Bischof seine Klinge über den Köpfen seiner Unterthanen sausen und sie bückten sich noch tiefer vor ihm, als früher, wann er die Hand zum Segen über sie erhob. Schon wandte sich eine ganze Schaar Feinde vor den vier Rittern, schon wurde der Sieg, der sich bereits auf Seite der Städter gewandt hatte, wieder zweifelhaft, da erschien auf einmal die Schaar der Straßburger Schützen, geführt von einem Ritter von hoher Statur mit verstürztem Helme; auf hoch erhobenem Schilde aber prangte der Habsburgische Löwe. „Der Habsburger!" schrieen Alle und wandten sich wieder gegen die Bischöflichen, denen sie eben den Rücken gewandt hatten, und an sie schloßen sich die Schützen an, die ihre leeren Köcher von sich geworfen hatten und nun statt des Bogens das Schwerdt mit gleicher Kraft führten. Rudolph von Habsburg aber suchte nur Einen Gegner für sein gutes Schwerdt, und der war Bischof Walther. Ein hitziger Kampf begann zwischen Beiden, doch war der Graf, den man mit Recht „den kräftigsten und theuersten Ritter seiner Zeit" nannte, dem Bischofe, der erst seit Kurzem wieder das Schwerdt zu führen gewöhnt war, weit überlegen. Der Habsburger faßte einen kräftigen Schwung und hieb dem Bischofe den Helm vom Haupte. Vergebens suchte dieser mit dem Schilde

ſein glatt geſchorenes Haupt zu decken, die Hiebe ſeines Feindes wurden immer heftiger, der Schild zerſprang; noch ein Einziger, und des Biſchofs Haupt wäre geſpalten worden. In dieſem Augenblicke fuhr ein ſtarker Arm zwiſchen Beide und hielt einen noch unverſehrten Schild vor. Es war Hermann von Geroldseck, der den Hieb des Habsburgers auffing und damit ſeinem Bruder das Leben rettete. Ein neuer, nicht minder heftiger Kampf begann jetzt zwiſchen Hermann und Rudolph.

Während dieſe Beiden kämpften, faßte der Edelknecht Wolfelin das Roß ſeines Herrn beim Zügel, riß es herum und wandte ſich mit dem Biſchofe zur Flucht. Wie die Straßburger dieß ſahen, eilten ſie den Fliehenden nach, kehrten aber, da es ihnen nicht möglich war, ſie zu erreichen, bald wieder auf das Schlachtfeld zurück. Die Einzigen, welche hier noch kämpften, waren die Grafen von Habsburg und Geroldseck. Erſterer, den der Kampf mit dem Biſchofe ſchon ſehr angeſtrengt hatte, konnte ſich nur mit Mühe noch gegen ſeinen Gegner halten, und beſchränkte ſich auf ſeine eigene Vertheidigung. Dieß ſah der Edelknecht Markus von Eckerensheim; entweder meinend, dem Habsburger dadurch einen Dienſt zu leiſten, oder aus Groll gegen den Grafen Hermann, der ihn beim Beginne des Treffens vom Pferde geſtoßen hatte, legte er ſeine Lanze ein und ſtach den Geroldsecker durch das Helmgitter, daß er tödtlich verwundet vom Pferde ſank und in weniger als einer Stunde den Geiſt aufgab. Gleich nach dieſer

unritterlichen That hatte er ſich wieder unter ſeine Genoſſen gemiſcht, wie wenn er ein edles Ritterſtück ausgeführt hätte.

Jezt fielen die Sieger über die Feinde her, die in Haufen das Schlachtfeld bedeckten. Sie zogen Alle aus und nahmen ihnen Rüſtung, Waffen und Kleider, daß ſie bloß und nackt umherlagen, bis ſie am Abende von ihren Freunden aufgeleſen und begraben wurden. Auf Seite der Biſchöflichen zählte man der Erſchlagenen gegen 60 Ritter und Edle, ohne die Leute von geringerem Stande, unter jenen Graf Hermann von Geroldseck, des Biſchofs Bruder, und eine Menge Gefangener. Die von Straßburg hatten verhältnißmäßig nur wenige Todte. Ein einziger Gefangener aber, der Metzger Bilgeren, den die Biſchöflichen auf ihrer Flucht gen Geiſpolzheim mitführten, wurde, als dieſe erfuhren, wie viele ihrer Freunde im Treffen geblieben waren, ebenfalls ermordet. Dem Zuge der Triumphirenden ritt der Graf von Habsburg voran, der, eben abweſend von der Stadt, die Kunde vom Zuge der Straßburger erſt ſpäter erhalten hatte, und dann zur rechten Stunde auf dem Schlachtfelde erſchien, um den Ausſchlag zu geben.

7.

Während in den Mauern von Straßburg Alles voll Jubel und Freude war, ritt der Biſchof mit zerſchlagenen Gliedern auf müdem Roße in ſeine Burg zu Dachenſtein ein. Größer, als der Schmerz

seiner Kopfwunde war für ihn der, daß er besiegt das Feld hatte räumen müßen, während die Bürger stolz das Haupt erhoben. Seine Macht war auf immer gebrochen, und wohl mochte er jezt zu der Ueberzeugung gekommen seyn, daß es viel gerathener wäre, Frieden mit seinen Unterthanen zu schließen. Er ordnete deßhalb gleich am Tage nach der Schlacht einige seiner Geistlichen in die Stadt ab um das Werk des Friedens zu fördern, zugleich hob er auch das Interdikt auf, und gab die Uebung des öffentlichen und häuslichen Gottesdienstes wieder frei. Sodann ließ er den Bürgern freundlich entbieten, sie möchten doch seine Gefangenen, die sie vom Schlachtfelde mit geführt hatten, tugendlich halten, besonders aber seinen Bruder Hermann, den er auch unter denselben befindlich glaubte.

Die Straßburger aber wollten unter diesen Umständen Nichts von Frieden wißen; sie waren durch ihren lezten Sieg so mächtig geworden, daß man sie im ganzen Bisthume fürchtete, und wohin sie kamen, verübten sie, was ihnen nur einfiel. Auch mochten sie an Krieg und Heerfahrten so gewöhnt seyn, daß es ihnen schwer ward, das Schwerdt so plözlich in die Scheide zu stecken; indeßen ließen sie dem Bischofe in Beziehung auf die Gefangenen eine befriedigende Antwort ertheilen. Bei dieser Gelegenheit wurden sie aber erst aufmerksam auf den Grafen Hermann gemacht, als sie hörten, wie sehr namentlich an seinem Schicksale dem Bischofe gelegen war. Es wurde daher mit allem Fleiße unter den Gefangenen

nachgesucht, um so mehr, als es von großem Vortheile für die Bürger gewesen wäre, wenn sie den Bruder des Bischofs in ihrer Gewalt gehabt hätten. Nachdem man hier vergebens gesucht und es sich gleichfalls herausgestellt hatte, daß ihn auch Niemand in der Stadt heimlich verborgen hielt, kam durch einen Mann von Donolzheim zufällig die Kunde, wie damals, als man die Todten auf dem Schlachtfelde begraben hatte, ein Leichnam in glänzender Rüstung vorgefunden worden sey, den Niemand kannte, und der gleich Allen Uebrigen in ein Loch geworfen wurde. Dieser Mann wurde sofort an den Bischof geschickt, um ihm Näheres über diesen Vorfall zu berichten.

Noch lag Herr Walther, vom Schmerze seiner Wunden schrecklich geplagt, auf seinem Bette, als der Bote von Donolzheim bei ihm Einlaß begehrte. Ehe dieser aber vorgelaßen wurde, ward er zuvor von Burkhard Murnhard und Wolfelin Meigenreiß, die allein um ihren Herrn waren, über die Ursache seines Erscheinens befragt. Gerne hätten sie die traurige Kunde nicht vor den Bischof kommen laßen, um seiner zu schonen, denn sie wußten wohl, welchen Eindruck dieselbe auf ihn machen würde, aber Walther hörte von seinem Gemache aus ihr Gespräch mit dem Boten und nun mußte er vorgelaßen werden. Mit sichtbarer Rührung hörte der Bischof die Trauerkunde; er, der sonst nie geweint hatte, verhüllte sein Antlitz und vergoß heiße Thränen, denn es war nicht mehr zweifelhaft für ihn, daß jener unbe-

kannte Leichnam, den man in eine Grube geworfen hatte, Niemand anderes als sein Bruder wäre, zumal, da ihm der Bote einige besondere Merkmale angab, die er an dem Todten wahrgenommen hatte. „Es ist mein Bruder!“ — rief Walther aus — „aber ich muß hin und ihn selbst betrachten, muß in sein erbleichtes Antlitz schauen und ihm ein ehrlich Begräbniß bereiten.“ Er ließ sich nicht zurückhalten, so sehr ihn auch die Beiden ermahnten, zu bleiben, zumal da seine Kopfwunde einen bösartigen Verlauf zu nehmen drohte. Zu Fuß und mit verbundenem Haupte folgte er dem Boten an den Ort, wo der bezeichnete Leichnam lag. Es war ein jämmerlicher Anblick, der sich ihnen unweit der Stelle, wo der für den Bischof so unglückliche Streit vorgefallen war, darbot. Wo sie den Fuß hinsezten, lagen mit Erde bedeckte Leichname umher, aber von vielen ragten noch die Hände und Füße hervor, denn in der Schnelligkeit hatten die Bewohner des nahe gelegenen Dorfes Donolzheim bloß kleine Vertiefungen gegraben, worein sie die Gefallenen einscharrten, damit sie nicht eine Beute der Raubvögel würden. Nun kamen sie auch an die Stelle, wo nach der Bezeichnung des Boten der Leichnam des ritterlichen Grafen von Geroldseck lag. Es war jener Ort, den der Bischof wohl noch kannte, wo er im hitzigen Streite mit dem Grafen von Habsburg gestanden und sein Bruder rettend den Schild über ihn ausgebreitet hatte. Schnell hatte der Mann von Donolzheim ein Loch aufgescharrt und zog einen Todten

daraus hervor, den der Biſchof im erſten Augenblicke kaum als ſeinen Bruder erkannt hätte. Wohl war er von hoher, kräftiger Statur, wie die meiſten des Geſchlechts von Geroldseck, er hatte jene nervigen Arme, wodurch ſie Alle zum Führen des Schwerdtes wie geboren waren; noch waren die Fäuſte des Todten feſt geſchloßen, als ob ſie den Schwerdtknauf feſthielten, aber ſein Antlitz war ſo zugerichtet, daß auch nicht ein Zug mehr daran kenntlich war. Der obere Theil des Hauptes war zerſplittert, und aus der zerſtörten Hirnſchale ragte eine Lanzenſpitze, die vom Schafte gebrochen war, hervor. Es war ſomit erwieſen, daß nicht des Habsburgers Schwerdt, ſondern die Lanze eines Andern den Todten getroffen hatte. Erſt, als der Mann das erbleichte Haupt in die Höhe hob, wurde das Merkmal ſichtbar, welches außer Zweifel ſetzte, daß es des Biſchofs Bruder ſey.

Jezt überließ ſich Walther dem Uebermaaße des Schmerzes, er warf ſich auf den Boden, legte das Haupt des Todten in ſeinen Schooß und ein Strom von Thränen ergoß ſich über das zerſtörte Antlitz. „Mein Bruder“ — rief er aus — „wie haſt du ſo treulich erfüllt, was du ausgeſprochen, als du noch kräftig ins Leben blickteſt, wie haſt du mit Vergießung deines Blutes mein ſchnelles Wort widerlegt, als ich dich in die Reihe der Zaghaften ſtellte; ja, du haſt es widerlegt und dein Leben gelaßen für mich, der deiner Liebe nicht werth war. Vergib mir, mein Bruder, mein hartes Wort in jener Stunde, vergib mir den Argwohn, den ich

durch das ganze Leben gegen dich im Herzen trug!“ Walthers Haupt ſenkte ſich auf das Antlitz des Todten und lange hörte man Nichts mehr, als ein dumpfes Stöhnen und Schluchzen. „Mein Bruder“ — ſo begann vom Neuem ſein Schmerz laut zu werden — „warum habe ich dir nicht gefolgt, als du mich abmahnteſt vom Streite am Tage des Unglücks, da du vorausſahſt, daß dieſer Tag kein Heil bringen würde!“ Er hörte nicht auf zu klagen und die Hände zu ringen über dem Todten, bis noch mehrere Leute von Donolzheim herbei kamen, die ihren Herrn gleichſam mit Gewalt von dieſem Orte des Jammers, der Trauer und des Schmerzes hinwegführten. Den Leichnam aber bedeckten ſie mit einem weiten Mantel und trugen ihn auf ihren Schultern gen Donolzheim. Hinter ihnen her ging tiefgebeugt der Biſchof. Dießmal war es ein trauriger Einzug, den er bei ſeinen Unterthanen hielt. Sonſt, wenn er bei ihnen erſchien, um eine heilige Handlung zu verrichten, ging er unter einem ſeidenen Thronhimmel, den vier Amtsherrn des Kapitels über ſeinem, mit der köſtlichen Tiare geſchmückten, Haupte trugen: heute wandelte er allein dahin, umgeben von Keinem der Seinigen, im einfachen Gewande des Prieſters, das wunde Haupt nur mit einem Tuche umwunden, und vor ihm her trägt man die Leiche ſeines Bruders. Alle, die heute ihren ſonſt ſo ſtolzen und mächtigen Herrn ſahen, weinten Thränen des Mitleids, daß ſeine frühere Herrlichkeit ſo gar zu Ende gegangen

und seine Freude mit Einem Male in Trauer verwandelt worden war.

Als der Zug zu Donolzheim angekommen war, wurde der Leichnam des Grafen mit einem Todtenhemde bekleidet, dann in einen kostbaren Sarg gelegt, den die Einwohner aus eigenen Mitteln verfertigen ließen, um den, im ritterlichen Kampfe gefallenen, Bruder ihres Herrn und Gebieters zu ehren. Alles Volk von Donolzheim und der Umgegend ging hinter dem Sarge her, als man ihn zur Kirche trug, wo er unter dem Gesange der Geistlichen vor dem Altare in die Erde hinabgesenkt wurde. Viele Thränen flossen über seinem Grabe, denn Jedermann, der den Grafen Hermann von Geroldseck gekannt hatte, liebte und schäzte ihn. Drei Tage brachte der Bischof im Schmerze an dem Grabe seines Bruders zu, und genoß weder Speise noch Trank, da kamen die beiden Edelknappen Burkhard Murnhard und Wolfelin Meigenreiß, und holten ihn ab auf seine Burg Dachenstein.

Indeßen dauerten die Befehdungen von Seiten der Straßburger immer noch fort; jeden Tag zogen sie aus der Stadt und machten neue Streifzüge in die Nähe und Ferne, sie zerstörten alle Städte und Dörfer, die zu des Bischofs Gebiet gehörten; auch gen Donolzheim kamen sie, plünderten und brannten daselbst Alles nieder, nur die Kirche, wo Graf Hermanns Gebeine lagen, blieb unangetastet, denn auch die Feinde ehrten den ritterlichen Grafen noch im Tode.

Wie Bischof Walther von Burg Dachenstein herab all den Jammer sah, der sein Land um seinetwillen betroffen hatte, so sandte er abermal nach Straßburg, um noch einmal wegen Frieden zu unterhandeln. Alle seine Leute hatten ihn verlaßen und schloßen, Jeder für sich, Friedensverträge mit der gefürchteten Stadt, auch waren die meisten seiner Städte, Flecken und Dörfer von ihm abgefallen, so daß er fast Nichts mehr sein nennen konnte; die Bewohner vom Lande aber fuhren wieder ungehindert nach Straßburg, und kauften und verkauften daselbst wieder, wie zuvor. Waren die Straßburger das erste Mal übermüthig und störrisch, als ihnen der Bischof den Frieden bot, so war dieß jezt noch weit mehr der Fall, wo sie sahen, daß ihr Feind nur nothgedrungen, da er keine Gewalt und Macht mehr hatte, und allein lag, um denselben bitten mußte. — Als der Bischof erfuhr, wie die Straßburger alle Fiedensunterhandlungen höhnisch zurückwiesen, so wurde sein Grimm, der im Schmerze über den Tod seines Bruders versiegen gegangen war, wieder von Neuem rege, und er ließ zum zweiten Male den Bann verkündigen über die Stadt, den fürchterlichsten, der je über sie und ihre Gotteshäuser ergangen war. Aber der Bannstrahl des Bischofs hatte seine Kraft verloren, seitdem deßen Schwerdt so unglücklich im Treffen gekämpft hatte. Er mußte selbst auf seiner Burg hören, wie im Münster zu Straßburg, in der Thomaskirche und allen andern Kirchen der Stadt und Umgegend die

Glocken erklangen, mußte erfahren, wie ſeine Geiſtlichkeit, die treulos von ihm gelaufen war, des Gottesdienſtes pflegte, wie zuvor, ohne daß es nöthig geweſen wäre, von den Bürgern dazu gezwungen zu werden. War er vorher darüber grimmig geweſen, ſo bemächtigte ſich jezt dagegen ein Schmerz ſeiner, der ihm durch das innerſte Mark drang, da er fühlte, wie er einſt mächtig und gefürchtet, nun aber vor der ganzen Welt ein Gegenſtand des Spottes und Hohnes geworden war. Dieſer Schmerz ging in einen ſtillen Gram über, der von Stund an an ſeinem Leben nagte. Die einzige Hoffnung des Biſchofs war jezt auf die Gefangenen in Straßburg gerichtet, worunter manche namhafte Ritter und Herrn waren, die, wenn ſie frei waren, ihre Mannen von Neuem aufbieten und ſich um den Biſchof verſammeln konnten, um den Krieg gegen die Stadt zu erneuern. Unmittelbar nach der verlorenen Schlacht waren ſie in die Gefängniße in den Kreuzgängen des Münſters gelegt worden und man hütete ihrer daſelbſt mit großer Aufmerkſamkeit durch zahlreiche Wachen bei Tage und bei Nacht. Aber trotz Allem dem wagten ſie verſchiedene Verſuche, ſich frei zu machen; Einer derſelben, Ritter Conrad von Schutteru, gewann mit großem Gelde einen der Wächter, mit deßen Hilfe er verſchiedene Werkzeuge in die Hände bekam, um ſich und ſeine Mitgefangenen frei zu machen. Derſelbe Wächter, ein heimlicher Anhänger des Biſchofs, war es auch, der dieſem die Nachricht nach Dachenſtein brachte, daß ſchon

Tag und Stunde bestimmt wäre, wo die Gefangenen sich frei machen und bei ihm auf der Burg eintreffen würden, um das Nähere wegen der weiteren Unternehmungen mit ihm zu berathen. Diese Kunde brachte wohl dem Bischofe einigen Trost, seinen Anhängern aber gereichte ihre Dienstwilligkeit nur zu längerem Leiden.

8.

Um diese Zeit war es gerade, daß der neugewählte König der Deutschen, Richard von England, nach Hagenau kam, um daselbst einige wichtige Reichsangelegenheiten zu bereinigen. Wie er da von dem Unfrieden zwischen der Stadt Straßburg und ihrem Bischofe hörte, beschied er beide Theile vor sich, um eine dauernde Sühne zwischen denselben zu bewerkstelligen. Die Oberen von Straßburg erschienen mit sechszig reichgeschmückten Roßen vor dem Könige, dagegen ritt der Bischof nur auf einem bescheidenen Rößlein, begleitet von seinen zwei treuen Edelknechten, in Hagenau ein, und es war fast jämmerlich anzusehen, wie der einst so mächtige Fürst so tief herabgekommen war, seine Unterthanen dagegen sich so hoch erhoben hatten. Gleichwohl war des Bischofs trotziger Sinn noch nicht völlig gebrochen, denn, als die Straßburger keine Geneigtheit zeigten, auf die Versöhnungsvorschläge des Königs einzugehen, und sich besonders zur Herausgabe der Gefangenen nicht verstehen wollten, weil so viele mächtige Herren, wie z. B. der Graf von Werde, die von Landsberg und Andere darunter

waren, gerieth der Biſchof in heftigen Unwillen und ſtieß die unbedachtſame Rede aus, wie er es nicht viel achte, ob eine Sühne zu Stande komme oder nicht, da er ſich wohl getraue, mit Gottes Hilfe alle ſeine Gefangenen wieder frei zu bekommen. Dieſe zuverſichtliche Aeußerung machte die Straßburger aufmerkſam. Ohne ſich zu beurlauben, fuhren ſie heim, wo es ihr Erſtes war, nach den Gefangenen im Münſter ſehen zu laßen. Da fand ſich bei Beſichtigung ihrer eiſernen Ringe und Ketten, daß faſt alle künſtlich durchfeilt waren. Man ſuchte nun weiter nach und fand unter den Betten Feilen, Stricke und viel andres Gezeug, was zur Befreiung der Gefangenen dienen ſollte. Wie man nun im Verlaufe der Nachſuchung auch zu dem Lager des Ritters Conrad von Schuttern kam, ſo ſtellte ſich dieſer gefährlich krank und ſagte, wenn man ihn aufhöbe, oder auch nur anrührte, ſo würde dieß die größte Gefahr für ihn haben. Es wurde aber auf dieſe Rede keine Rückſicht genommen, ſondern man hob ihn auf, und da fand ſich denn unter ſeiner Bettſtelle ein großes Loch, wodurch die Gefangenen vermittelſt eines Seiles jede Nacht in den, unter dem Kreuzgange befindlichen, Keller gingen. Auch hier fand man bei genauerer Nachſuchung wieder eine Oeffnung, die durch die Mauer ins Freie führte. Hätte alſo der Biſchof nicht zu Hagenau jene unvorſichtige Rede fallen laßen, ſo wären die Gefangenen in einer der nächſtfolgenden Nächte ſicher entkommen.

In Folge dieſer Entdeckung wurde der von

Schuttern in einen eigenen feſten Thurm gebracht, die Uebrigen aber in dem bisherigen, nun wieder ſicher hergeſtellten und beßer bewachten Gefängniße belaßen. So verloren ſie am Ende alle Hoffnung zu entkommen, und boten, Jeder für ſich, den Bürgern von Straßburg um den Preis ihrer Freiheit eine Sühne an. Dieſe wurde auch angenommen, mit der Bedingung, daß ſie von nun an und immerdar mit den Straßburgern und gegen den Biſchof halten wollten. Dieſe Zuſage ließ man ſich feierlich beſchwören und ihnen auf dieß hin die Freiheit ertheilen.

Als der Biſchof vernahm, daß ſeine Getreuen, auf die er allein noch die lezte Hoffnung geſezt hatte, um ihrer Freiheit willen von ihm abtrünnig geworden waren und Urfehde gegen ihn geſchworen hätten, da wurde ſein Schmerz gränzenlos, und es kam ſo weit, daß er mit einem Male ganz lebensſatt ward. In dieſem Ueberdruße des Daſeyns trug er für ſeine Kopfwunden, die immer gefährlicher geworden waren, keine Sorge mehr. Kein Arzt durfte ſeinem Lager nahen, um einen Verband umzulegen, oder, wenn es je geſchah, daß ihm während des Schlummers ein ſolcher angelegt wurde, riß er ihn beim Erwachen gewaltſam wieder ab, daß oft das lautere Blut aus der Wunde rann. So fand der Tod von zwei Seiten bei dem unglücklichen Fürſten Zugang: einmal nagte der Gram tief an ſeinem Herzen und zerſtörte ſeine Lebenskraft, und dann verzehrte die bösartige Kopfwunde ſeine beſten Lebensſäfte. Eines Tages, als

er wirklich selbst eine merkliche Abnahme seiner Kraft fühlte, wandte er sich zu seinen beiden Getreuen, Burkhard und Wolfelin, die allein nicht von ihm weichen wollten, mit den Worten: „auf, nach Donolzheim, wo mein Bruder Hermann beigesezt ist — wer weiß, ob mir nicht bald meines Lebens Ziel nahet, denn ich möchte neben ihm ruhen!“ Die beiden Diener thaten nach dem Willen ihres Herrn. Es wurde eine Sänfte zugerichtet und auf diese legte man den kranken Bischof, um ihn gen Donolzheim zu bringen, dem Orte, deßen Bewohner ihm allein noch treu und ergeben geblieben waren. Die beiden Ritter zur Seite ihres Herrn, den vier geringe Knechte trugen, das war der ganze Zug, der sich aus Burg Dachenstein herabbewegte. Sie ließen das Thor offen stehen, denn der Leidende fühlte nur allzusehr, daß er im Leben die Burg nimmer als Eigenthum beziehen würde. So traten sie in Donolzheim ein. War es damals schon ein trauriger Anblick gewesen, als Bischof Walther hinter der Leiche seines Bruders zu Fuße einherging, so war es noch herzzerreißender für die wenigen Getreuen, als sie ihren Herrn und Gebieter, der schon den Tod im Herzen hatte, auf einer Sänfte einhertragen sahen. Man brachte ihn in das Herrenhaus, und hier wurde von nun an von Seiten der Einwohner Allem aufgeboten, um ihrem Bischofe seine lezten Lebenstage durch Pflege und aufrichtige Theilnahme so viel als möglich zu erleichtern.

Es war am Tage nach dem Aschermittwoch des

Jahres 1263, — der Kranke hatte seit kürzerer Zeit manche ruhige und schmerzlose Stunde gehabt, kaum fühlte er mehr die offene Wunde am Haupte, aber eine große Schwäche war bei ihm eingetreten — da wandte er sich zu Wolfelin Meigenreiß: „ich fühle, mein Getreuer, daß mein Ende nahe ist, sende nach meinem Bruder Heinrich, daß er mir den Segen meines Vaters von Geroldseck bringe, denn wohl wird der alte Mann den Weg hieher nicht mehr selbst machen können; auch habe ich noch Wichtiges mit meinem Bruder zu reden. Laß ihm aber sagen, er möge sich sputen, denn es will mich bedünken, daß es schleunig meinem Ende zugehe." „Hochwürdiger Herr" — entgegnete Wolfelin — „euern Bruder finden wir nicht auf Geroldseck, desto gewisser aber in den Mauern Straßburgs, wo er sich noch als Gefangener befindet." „So sende dahin und laß meine Feinde bitten, daß sie mir den Trost vergönnen möchten, in den Armen meines Bruders zu vollenden." Alsbald ritt Wolfelin Meigenreiß selbst gen Straßburg, um diese Bitte im Namen des Sterbenden den Bürgern vorzubringen und sie ward ihm auch ohne Anstand gewährt. Es machte auf alle Bewohner der Stadt einen schmerzlichen Eindruck, als sie die Nachricht vernahmen, wie weit es mit ihrem ehemaligen Herrn und Gebieter gekommen sey. In Einem Hause aber erregte diese Kunde den bittersten Schmerz. Dieses Haus liegt nahe bei St. Aurelienthor, es ist dasselbe, wo Herr Arnold Liebenzeller wohnt, und wo eine unglückliche Mutter mit ihrem

Kinde schon seit längerer Zeit freundliche Aufnahme und liebevolle Pflege gefunden hatte. Hier wirkte die Nachricht von des Bischofs nahem Ende herzzerreißend auf ein zärtlich liebendes Weib, die des Geliebten noch nie vergeßen hatte, obgleich er ihrer zu vergeßen schien, die ihn noch liebte mit aller Inbrunst der ersten Liebe, obgleich diese Liebe unendlichen Jammer über ihr ganzes Leben gebracht hatte. Jezt hielt Nichts mehr sie ab, in seine Nähe zu eilen, denn er war ja entkleidet von allem Schmucke irdischer Herrlichkeit, war verlaßen von Allen, die im Leben sich an seinem Glücke gesonnt hatten. Ehe sie aber ihren Entschluß ausführte, eilte sie zuvor zu dem, der bisher ihr Schutz und Schirm gewesen war, zu dem Grafen von Habsburg, ohne deßen Rath und Willen sie, seitdem sie in den Mauern von Straßburg lebte, nie Etwas unternahm. Bei diesem Besuche gab sie auch, was sie bisher nie gewagt hatte, dem Grafen das Geheimniß ihres frühern Lebens kund, und entdeckte ihm das zarte und innige Verhältniß, das sie an den Sterbenden zu Donolzheim knüpfte.

Wir eilen der von Sehnsucht Erfüllten voran zum Lager des sterbenden Bischofs. Seine lezten Stunden sind erschienen, das Verlangen nach seinem Bruder wird immer dringender; so oft er sich von seinem Lager aufrichtet, ist seine einzige und ewige Frage nach seinem Heinrich, ob er immer noch nicht gekommen sey? Wohl sah man, daß es ihm schwer wurde, aus diesem Leben zu scheiden, ohne seinen

Bruder geſehen zu haben, dem er noch ein Geheimniß von großer Wichtigkeit zu vertrauen hatte. Da öffnete ſich mit Einem Male die Thüre des Gemachs und herein trat — Heinrich von Geroldseck und hinter ihm der Graf von Habsburg. Der Bruder eilte dem Lager des Sterbenden zu und ſchlang gerührt ſeine Arme um ihn, aber der Graf blieb von Ferne ſtehen, denn er wußte nicht, ob er dem Biſchofe in ſeinen lezten Stunden ein willkommener Gaſt wäre oder nicht. „Darf ich euch nahen, Herr Biſchof?“ — begann er nach langem Bedenken, indem er dem Lager des Sterbenden näher trat — „ich bringe euch Frieden und Sühne von den Bürgern eurer Stadt; wendet euer Angeſicht nicht feindſelig von mir, ſondern betrachtet mich jezt als den Boten des Friedens, wenn ich gleich als Feind euch bisher gegenüber ſtand.“ „Tretet immer heran,“ — ſagte mit ſchwacher Stimme der Biſchof und bot dem Grafen ſeine Hand zum Willkomm dar — „ich habe keinen Feind mehr im Leben, warum ſollte ich denn euch zürnen? Eine Stunde noch und es iſt die ewige Sühne zwiſchen mir und der ganzen Welt geſchloßen.“ Gerührt faßte Rudolph von Habsburg des Biſchofs abgemagerte Hand und hielt ſie eine geraume Weile in der ſeinigen; er fühlte, daß es die Hand eines Verſöhnten war, die er drückte. „Ich habe genug“ — ſprach Rudolph — „daß ich eure Hand in der meinigen hielt, aber nun will ich euch verlaßen, ehrwürdiger Herr, bis ihr mit eurem Bruder geredet, nach dem ihr ſo ſehnlich verlangt habt, hernach

werdet ihr mir noch ein Wort zu euch vergönnen.“ Damit verließ er das Gemach und nun begann eine lange Unterredung zwiſchen den beiden Brüdern. Mit gebrochener Stimme ſprach der Biſchof, deſto vernehmlicher dagegen tönte die Rede des Grafen Heinrich; Rudolph von Habsburg aber verweilte unterdeßen in dem neben anſtoßenden Gemache und wartete nur, bis er einen Namen nennen hörte, der die Loſung zum Wiedereintritte für ihn werden ſollte. Da wurde auf einmal im Gemache der Namen „Gertrud“ ausgeſprochen; er öffnete die Thüre und trat ein, aber dießmal nicht mehr allein, ſondern an der einen Hand führte er den Knaben Walther und an der andern deßen Mutter. Gertrude eilte an das Lager des Sterbenden, ſie konnte ſich nicht mehr zurückhalten, ſondern kniete nieder, faßte Walthers Hand und bedeckte ſie mit Küßen und Thränen, aber ein Wort konnte ſie, vom Gefühle des Schmerzens überwältigt, nicht hervorbringen. Auch der kleine Walther kniete vor dem Sterbenden nieder und küßte ihm zärtlich die Hand. Der Biſchof beugte ſich auf die Beiden herab und umſchlang ſie mit ſeinen Armen. Auch er ſprach kein Wort, denn ſein Herz war in dieſem Augenblicke von einem allzuſchmerzlichen Gefühle überwältigt, aber ſeine Lebenskraft ſchien ſich noch einmal aufs Neue zu ſammeln, und er richtete ſich, von den Umſtehenden unterſtüzt, in ſeinem Lager auf. „Meine Gertrud“ — begann er — „Geliebte meiner Jugend, und du, Sohn meiner erſten Liebe, ſo habt ihr alſo meiner gedacht, der ich eurer ſo

lange vergeßen habe, habt mir immer mit Liebe angehangen, der ich so lieblos gegen euch war.“ „Die Liebe hört nimmer auf“ — erwiederte Gertrud, und drückte bei dieſen Worten Walthers Hand brünſtig an ihr Herz — „und wenn auch alles Glück und alle Herrlichkeit des Lebens zu Ende geht.“ „Kannſt du mir verzeihen, Gertrud, daß ich so lieblos an dir gehandelt? Ich möchte verſöhnt mit der ganzen Welt von hinnen ſcheiden, aber ich möchte vor Allem mit dir verſöhnt ſeyn.“ „Was ſoll ich meinem Walther verzeihen? ich habe dir noch nie, ſelbſt in den trübſten Stunden meines Lebens nie gezürnt; wie könnte auch die Liebe zürnen?“ Dieß ſprechend, blickte Gertrud auf zu dem Sterbenden, mit einem Auge voll Liebe, wie in jenen Stunden da ſie ſich mit dem Jünglinge Walther ſo ſelig fühlte auf der Bank vor der Hütte ihrer Eltern. In dieſem liebevollen Blicke lag für Walther eine Antwort, die ihn beruhigen konnte. Dann winkte er ſeinem Bruder Heinrich. „Bruder“ — redete er dieſen an — „wenn ich dir je lieb war im Leben, ſo nimm dich meiner verlaßenen Gertrud an, wenn ich nicht mehr im Leben ſeyn werde.“ Heinrich verſprach dem Sterbenden in die Hand, ſeinen Wunſch treu und gewißenhaft zu erfüllen. Und nun wandte ſich Walther zu dem Knaben: „komm', mein Sohn, an das Herz deines Vaters, den du erſt in der Stunde kennen gelernt haſt, wo du ihn verlieren mußt und er nicht mehr für dich ſorgen kann in dieſem Leben.“ Bei dieſen Worten trat der Graf von Habsburg näher;

„und doch, ehrwürdiger Herr, könnet ihr noch zur Stunde Sorge tragen für dieſen euern Sohn; ſchaffet, daß er in Zukunft ein Eigenthum habe, wo er ſein Haupt hinlegen kann; noch könnt ihr ſchalten über euer väterliches Erbe, ſo lange ein Athemzug in euch iſt.“ „Iſt nicht Burg Lüzelhard, die ſich gegenüber von Geroldseck erhebt, mein Antheil?“ fragte Walther ſeinen Bruder. „Es iſt ſo“ entgegnete Heinrich. „So ſey denn Lüzelhard meines Sohnes Eigenthum, und du, mein Bruder, wirſt den Knaben und ſeine Mutter einführen in ihr Erbtheil und ſie darin ſchützen und ſchirmen. Bekräftige mir dieſes Verſprechen vor dem edeln Grafen von Habsburg.“ Heinrich legte ſeinem Bruder ein feierliches Gelübde ab. Dann ergriff der Biſchof noch einmal die Hand des kleinen Walther; „auch du, mein Sohn, verſprich mir, dieſem deinem Oheime, der nun dein Vater ſeyn wird, Liebe und“ — — — Er hatte das Wort noch nicht ausgeſprochen, da ſank er zurück auf das Kißen; er vollendete, während er noch ſeines Sohnes Hand in der ſeinigen hielt. Heinrich, Gertrud und Walther knieeten nieder und ſprachen ein ſtilles Gebet; der Graf von Habsburg aber blickte gerührt auf den Entſchlafenen; auch er konnte eine Thräne nicht unterdrücken.

Zwei Tage nachher wurde Biſchof Walther von Geroldseck, ſeinem Wunſche gemäß, in der Kirche zu Donolzheim an der Seite ſeines Bruders Hermann beigeſezt.

IV.

Falkenstein.

Die Geisterwelt ist nicht verschloßen,
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.

Göthe.

1.

In den Tagen, als Gottfried von Bouillon mit vielen Rittern und Herrn nach Palästina zog, um das heilige Grab wieder aus den Händen der Ungläubigen zu erobern, befand sich unter der Zahl derer, welche den Fahnen des Kreuzes folgten, auch ein Ritter aus dem Kinzigthale, Cuno von Stein genannt, der Ahnherr des edlen Geschlechtes von Falkenstein. Beim Abschied von Hause hatte er zu seiner holden Gemahlin, Bertha von Windeck, gesagt: „Wenn ich nach Jahresfrist nicht wieder heimkehre, dann bin ich todt und du darfst meiner nicht länger warten.“ Nachdem er dieß gesagt, bestieg er sein Streitroß und schloß sich der Schaar seiner Genoßen an.

Mit Thränen in den Augen blickte die liebende

Gattin ihrem scheidenden Ritter nach, bis sein Helmbusch hinter den dunkeln Tannen verschwand; eine innere Stimme sagte ihr, daß sie ihn lange nicht, vielleicht nie wieder sehen würde. Ihre Ahnung hatte sie auch, wenigstens was die Länge des Ausbleibens betraf, nicht getäuscht; denn bald, nachdem die Kreuzfahrer in dem ersehnten Lande angekommen waren, folgten Kämpfe auf Kämpfe, bis in die Nähe der heiligen Stadt, und jeden Fuß breit mußten die ritterlichen Streiter mit theuerem Blute von den Sarazenen erkaufen. Doch erreichten sie endlich das Ziel ihrer höchsten Wünsche, sie sahen die Zinnen von Jerusalem, und begrüßten knieend den geweihten Boden, wo einst der Heiland der Welt gelehrt und gelitten hatte. Aber nicht Allen, welche am Zuge Theil genommen hatten, wurde dieses Glück zu Theil: viele sahen nur die Stadt, ohne ihre Thore betreten zu dürfen.

Unter der Zahl dieser Letzern war auch Ritter Cuno von Stein; noch unter den Thoren von Jerusalem begann ein blutiger Kampf, Cuno drängte sich in das Gefecht, wo es am hitzigsten war, wurde zulezt von den Feinden umzingelt und, ob er gleich stritt wie ein Löwe, mußte er doch zulezt der Uebermacht weichen und sich von den Feinden als Gefangener davon führen laßen. Ein trauriges Loos wartete des unglücklichen Ritters unter den ergrimmten Sarazenen, die den Verlust der heiligen Stadt, der bald darauf durch Gottfried von Bouillon erfolgt war, an jedem Gefangenen zu rächen suchten. Er wurde

als Sklave verkauft und in das Innere des Landes fortgeſchleppt, wo er, gleich dem Zugvieh an das Joch des Pfluges geſpannt, unter den Peitſchenhieben des unbarmherzigen Treibers das Feld umackern mußte. Hätte Frau Bertha, Cunos liebende Gemahlin, dieß gewußt, gewiß wäre ſie vor Jammer vergangen, ſie, der es ſchon den bitterſten Kummer verurſachte, daß ſie ihren Theueren ferne wußte und keine Kunde von ſeinem Schickſale erhielt.

Schon war ein Jahr ſo dahingegangen, dem Ritter in den peinlichſten Qualen der Knechtſchaft, ſeiner Gemahlin im Schmerze der Sehnſucht nach dem Entfernten. Eines Abends — Cuno hatte eben ſein Tagewerk vollendet, wie ein Vieh, das man aus dem Pfluge ſpannt und dem Stalle zutreibt, — wurde er mit noch andern Genoßen ſeines Unglücks nach Hauſe geführt um hier auszuruhen und für die Mühen des folgenden Tages wieder Kräfte zu ſammeln. Aber der Ritter von Stein fand keine Ruhe; ſeine Gedanken ſchweiften hinüber in die ferne Heimath; er dachte der geliebten Gattin, und wie jezt gerade ein Jahr verfloßen wäre, ſeit er ſie verlaßen und das Wort geſprochen hatte: „wenn ich nach Jahresfriſt nicht wiederkehre, darfſt du meiner nimmer harren.“ Eine unendliche Sehnſucht, die Heimath und das geliebte Weib wieder zu ſehen, befiel ihn bei dieſen Gedanken. „Ach! daß ich fliegen könnte über Länder und Meere“ — rief er oft aus — „um nur auf wenige Augenblicke Vaterland und Gattin wieder zu ſehen, gerne wollte ich dann wieder zurückkehren in

das traurige Loos der Knechtſchaft, worin ich täglich ſchmachte!" Kaum hatte er das Wort ausgeſprochen, da ſtand vor ſeinem Strohlager, auf das er ſich eben ermüdet hingeworfen hatte, eine Geſtalt, deren Geſichtszüge er zwar in der Dämmerung nicht zu unterſcheiden vermochte, aber deutlich vernahm er Worte, die ſonderbar in ſeinen Ohren tönten.

„Herr Ritter im Pfluge" — redete ihn die Erſcheinung an — „iſt eure Sehnſucht nach Heimath und Gattin gar ſo heiß, ſo läßt ſich leicht helfen." „Wer biſt du, unheimliches Weſen?" — rief Cuno, indem er ſich aufrichtete, die Augen rieb und der Geſtalt unerſchrocken ins Antlitz ſchaute. Ein Geſicht mit widrigen Zügen grinzte ihn an, eben ſo widrig, als die Stimme des unbekannten Weſens. „Euer guter Freund bin ich," — antwortete die Geſtalt — „der wegen nichts Anderem hier iſt, als um euch zu befreien aus eurer betrübten Lage und wieder zurückzuführen in die Arme eures Weibes die ſehnſüchtig eurer harrt; aber ſputet euch; wer weiß, wie lange ſie noch frei ſeyn wird, ſintemal ſie noch in hoher Jugend und Blüthe ſteht. Wollt ihr euch meiner Führung anvertrauen, ſo iſt euch Nichts als Entſchloßenheit von Nöthen." „Sag' an," — fragte der Ritter — „was ſoll ich thun, wie willſt du mich nach Hauſe bringen, und in wieviel Zeit?" Herr Ritter" — lachte der Unbekannte — „bei uns rechnet man nicht nach Tagen; gebietet vielmehr, in wieviel Stunden ich euch hinführen ſolle, und euer Wunſch ſoll erfüllt werden."

Guno von Stein bekam sich eine Weile nicht eher einigen Gram betrachtete er die lange, hagere Gestalt des Mannes, der vor ihm stand und es schien ihm Anfangs nicht geraten, sich dessen Führung anzuvertrauen. „Wollt ihr, aber wollt ihr nicht?“ fragte dieser zur ungeduldig — „ich geschwor ihr der Dienst, nicht mir; bedenket nun eure schreckliche Lage, in der ihr noch lange schmachten könnt, bedenket auch das Wiederkehren eurer Gemahlin, die ist noch, aber später vielleicht nimmer, eure warte! ja oder nein; ich muß es wissen.“ Die letzten Worte des Mannes brachten unsern Ritter zum Entschluß. „Ich will mich dir anvertrauen, unheimliches Wesen,“ sie Guno, aber man sah wohl, daß ihm das Wort schwer vom Munde ging, „bringe mich dahin, wohin mein Herz hin sehnt, und zum Lohn sei schnell als möglich.“ „Also sehen wir so weit im Meinen“ — versetzte der Unbekannte — „aber, während ich da vorgreife euch einen Dienst zu leisten, stehen mir die Bedingungen vorgehen, die ihr mir sogegen zu leisten habt, und diese besteht, kennt ich's euch kurz sage, darin: daß ihr mit verschreket, von nun an mein Eigenthum zu sein, mit Leib und Seele, im Falle ihr, während ich euch in die Heimath führe, in Schlaf verfallet; bleibet ihr aber während dieser Zeit und bis zur Rückkunft selbst wachend, so sind die euren Versprechens quitt und ich erhalte Rückes dafür, daß ich euch treulich Dienste weit vorgebracht habe.“ „So sei's“ — versetzte Guno — „aber, ehe die Sonne hinter den Bergen

hervortaucht, will ich in der Heimath seyn, denn du rechnest ja, wie du selbst sagst, nicht nach Tagen, sondern nur nach Stunden; nimm mein Wort, ich folge dir." „Euer Wort in Ehren," — sagte der hagere Mann, — „aber bei jedem Pakte muß eine Unterschrift seyn, es ist dieß eine nöthige Form für Leben und Sterben." „So traust du also meinem ritterlichen Worte nicht?" — rief Cuno von Stein unwillig, — „ich habe es noch nie in meinem Leben gebrochen." „Hm," — entgegnete der hagere Mann — „das glaube ich zwar wohl, aber man geht halt doch sicherer, wenn man schwarz auf weiß, oder, wie ich's lieber habe, roth auf weiß besizt." Mit diesen Worten zog er einen Pergamentstreifen und eine Feder hervor, und hielt Beides dem Ritter hin. Dieser wieß das Angebotene lange von sich, und besonders, als der Unheimliche mit der Feder eines seiner Blutgeschwüre, die ihm die Peitsche des Treibers an der Hand geschlagen hatte, aufrizte und die Feder in das Blut tauchte, da befiel ihn ein heftiger Schauer. „Man muß sich zu helfen wißen, wenn man keine Tinte hat," sagte scheinbar ziemlich gleichgültig der Hagere, bot aber gleich darauf allen Künsten der Ueberredung auf, um den Ritter zum Unterschreiben seines Namens zu vermögen. Zitternd ergrif Cuno endlich die Feder und schrieb auf das Pergament das Zeichen seines Namens, wie er es gewöhnlich zu machen pflegte. Schnell nahm der Mann den Pergamentstreifen wieder zur Hand, und verbarg ihn unter den Falten eines weiten Mantels,

der seinen ganzen Körper bis zu den Füßen hinab umhüllte. „Frisch auf! Herr Ritter" — rief er mit höhnischem Lachen — „ohne Furcht das Roß bestiegen, das euch in wenigen Stunden an Ort und Stelle bringen wird."

2.

Dieß gesagt, war der Unbekannte verschwunden, aber an seiner Stelle stand ein Löwe mit wallender Mähne, nicht wild aussehend wie einer, der blutgierig aus Syriens Wälder hervorbricht, sondern wie einer, der seine Natur gänzlich verlernt hat und kosend seinem Meister sich zu Füßen schmiegt. Gehorsam beugte er seinen Rücken vor dem Ritter, und es war, als ob er zu ihm sagen wollte: „vertraue dich kühn meinem Nacken an, ich will dich sicher an Ort und Stelle bringen." Cuno ließ sich nicht lange vergebens durch den freundlichen Blick des Thieres mahnen; voll Zuversicht schwang er sich auf den Rücken des seltsamen, langbehaarten Roßes und es däuchte ihm, als ob er nie sicherer und bequemer in einem Sattel gesessen hätte.

Sobald der Löwe seinen Reiter auf dem Rücken fühlte, erhob er sich wie geflügelt in die Lüfte und im Nu war unter ihnen der Ort verschwunden, wo Cuno bisher, gleich einem Lastthiere, gequält worden war. Pfeilschnell ging es dahin über Berge und Meere und in Kurzem war dem Ritter nicht mehr bange auf dem ungewöhnlichen Reitgaule, fest schloß er seine Füße um die weichen Lenden des Löwen,

während er die Hand um die wallende Mähne ſchlang und ſich derſelben als eines Zügels bediente. Aber während er dahin ritt, war es ihm, als ob ein unabwehrbarer Schlaf ſich über ſeine Augenlieder niederſenken wollte. Drei Nächte waren ſchlaflos dahingegangen, der Schmerz der Wunden, womit der Treiber ſeinen Leib zerſchlagen hatte, hatten bis daher den Schlaf von ſeinen Augen ferne gehalten; damals, als die hagere Geſtalt ihm an ſeinem Strohlager erſchien, wollte zum erſten Male wieder ein wohlthätiger Schlummer ſeine Glieder erquicken. Jezt aber gedachte er mit Angſt des ſchrecklichen Verſprechens, mit Leib und Seele dem dienſtbaren Geiſte zu eigen werden zu müßen, wenn er einſchliefe, und dieß hielt ihn jedesmal zurück, wenn der Schlummer ihn übermannen wollte. Mit einem Male aber ward es ihm, als ob er, wie in den Jahren ſeiner Kindheit, ſanft in einer Wiege geſchaukelt würde, Träume von Bildern aus der Heimath und vom ſeligen Wiederſehen begannen ſeine Phantaſie zu umgaukeln; er ſenkte ſein Haupt auf die Mähne des Löwen nieder, um ſich dem Schlummer zu überlaßen, da fühlte er plözlich einen ſanften Schlag auf ſein Haupt; erſtaunt fuhr er mit dem Kopfe in die Höhe und ſah einen majeſtätiſchen, weißen Falken über ſich in den Lüften ſchweben. Aber bald ließ er ſein müdes Haupt wieder ſinken, neue Traumbilder näheten ihm, da fühlte er einen zweiten Schlag wie von den Federn eines Flügels, er fuhr wieder aus der Betäubung auf und dicht über ihm wehten dießmal

die Fittige des weißen Falken. „Den hat mir ein gütiger Gott geſandt“ — ſprach Cuno bei ſich — „daß er mich errette aus der Hand deßen, der nach meiner Seele verlangt.“ Jezt erſt war es ihm ganz klar geworden, um welch theuern Preiß er die Rückkehr in die Heimath und das Wiederſehen ſeiner Gattin erkauft habe, darum nahm er ſich von Neuem feſt vor, wach zu bleiben, um die Hoffnung des dienſtbaren böſen Geiſtes zu Schanden zu machen. Aber ſein Vorſatz wurde bald wieder zu nichte; mit Gewalt drückte der Schlaf wieder auf ſeine Augenlieder und er ſank zum dritten Male auf die Mähne des Löwen, um ſich ſeinem Schlummer zu überlaßen, dem er ſo lange ſtandhaft entgegen gekämpft hatte. Da rauſchte es zum dritten Male über ihm, erſchrocken fuhr er wieder auf und ſein Haupt berührte noch die Schwingen des weißen Falken, der ihn durch ſeine Gegenwart ſo eben wieder vom Schlafe abgehalten hatte. Und als er um ſich blickte, da ſah er weit unter ſich in der Morgendämmerung einen ſchwarzen Streifen, der ſich ihm bald als ein weithin ausgedehnter Wald zu erkennen gab, zugleich ſenkte ſich auch der Flug des Löwen immer tiefer. Bald erkannte Cuno die Zinnen einer Burg, die ſich auf ſteilen, von Tannen umwachſenen Felſen erhob, nach welcher der Löwe ſeine Richtung nahm, und hell und friſch wachte er auf, als ihn derſelbe vor den Thoren ſeiner wohlbekannten Wohnung niederſezte.

In dem Augenblicke, da Cuno den Boden

berührte, fiel der Pergamentstreifen vor ihm nieder, auf den er seinen Namen unterschrieben hatte, das Pergament war durch und durch zerrißen. Zu gleicher Zeit erhob sich eine schreckliche Windsbraut, daß die Zinnen der Burg zitterten, ihre Thürme wankten und der Felsen bis in seine Tiefen erbebte. Der Sturm dauerte so lange, bis die Sonne hinter den Bergen heraufstieg. Der Ritter blickte auf, oben auf der Spitze des höchsten Thurmes saß der Falke und die ersten Strahlen der Sonne vergoldeten sein blendend weißes Gefieder. Da streckte Cuno seine Hände aus und winkte dem Falken, der sein Retter geworden war, seinen Dank zu, bis der Vogel verschwand, als die Sonne über den Thälern strahlte; sein Herz aber richtete sich im stillen Dankgebete empor zu demjenigen, der den Falken zur Rettung seiner Seele gesandt hatte. Und nun eilte er hinein in die Burg zum frohen Wiedersehen der geliebten Gattin, die den Langersehnten freudig in ihre Arme schloß.

Zum Andenken an seine Rettung aber nahm Ritter Cuno von Stein von nun an den Falken in sein Wappen auf und nannte seine Burg und sein Geschlech nach ihm „Falkenstein."

V.

Die neue Weibertreue.

Es blickt der Treue Schimmer
Nicht blos von Weinsbergs Höh'n,
Wo noch die alten Trümmer
Der Weibertreue stehn;
Nicht an der Burgen Reste
Ist diese Treu' gebannt:
Sie steht im Herzen feste
Den Frau'n vom deutschen Land.

1.

Deutschlands ritterlicher Kaiser, Maximilian der Erste, begeistert für den schönen Gedanken, die schon damals beinahe verlorene deutsche Einheit zu ihrer alten Kraft zurückzuführen, wollte auch die schweizerische Eidgenoßenschaft wieder in den alten Reichsverband zurückbringen. Allein seine freundschaftlichsten Mahnungen, der stammverwandten deutschen Brüder nicht ganz zu vergeßen, gleich andern Ständen des Reiches den Reichsversammlungen beizuwohnen und deren Beschlüßen Ehrfurcht zu erweisen, wurden von dieser Seite stets hartnäckig zurückgewiesen. Dadurch trat eine Spannung zwischen dem Kaiser und den Eidgenoßen ein, und diese verwandelte sich

in offene Feindſeligkeit, als Letztere, zum Nachtheile der Stadt Conſtanz, die ſich dem Reiche ſtets ſo treu erwieſen hatte, auf der Abtretung des Thurgauiſchen Landgerichtes beharrten. Alle gütlichen Vermittelungen zerſchlugen ſich, bis endlich der Kaiſer entſchieden auftrat, die Eidgenoßen den Reichsſtänden als Abtrünnige, als Verächter aller Reichsgeſetze und als Feinde der, durch Alter und Herkommen geheiligten Rechte, beſonders aber als Feinde des Adels ſchilderte.

So ſahen die Eidgenoßen bald, was ſie demnächſt zu erwarten hätten. Sie beſchloßen daher ſchon im Jahre 1477 ihre Gränzen mit Wachen zu verſehen, um den Thurgau vor feindlichen Eingriffen zu ſchützen; doch verzog ſich der Ausbruch des Ungewitters noch bis zum Jahre 1499. Da erſchien der Kaiſer am See; er hielt einen Reichstag in der Stadt Conſtanz, ermahnte alle Stände zum Kriege gegen die Eidgenoßen und dieſe Ermahnung blieb nicht ohne Erfolg, denn von nun an eilten aus allen Gegenden Deutſchlands Aufgebote und Zugänge an den obern Rhein und Bodenſee. Die Feindſeligkeiten begannen zu gleicher Zeit auf beiden Seiten. Im obern Rheinthale und in Bündten entbrannte das Kriegsfeuer zuerſt und zog ſich innerhalb weniger Monde längs des Stromes von Rheineck bis nach Baſel. Für die Schwaben fielen die erſten Kriegsunternehmungen nicht günſtig aus; ein Heer von 10,000 Mann, das ſich bei Hardt und St. Höchſt zuſammengezogen hatte, erlitt von den Eidgenoßen eine blutige Niederlage, indem beinahe die Hälfte

desſelben auf dem Wahlplatze blieb. Dieſes Ereigniß war hinreichend, um die Eidgenoßen zu überzeugen, wie wenig Muth und Ordnung das Kriegsvolk des ſchwäbiſchen Bundes ihnen entgegenzuſetzen vermöge; voll Uebermuth und Siegesfreude beſchloßen ſie daher, ihre Feinde in deren eigenem Gebiete heimzuſuchen. Dieſer erſte Beſuch galt dem Höhgau, dem nächſten Gränzlande der Eidgenoßen am Rheine und Unterſee, denn die Bürger von Schaffhauſen, Stein und Dießenhofen hatten bei der Tagſatzung von Zürich geklagt, wie die Schwäbiſchen ſie mit Schmähungen verfolgten, ihre Brunnen zerſtörten und ihre Aecker, Weinberge und Höfe beſchädigten. Ungefähr 12,000 Eidgenoßen ſezten bei Dießenhofen über den Rhein und ergoßen ſich über den Höhgau um die erlittene Unbill zu rächen: eine Flamme, welche bald darauf aus dem Dorfe Gailingen emporſtieg, war das erſte Zeichen von der Ankunft der Eidgenoßen.

Die Ritterſchaft am See hielt es für gerathener, nicht offen gegen die Feinde auszuziehen, ſondern ſich auf ihren Burgen zu verſchanzen und ruhig zuzuwarten, bis ſie genöthigt würden das Schwerdt zu ziehen. Die Eidgenoßen, welche ihrerſeits nirgends ernſtlichen Widerſtand fanden, zogen daher immer weiter landeinwärts; von Ramſen, wo ihr Sammelplatz geweſen war und das ſie zum Abſchiede noch anzündeten, ging ihr Weg gen Rielaſingen, und weiter, über Randeck, der Reihe nach gegen die Burgen des Höhgau, an denen ſie ihren Muth zu kühlen ſuchten. Von manchem Dorfe, von mancher Burg

stiegen zerstörende Rauchsäulen auf, nur die steilen Felsenschlösser Hohenhöwen, Mägdberg, Krähen, Twiel, und die nächste Nachbarin des letztern, Roseneck, waren noch verschont geblieben. Hier saß mit ihrem Söhnchen Ottmar einsam und allein die edle und tugendhafte Frau Bertha von Roseneck, denn ihr Gemahl, Hans von Roseneck war, wie er oft zu thun pflegte, abwesend in der nahen Stadt Radolphszell. Sehnsüchtig stieg sie auf den Söller der Burg und wollte sehen, ob nicht ihr Eheherr des Weges nach Hause käme, aber statt deßen sah sie nur die brennenden Häuser des nahen Dorfes Ramsen vor sich; bald darauf hörte sie auch das wilde Geschrei der Eidgenoßen, die in dem Dorfe ihrer Hintersaßen, Rielasingen einzogen und die Häuser stürmten und plünderten; ja, sie mußte mit eigenen Augen sehen, wie die Beutebeladenen Feuerbrände in Häuser und Scheunen warfen, so daß sie hell aufloderten und ihr Rauch und Qualm bis zu den Zinnen der Burg Roseneck emporwallte. Voll Entsetzen und Beben stieg Frau Bertha wieder herab von dem Söller und ließ Anstalten zur Vertheidigung der Burg treffen, denn wohl mochte sie ahnen, daß die Eidgenoßen auch diese nicht verschonen würden, nachdem sie einmal im Dorfe sich mit Sengen und Brennen gesättigt hätten.

Als das Hauptthor mit starkem Riegel verwahrt und alle Seiten der Burg hinreichend mit Wachen versehen waren, verschloß sich die Edelfrau mit ihrem Söhnlein in das einsamste Gemach, und betete knieend

um Abwendung der Gefahr zu Dem, der kräftiger schützt mit seinem Arme, als Thor und Riegel es vermögen, und ohne dessen Willen den Seinen kein Haar auf dem Haupte gekrümmt werden kann. Und ihr Gebet ward auch erhört, denn bald kam die Kunde, daß die Eidgenossen den Bann von Rieslingen bereits überschritten hätten, sie überzeugte sich auch selbst von ihrem Abzuge, indem nicht lange nachher von dem nahen Randeck herüber Rauchsäulen in die Luft wirbelten, die deutlich genug anzeigten, daß die Raubhorden auch dieser Burg ihren Gruß schon entboten hatten. War aber gleichwohl die Gefahr von der Burg abgewendet, so zog jetzt wieder eine andere Sorge in Bertha's Seele ein, die Sorge um den abwesenden Gemahl, und sie hatte alle Ursache, unter solchen Verhältnissen besorgt um ihn zu seyn, war doch die ganze Strecke von der Burg bis hinab gen Radolphzell durch die streifenden Kriegsvölker unsicher geworden.

Während Frau Bertha so um ihren Gemahl trauerte und bekümmert war, saß Hans von Rosenegk wohlgemuth bei Spiel und Zechgelage in der Krone zu Radolphzell, uneingedenk der schweren Zeitläufe, und wie gerade jetzt Weib und Kind zu Hause in der größten Gefahr schweben könnten. Wohl wußte er, daß die Eidgenossen mit großer Macht über den Rhein gezogen wären, aber er schien vergessen zu haben, daß gerade er immer einer der Ersten gewesen, wenn es darauf ankam, die Schweizer zu verhöhnen, und daß er in Gemeinschaft mit Burkhard von Randeck

Digitized by Google

denen zu Dießenhofen ihren Brunnen zerstört und ein todtes Kalb hineingeworfen hatte. Es war daher zu vermuthen, daß sie bei Gelegenheit auf ihn und sein Besitzthum ihr besonderes Augenmerk richten würden. Deßen gedachte er aber nicht, denn er saß gerade in Mitten seiner frechen Gesellen, die ihn über Spiel und fortwährendem Zuspruche zu keinerlei vernünftiger Besinnung kommen ließen. Zwar hatte Ritter Hans sich schon einige Male von seinen Kumpanen trennen wollen, um heimzureiten, aber immer hatten sie ihn wieder zurückgehalten, bis jezt endlich ein Anderer ins Mittel trat und ihm von der saubern Brüderschaft loshalf.

Schon seit einigen Stunden hatte ein Unbekannter seinen Platz in der Nähe der Spiel- und Zechbrüder gewählt, ohne an ihrem Treiben Theil zu nehmen; es war ein blutjunger Geselle mit vollem Gesichte und frischer Farbe, breit über die Brust und von untersezter, kräftiger Statur; sein Reiterwamms und Hosen waren schwarz und weiß aufgeschlizt, sein gestuztes, dunkelbraunes Haar deckte ein Barett von schwarzem Sammt mit einer großen Feder, die war weiß und schwarz und stand straks über sich, und wohl erkannte man in dieser Farbe Einen von den Leuten des Marggrafen von Brandenburg, der Tags zuvor aus Frankenland heraufgezogen war und mit seinen Mannen das Quartier in Radolphszell genommen hatte. Dieser nun trat hinzu und „Vetter" — sprach er, indem er sich gegen Hans von Roseneck wendete, — „mich verlangt, eure Eheliebste, meine liebwerthe

Baſe, Frau Bertha von Adelsheim zu ſehen, darum gebt jezt eurer Kumpanſchaft Valet, ſintemal euer Weib und Kind euch in dieſer Stunde nöthiger haben als dieſe da.“ Hans von Roſeneck antwortete Nichts, aber er rückte den Stuhl, um aufzuſtehen. „So wollt ihr euch alſo dem Worte dieſes jungen Fants fügen?“ rief einer der Zechbrüder, und zog den Freiherrn wieder auf den Stuhl zurück, — aber ſchnell hatte der Marggräfliche ſeine Hände zwiſchen Beiden; mit der rechten ſtieß er den, der eben geſprochen, ſo derb auf die Bruſt, daß er rücklings über den Stuhl herab plumpte, und mit der linken faßte er den Roſenecker kräftig beim Wamms und zog ihn vom Tiſche, um mit ihm abzugehen. Verwundert ſaßen die übrigen Zechbrüder da und blickten, ohne eine Sylbe zu reden, nur auf den kühnen Jüngling. Aber ein Anderer, der bisher dem ganzen Handel ſtumm zugeſehen hatte, nahm jezt das Wort. Es war Heinrich Schlatter, der Wirth zur goldenen Krone, weiland Bürger zu Schaffhauſen, der den Schwaben nur in ſo weit freundlich geſinnt war, als er Gelegenheit hatte, ihnen durch Zuſpruch mit ſeinen Schöpplein gelben Bergweines die Säckel leichter zu machen, oder den adeligen Herrn der Umgegend durch erſchlichene Verſchreibungen von ihren Gilten und Gütern zu helfen. „Haltet, edler Herr“ — rief dieſer, als Hans von Roſeneck dem jungen Unbekannten willig zur Thüre folgte — „euer Pferd iſt noch nicht geſattelt, und es kommt auch nicht aus dem Stalle heraus, bis wir zuvor mit einander im

Reinen sind; schaut her auf diese Tafel und leset." Mit diesen Worten hielt er dem Freiherrn ein ganz überschriebenes Täfelchen vor das Gesicht, und Lezterer sah nun mit Verwunderung sein Schuldregister, das sich in den drei Tagen, die er in der Krone zu Radolphszell zugebracht hatte, bis auf drei Goldgulden gesteigert hatte. „Ihr sollt erhalten, was ich euch schulde," sagte der von Roseneck in jenem herabgestimmten Tone, den diejenigen anzuschlagen pflegen, denen beim Zahlen der Zechen im Wirthshause der Muth entfallen ist, und raunte dabei dem Wirthe einige Worte heimlich ins Ohr. Dieser verstand den Freiherrn sogleich, schnell hatte er Dinte, Pergament und Feder geholt, flugs war der kleine Pergamentstreifen von des Wirthes Hand überschrieben und es fehlte nur noch Unterschrift und Sigill zu einer förmlichen Verschreibung, worin Hans von Roseneck dem ehrenwerthen Heinrich Schlatter wegen Trank und Abzug für Mann und Roß innerhalb drei Tagen, sowie für Azung seiner drei Gesellen all seine Fastnachtshühner, so ihm von Rietheim gebühren, auf ewige Zeiten überließ.

Eben wollte der Ritter unterzeichnen, aber der Marggräfliche hatte auch in das Pergament geschaut, rasch zog er es unter den Händen des Rosenecker weg, griff in seinen Geldsäckel und warf dem Wirthe zur Krone drei Goldgülden, worauf der Brandenburgische Adler prangte, auf dem Tisch. „Da nehmt" — sprach er höhnisch — „ihr seyd ein feiner Mann und redet nicht umsonst die Sprache der

Kuhmelker; wohl heißt es auch von euch: kein Kreuzer, kein Schweizer; eure Pratiken gegen meinen Vetter habe ich erkannt und wäre wohl gewillt, euch mit einer andern Münze zu bezahlen, die nicht auf dem Tische klingelt, aber desto kräftiger um die Ohren sauft, dieweil ihr euch nicht schämet, mit einem Manne von Adel also zu verfahren." Heinrich Schlatter nahm das Geld vom Tische und ließ das Schimpfwort des Junkers unerwiedert, denn er hatte gesehen, wie der junge Mann den Zechbruder so derb vom Stuhle gestoßen hatte; vielmehr begleitete er unter vielen Bücklingen die Beiden bis zur Thüre, froh, daß er wenigstens des einen der Gäste los geworden war, den er nicht dem Namen nach kannte, aber aus seinem adeligen und kräftigen Wesen zu schließen, für nichts Gewöhnliches halten konnte.

2.

Der Wirth zur goldenen Krone hatte sich in seiner Vermuthung über den Unbekannten keineswegs geirrt, es war in der That ein Mann, wie man sie damals nicht überall und alle Tage sah, kein anderer, als Junker Göz von Berlichingen aus dem Jaxthale im Frankenlande. Gerade zu der Zeit, als das Aufgebot des Kaisers zum Kriege gegen die Eidgenoßen an die Stände des Reiches erging, war er hinauf an den Hof des Marggrafen Friedrich von Onolzbach geritten, und schon nach wenigen Tagen seines Aufenthaltes daselbst hatte sich der siebzehnjährige Jüngling entschloßen, den Zug an den Bodensee

mitzumachen, wozu ſich der Marggraf eben damals aus allen Kräften rüſtete. War ihm doch das Land, wohin er zog, nicht unbekannt, denn ſchon vor vier Jahren, als der Reichstag zu Lindau abgehalten wurde, hatte er an den ſchönen Ufern des See's verweilt, und ſeinen Vetter Conrad, der als Abgeordneter der fränkiſchen Ritterſchaft der Verſammlung beiwohnte und hier ſtarb, von da in ſein Erbbegräbniß nach Kloſter Schönthal begleitet. Dießmal dünkte ihn die Farth deſto angenehmer, da es in den Krieg ging, und dieß war ihm ja ſchon in der Schule zu Niedernhall als zwölfjährigem Knaben lieber geweſen, als Leſen, Schreiben und Pſalmenlernen. Anders aber dachten ſeine Mutter und Schweſter zu Jaxthauſen, denen er zuvor noch Lebewohl ſagte, ehe er an den See zog. Es war ein herber Abſchied, beſonders für die Mutter, aber es konnte ihr nicht unerwartet kommen, denn oft hatte ſie ſchon geſehen, wie das liebe Söhnlein mißmuthig hinter der Ofenbank ſaß, und über das müßige Daliegen in der Burg der Väter klagte, wo er über Nichts zu befehlen hatte, als über ein Paar alte Jagdrüden und kein anderes Ziel vor ſeiner Armbruſt ſtand, als die Haſen, Hirſche und Rehe des nahen Harthäuſer Forſtes. Doch tröſtete ſich die Mutter einigermaßen, weil er gerade in die Gegend des Bodenſees zog, denn dort hatte ſie eine liebe Baſe, die Tochter ihr einzigen Schweſter, welche an einen Ritter von Adelsheim vermählt war. Wir kennen dieſe Verwandte ſchon aus dem Vorhergegangenen, —

es ist die edle Freifrau von Roseneck, eine geborene von Adelsheim. An diese richtete nun die besorgte Mutter ein Briefchen, worin sie den wilden und kriegsfreudigen Junker ihrer Sorge und Obhut empfahl, und übergab es dem Scheidenden, der sich jezt ohne Zögern dem Zuge des Marggrafen anschloß, in deßen besondern Dienst er aufgenommen worden war.

Schnell ging die Fahrt von Statten; als sie durch das Württemberger Land kamen, schloß sich der ritterliche Herzog Ulrich in eigener Person mit zahlreicher Mannschaft dem Zuge des Marggrafen an und blieb mit ihm vereinigt, bis sie in das alte Städtchen Engen kamen; allda nahmen die Württemberger ihr Quartier, während die Marggräflichen nach Zell zogen und sich theils dorthin, theils in die Dörfer und Schlößer der nächsten Umgegend verlegten.

Sobald Götz von Berlichingen im Gefolge des Marggrafen zu Zell ankam, war es sein erstes Geschäft, sich nach der Gegend, wo seine Base wohnte, zu erkundigen. Man zeigte ihm die Herberge zur Krone mit der lustigen Weisung, daß er dort den besten Führer zur Wohnung seiner Verwandtin, nämlich den Ritter von Roseneck in eigener Person treffen könne, der wohl um des neu ankommenden Vetters willen schon bei drei Tagen allda verweile. Wirklich fand er Alles, wie man ihm gesagt hatte, aber das erste Zusammentreffen mit seinem Verwandten war eben nicht das angenehmste, wie wir schon oben gesehen haben; ein freudigeres war das erste Kennenlernen seiner Base.

Ohne irgend eine Gefahr, die ihnen durch die hin und her streifenden Rotten der Eidgenossen leicht hätte zustoßen können, kamen die Beiden vor Burg Rosenek an. Es war schon ziemlich Nacht, als der Wächter die Zugbrücke niederließ und den Ankommenden das Thor öffnete. Bertha, die liebende Gattin und Mutter, wachte noch im Kämmerlein, wo ihr Söhnchen Ottmar zu schlafen pflegte, und harrte mit stiller Sehnsucht der Rückkehr des Gemahls. Eben hatte der Kleine das Nachtgebet beendigt, das die Mutter ihm vorsprach, und beugte schon sein Haupt auf das Kissen zurück zum süßen Schlummer. Da vernahm Bertha den Ruf des Thürmers, die Rüden schlugen an, und nach wenigen Augenblicken trat Hans von Rosenek ins Gemach und an seiner Hand der Junker Götz von Berlichingen. „Du hast dießmal lange auf dich warten lassen, mein theurer Gemahl!“ — dieß war das einzige Wort des Vorwurfs, womit die Frau von Rosenek den lange Ausgebliebenen empfing, aber ihr Blick zeigte deutlich, daß es nicht böse gemeint war, sondern daß sie sich vielmehr recht herzlich freute, ihren Gemahl wieder an ihrer Seite zu haben. Des Freiherrn Erwiederung auf diesen Gruß war eine ziemlich gleichgültige, und er wäre, wie immer, noch viel wortkarger gewesen, wenn nicht die Schicklichkeit ihn genöthigt hätte, seiner Gemahlin den neuen Gast und Vetter vorzustellen, der bald selbst das Wort nahm, um sich des mütterlichen Auftrages an seine liebwerthe, bisher noch unbekannte, Base zu entledigen.

Digitized by Google

Während man sich wechselseitig grüßte und bewillkommnete, war noch ein Vierter dazu gekommen. Kaum hatte nämlich der schlafende Ottmar die Thüre gehen hören, so wachte er schnell aus dem ersten Schlummer auf, streckte freudig unsend dem angekommenen Vater die Arme entgegen, hieng dann bald an seinem Halse und begann seine Unterhaltung, die theils in kindlichen Fragen, wie es dem lieben Väterchen seither gegangen, theils in Berichten bestand, was während seiner Abwesenheit Schreckliches in der Umgebung der Burg vorgefallen sey, und diese Unterhaltung des Kindes war nicht minder lebhaft und reichhaltig, als die des Junkers und der Edelfrau, die mittlerweile begonnen hatte. Frau Bertha konnte nicht fertig werden mit Fragen über die Verwandten im Frankenlande, über die schöne Heimath, die sie schon so lange nicht mehr gesehen und über so manches Andere, was Frauen wichtig ist, während die Männer gleichgültig dagegen bleiben — und Gätz von Berlichingen wurde nicht müde in Auskünften und Mittheilungen, bis das Briefkein seiner Mutter selbst bis in die kleinsten Theile seine Auslegung erhalten hatte. Auch der kleine Ottmar hatte sich bald den Beiden beigestellt; das zuvorkommende Wesen des Junkers hatte sein Herz so schnell gewonnen, daß er schon nach der ersten Stunde sich nicht mehr von dem Vetter trennen wollte, und ihn mit Fragen über Fragen bestürmte, bis er endlich, vom Schlafe überwältigt, auf dem Schooße des Junkers entschlummerte, mit dem er so eben erst Bekanntschaft geschlossen.

Auch der Freiherr, der ſich indeßen behaglich auf ſeinem Lehnſtuhle niedergelaßen hatte, nickte ſchlaftrunken mit dem Haupte und gab ſo ſtillſchweigend das Zeichen, die Unterhaltung abzubrechen und ſich zur Ruhe, deren er beſonders bedürftig war, anzuſchicken.

3.

Durch eine wunderbare Fügung Gottes war Burg Roſeneck beim erſten Zuge der Eidgenoßen über den Rhein verſchont geblieben, aber bald ſollte auch ihr das gleiche Loos werden, wie den andern Burgen des Höhgau. Die Züricher hatten denen von Stein und Dießenhofen den Weg gebahnt, und Leztere beſonders hatten alle Schmach an ihrem Nachbar Hans von Roſeneck zu rächen; es durfte alſo nur die gelegene Zeit kommen, ſo folgten ſie dem Beiſpiele der Züricher, die mit großer Beute aus den Burgen heimgekehrt waren. Der Abzug der Eidgenoßen hatte den Freiherrn von Roſeneck ſicher gemacht; wohl mahnte die Burgfrau, eingedenk der lezten Ereigniße in der Nähe, ihren Gemahl, auf ſeiner Hut zu ſeyn, Junker Götz ſelbſt ſtimmte ihren Beſorgnißen bei, allein Hans blieb fortwährend unbekümmert, ritt nach wie vor auf ſeine Jagd, deren Gebiet ſich bis unmittelbar vor die feindlichen Ortſchaften hinzog, wo er, Angeſichts der Städter, ſein Roß tummelte, nach Hirſchen und Rehen ſtöberte und ſie lachend vor ihren Augen wegſchoß.

Es war am zweiten Tage nach Götzens Ankunft

auf Roseneck, daß der Freiherr wieder auf die Jagd ging, wodurch Isolde so seinen Gott zur Mäßigung zu bewegen, dieser wendete vor, daß er durch den Mist und Krankenlaut als hieher noch allzu ermüdet wäre, als daß er sich dieser neuen Aufforderung stehen wieder unterziehen könnte. Da strich Hand von Roseneck, erbittert über des Junkers Weigerung, in herrischem Tone zu seiner Gemahlin: „nun denn, so mag der kleine Dietmar will, damit ich nicht allein reiten darf.“ „Lieber zu jeder andern Zeit, mein Gemahl“ — bat die Burgfrau — „selbst doch nur, wir halt und umb es ist, Wald und Feld sind ja noch voll Schnee bedeckt.“ Allein der Freiherr, der von seiner Gemahlin nie Widerspruch, sondern nur unbedingten Gehorsam gewöhnt war, erwiderte auf Bertha's Bitte, die immer ängstlicher wurde, weiter Nichts, als: „es soll und muß mit, der Knabe, und fort des Schnee's und Wetters nicht achten!“ „So laß' euch doch erbitten, mein Gemahl“ — fuhr Bertha ängstlich fleheud fort, indem sie das Freiherrn Hände faßte — „laß mir mir heute den Knaben hier; nicht wegen der strengen Witterung bitte ich für ihn, sondern eine schwere Traum hat mich geängstigt,“ — so sah unsere Burg in Flammen und eben auf den Zinne stand der kleine Dietmar und streckte klägerlich seine Händchen nach mir aus, ich aber stand unten und konnte ihm nicht helfen; da stürzte sich das Kind über die Zinnen und ich sah es nimmer.“ „Wod Träume!“ — rief Hand von Roseneck höhnisch lachend — „die können nun Weiber schrecken; es ist

mein leztes Wort, der Knabe muß mit." Vergebens trat auch Götz von Berlichingen ins Mittel, es wurde ihm dießmal nicht so leicht, auf den Freiherrn zu wirken, als damals in der Krone zu Zell, wo der Wein denselben schon willenloser gemacht hatte, vergebens bat er ihn, die flehentliche Bitte der Gattin zu erfüllen; er mußte schweigen, denn bald wäre es dahin gekommen, daß der derbe Ritter die Rechte der Gastfreundschaft durch bittere und beleidigende Worte an seinem Vetter verlezt hätte.

Schon standen die Roße für ihn und den kleinen Ottmar bereit; leztern hielt die Mutter in ihren Armen; er weinte, als er ihre Thränen fließen sah, ihr Flehen und Klagen mit anhörte. Mit zornigem Blicke riß der Freiherr das Kind, welches sich immer fester an die Mutter anschmiegte, aus ihren Armen und gab es dem Diener. Unter einem Strome von Thränen küßte Bertha ihr Söhnchen und trennte sich voll Schmerz von ihm; sie sprach kein Wort, denn sie sah das rollende Auge ihres Gemahls und befürchtete eine Mißhandlung, wie er sie ihr nicht selten angedeihen ließ. Mit einem Blicke des Schmerzes auf ihren Gemahl, der einen Stein hätte erweichen mögen, aber dennoch die Eisrinde seines Herzens nicht zu sprengen vermochte, entfernte sich die Burgfrau schnell, um im einsamen Gemache ihren Thränen freien Lauf zu laßen. Als sie aber die Hufschläge der Roße hörte, welche über die Zugbrücke trabten, da konnte sie sich nicht länger mehr halten, sie stieg auf den Söller der Burg, um nach den Scheidenden

zu sehen, und es däuchte ihr, daß der kleine Ottmar die Händchen noch einmal nach ihr ausstrecke, um auf lange Zeit Abschied zu nehmen. Auch sie breitete die Arme klagend nach dem Kleinen aus, denn bald war der Liebling ihres Herzens ferne, und eine schwere Ahnung sagte ihr, daß sie lange von ihm getrennt seyn würde.

Des Freiherrn Jagdzug richtete sich geradeaus der Stadt Stein zu; sein Ziel war die waldige Bergspitze, wo jetzt das Wächterhäuschen Wolkenstein sich erhebt. Die erste Beute war reich an Hirschen und Rehen, die in Menge den Geschossen der Jäger erlagen. Der genannte Punkt war die Marke des städtischen und freiherrlichen Jagdgebietes, schon waren sie unter dieser Höhe angekommen — vor ihnen her immer der Trieb der Thiere. „Halten an, gnädiger Herr“ — rief ein alter Jäger, der das Roß führte, worauf Ottmar festgebunden saß — „halten, wir haben Wolkenstein umritten und befinden uns auf Steiner Gebiet.“ „Was Markung und Bann!“ — lachte der Freiherr — „der Waidmann nimmt das nicht so genau;“ dabei stieß er in sein Horn und mahnte die Jäger, ihm zu folgen. „Ich bitte euch um Gotteswillen, rief der Jäger noch einmal, sehet ihr nicht dort von der Straße her das Gestümmer und Gliegen? es ist ein reisiger Zug, es sind Eidgenossen.“ „Schweig', und folge“ — rief der Ritter — „ziele lieber nach den schönen Hirschen, die dort treiben, sie sind nicht für Schweizer Bauern; spannt die Armbruß, nieder mit dem Wilde, vor

Digitized by Google

ihren Augen weg! was kümmern uns die Lümmel.“ Noch einmal stieß er kräftig ins Horn; seine Bolze waren die ersten, die flogen, das Wild stürzte rechts und links; aber indessen war das Glizern und Flimmern schnell näher gekommen, Roße trabten heran und ein dichter Haufe Eidgenoßen aus Stein war nur noch durch eine kleine Strecke von den Jägern getrennt. Eine kräftige Stimme tönte herüber, es war die des schweizerischen Anführers; „Halt! hier Steiner Grund und Boden; ergebt euch, edler Wilddieb!“ Im ersten Augenblicke stuzte Hans von Roseneck, aber bald legte er aufs Neue den Bolzen auf und ein kräftiger Schuß von der Armbrust war die Antwort auf des Eidgenoßen Ruf. Das war das Zeichen zum blutigen Gefechte zwischen den Rosenecken und Steiner Bürgern; von der Armbrust kam es bald zum Schwerdte, der Freiherr drang hitzig vor, nicht gedenkend des Kindes, das in geringer Entfernung hielt, nicht, daß er ja doch in kurzer Zeit der Uebermacht weichen müßte, da Zehn gegen Hunderte standen. Bald sah er nur noch wenige der Seinigen neben sich, dennoch ließ er nicht ab vom Kampfe, bis er aus vielen Wunden blutete und rings von Feinden eingeschloßen war. Da gedachte er endlich seines Kindes, er hieb sich rückwärts eine Gaße bis zu der Stelle, wo der Führer mit demselben bisher gehalten hatte, aber er fand weder den Knaben, noch den alten Diener, dem derselbe zur Hut war anvertraut worden. Wohl hatte Lezterer beim Beginne des Gefechts seinen gefährlichen Standpunkt

verlaßen und Ottmarn zu retten geſucht, allein die Eidgenoßen waren ſchon zu nahe gekommen, als daß er unbemerkt von ihnen mit ſeinem kleinen Schützling hätte davon eilen können. Während er mit aller Macht ſein Pferd antrieb, um die Burg noch zu erreichen, hatte ſich eine Abtheilung der Feinde von den Uebrigen getrennt und folgte den Fliehenden nach. Schon hatten dieſe die Burg vor ſich und ſtanden auf dem Banne von Rielaſingen, da ſtürzte des Kindes Pferd, und trotz der verzweifeltſten Gegenwehr mußte der alte Jäger, von einem betäubenden Hiebe auf den Kopf getroffen, ſich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Die Eidgenoßen nahmen den Knaben ſammt dem Pferde, worauf er ritt, in ihre Mitte und kehrten, zufrieden mit der Beute, nach Stein zurück, denn ſie hatten ja den Sohn ihres Todtfeindes in ihrer Gewalt. Eine andere Abtheilung verfolgte indeſſen den Freiherrn von Roſeneck, dem es gelungen war, ſich durchzuhauen. Mit ſchweißtriefendem Roße, wie ein von Hunden gehezter Eber, jagte er ſeiner Burg zu und kam an der Zugbrücke an; ſchnell hatte der Thürmer, der Alles von ferne geſehen, dieſe herabgelaßen und das Thor geöffnet. Zu gleicher Zeit, während Hans von Roſeneck es kaum vermochte, mit ſeinem ermüdeten Roße die Burg zu gewinnen, brach eine friſche Schaar ſeiner Leute, der Junker von Berlichingen an ihrer Spitze, aus dem Thore hervor. Dieſe ſtürmten den Eidgenoßen mit Macht entgegen, als dieſe eben im Begriffe ſtanden, den Freiherrn, im Ange-

sichte der Seinigen, noch vor der Brücke niederzuhauen. Junker Götz, um sich selbst ganz unbesorgt, suchte nur seinen Vetter zu decken, und es gelang ihm auch bald, ihn von seinen Feinden zu trennen, so daß der Ermüdete Zeit gewann, durch das Thor zu kommen, während Götz sich kühn und unerschrocken mit den Eidgenoßen herumschlug. Lange dauerte der Kampf vor der Brücke noch fort, doch gelang es endlich dem ritterlichen Junker, die Feinde über den Wall, und, da sie des Bodens, worauf sie fochten, weniger kundig waren, gänzlich durch den waldumkränzten Hohlweg zurückzudrängen. Aber selbst kampfsmüde und schwer verwundet, verfolgte Götz die Eidgenoßen nicht weiter, als über den Bann der Burg, dann kehrte er eilends zurück, die schwere Brücke rasselte in die Höhe, die starken Riegel des Thors, welches die ritterlichen Vertheidiger wieder aufnahm, wurden doppelt verwahrt und die fortgetriebenen Feinde zogen wieder in ihre Städte heim, festentschloßen jedoch, bald wiederzukehren und das Versäumte nachzuholen.

Es war ein schrecklicher Augenblick für Hans von Roseneck, als er gerettet in dem Raume seiner Burg stand, und seine erste Frage, die er an den Nächsten, der ihm in den Weg trat, richtete, „ob sein Söhnchen sich in der Burg befinde?" mit einem kurzen „Nein" beantwortet wurde. Gerne wäre er wieder zurückgeritten, um seinen Ottmar, der ein Raub der Feinde geworden war, wieder zu erretten, aber der eben in den Burghof eintretende Junker hielt

ihn zurück und führte ihn in das Gemach, wo er Bertha zitternd und bebend antraf, die den Kriegslärmen um die Burg und den Ein- und Auszug der Leute längst vernommen hatte. Eilends ging Bertha dem Gemahle entgegen, umarmte den Verwundeten und richtete ihre erste Frage an ihn nach Ottmar. Hans verstummte. „O Gott, mein Traum!“ Das war das einzige Wort, was die geängstete Mutter im Gefühle ihres Schmerzes ausrief, als Junker Götz ihr an des Gemahls Statt die Schreckenskunde mittheilte; sie sank nieder auf einen nahen Sitz, verhüllte ihr Antlitz und weinte um den Verlorenen. War doch der kleine Ottmar bisher ihr einziger Trost in der Einsamkeit gewesen, wenn der Vater Tage lange im Forst umherstreifte, oder auswärts dem lustigen Leben nachging und nach und nach ein Besitzthum um das andere vergeudete; er war das einzige Wesen, das ihre zärtliche Liebe erwiederte, während des Gemahls Herz sich seit Jahren nur kalt und gleichgültig, ja, im eigentlichen Sinne lieblos gegen sie erwies. Und doch blieb Bertha ihrem Gemahle stets mit derselben Anhänglichkeit, wie in den ersten Jahren, zugethan, denn in demselben Augenblicke, wo sie durch seine Schuld ihr Liebstes im Leben verloren hatte, und ihr Herz über dem Verluste beinahe brechen wollte, wandte sie sich dennoch nicht von ihm ab. Sie sah den bleichen, vor Entkräftung umsinkenden Ritter vor sich, — da war sie die Erste, die, den Schmerz ihrer Seele vergessend, nur den seiner Wunden zu lindern suchte, und, unterstützt

Digitized by Google

von Junker Götz, der selbst am Kopfe verlezt war, dem Blutenden den lindernden Verband anlegte. Auch wich Bertha von nun an nicht mehr von dem Lager ihres Gemahls, sondern pflegte seiner mit unermüdeter Sorgfalt, ohne sich weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe zu gönnen.

Sobald jedoch des Freiherrn Leben und Gesundheit außer Gefahr war, und kein Feind mehr die Burg bedrohte, war es die erste Sorge der bekümmerten Mutter, Kunde über ihr verlorenes Kind einzuziehen. Aus des Ritters Worten konnte man leicht schließen, daß während seines Kampfes mit den Eidgenoßen Ottmar von diesen geraubt worden war, — was noch dadurch bestätigt wurde, daß man den alten Jäger in der Nähe von Rielasingen erschlagen fand und auch das Pferd, worauf der Knabe geritten war, in dieser Gegend ledig aufgefangen wurde. Daß die Stadt Stein der Ort war, wo er festgehalten ward, war ebenfalls aus der Richtung, welche die Feinde bei ihrem Abzuge genommen, leicht zu errathen. Allein Alles dieß konnte der betrübten Mutter keinen Trost liefern, denn die von Stein waren so erbittert auf den Freiherrn von Roseneck, daß man selbst gegen das größte Lösegeld kaum hoffen durfte, das Kind frei zu erhalten. Bertha, die zärtlich liebende Mutter, ließ sich gleichwohl von einem Versuche nicht abschrecken, sie sandte Boten an den Rath der Stadt und ließ alle ihre Kleinode und Schmuck, den sie besaß, als Lösegeld für Ottmar anbieten — kein Opfer sollte ihr zu

theuer sein um ihres Kindes willen. Allein die Steiner ließen ihr höhnisch entbieten, sie solle nur warten, bis sie ihr das Kind selbst vor die Burg bringen würden. Dieses Versprechen, oder was eigentlich war, eine Drohung, ließ sich indessen so bald nicht erfüllen, wichtige Angelegenheiten, die sich indessen am Rheine und Bodensee zutrugen, nahmen die Eidgenossen in Anspruch.

Eine bedeutende Macht kaiserlicher Kriegsvölker hatte sich um diese Zeit unter dem Feldobristen, Grafen Wolfgang von Fürstenberg, in der Gegend von Constanz zusammengezogen. Man schätzte ihre Anzahl auf 18,000 Mann. Die erste Unternehmung dieser kaiserlichen Völker war auf den untern Thurgau gerichtet und ging ganz nach Wunsche von Statten. Die Besatzung der Eidgenossen zu Ermatingen wurde von ihnen überfallen und niedergehauen, dann das Dorf sammt dem benachbarten Tribaltingen und Mannebach in Brand gesteckt, so daß man am jenseitigen Seeufer zu Buchhorn und Lindau glaubte, der ganze untere Thurgau stehe in Flammen; hatte doch kurz zuvor ein Anführer der Schwaben, Burkhard von Randegg, jauchzend ausgerufen, „er wolle im Thurgau brennen, daß Gott im Himmel selbst vor Rauch und Hitze blinzeln und die Füße an sich ziehen müße.“ Aber schrecklich wurde den Schwaben vergolten. Während sie alle Gräuel des Krieges ausübten, und ihren Sieg wegen fortwährender Uneinigkeit im Kriegsrathe nicht zu fernern Unternehmungen benützen, rüsteten sich desto kräftiger ihre Feinde: helle loderten

Digitized by Google

die Wachfeuer auf den Höhen des Thurgau und alle Glocken riefen den Landsturm zusammen nach Schwaderloh, einer waldigen Anhöhe oberhalb der Stadt Constanz. Mit mehr als 10,000 Mann zog jezt der Graf von Fürstenberg aus der Stadt gegen die Eidgenoßen. Diese enthielten sich an ihrem Posten des Kampfes so lange, bis ungefähr 1500 Mann beisammen waren, dann machte sich die kleine Schaar auf, um den weit überlegenen Schwaben zu begegnen und bereitete ihnen in den Engpäßen des Waldes einen Hinterhalt. Fünfhundert von ihnen besezten die Schlucht, durch welche sie selbst wieder zurückkehren mußten, die übrigen folgten dem sorglos schwärmenden Feinde, überfielen seine Nachhut und hieben sie nieder. Das Fußvolk der Schwaben rief zwar die Reiterei und das Geschüz zu Hülfe, allein jene konnte wegen der engen und steilen Päße nicht beikommen und die Stücke waren mit Beute beladen und unbrauchbar geworden. Kühner drangen die Eidgenoßen ein, da flohen die Schwäbischen und wandten sich in ungeordneten Maßen der Stadt Constanz zu; beinahe der vierte Theil war sogar auf dem Kampfplatze geblieben, darunter viele Ritter und auch Burkhard von Randegg, der so gotteslästerlich gesprochen hatte. Fünfzehn Stücke und zwei Fähnlein gingen an die Sieger verloren.

Dieser glücklichen Unternehmung der Schweizer folgte eine dritte bei Constanz im Rheinthale: auch hier sank die Blüthe des schwäbischen Heeres unter den Streichen der siegreichen Eidgenoßen. Dieß

machte die Letztern aufs Neue übermüthig, sie beschlossen einen zweiten Zug in den Hohgau; die Mannen von Zürich, Luzern und den Urcantonen zogen sich vor der Stadt Stein zusammen, um von hier aus wieder über den Rhein zu gehen. Zum Glücke erwarteten sie noch Zuzüger von Schaffhausen, sowie achthundert Mann Wallifer, — das verzögerte ihren Uebergang und hielt das traurige Loos der Burg Rosenegk noch eine Zeit lang ferne, denn dahin war fortwährend die Absicht der Steiner gerichtet, die sich freuten, so verstärkt dießmal mit besserem Erfolge angreifen zu können.

4.

Ehe die Eidgenossen ihren verhängnißvollen Zug vornahmen, führen wir den Leser wieder auf Burg Rosenegk zurück, wo wir den Freiherrn und Junker Götz an ihren Wunden krank verließen.

Der Junker war von seiner Kopfwunde so ziemlich wieder genesen und blieb jetzt ungerne länger auf der Burg, denn er hörte von den Geschichten, die sich auf Schwaderloh und bei Constanz ereignet hatten, und es trieb ihn mächtig, sich der Schaar der Schwabenritter anzuschließen, um zu thun, was sein Beruf war, um dessen willen er aus dem fernen Frankenlande an den See gezogen. Doch verschob er auf inniges Bitten Bertha's und ihres Gemahls, der das Lager noch nicht verlassen konnte, seinen Abzug noch kurze Zeit und theilte die Sorge und Pflege der liebenden Gattin am Bette des Kranken; gerne ver-

Digitized by Google

stand er sich zu diesem Liebeswerke, so kriegsfreudig auch sein ganzes Wesen war, und erheiterte anhatt der, durch vieles Wachen ermüdeten, Burgfrau dem Leidenden manche Nacht hindurch seine schlaflosen Stunden durch freundliche Unterhaltung der verschiedensten Art.

„Wie wird mir diese Nacht wieder so lang werden!“ — sprach eines Abends Hans von Rosneck zu dem Junker; — es war in den Tagen, als sich eben die Eidgenossen wieder zu Stein sammelten. „Dafür will ich schon sorgen,“ erwiederte Götz, „daß ich eure Zeit kürze: dort im Schranke habe ich ein altes Chronikenbuch gefunden, und darauf will ich euch Etwas lesen, so euch gewiß lieb ist.“ „Ich war sonst zwar nie ein Freund von solchen Dingen,“ sagte der Freiherr, „doch, bei solcher Langweile mag's immerhin gut thun.“ Götz von Berlichingen setzte sich nun neben das Bette, blätterte in dem Buche, und las die schöne Geschichte, wie im Jahre 1140 nach der Geburt unsers Herrn, König Conrad III. von Hohenstaufen Stadt und Burg Weinsberg an den Gränzen von Schwaben hartnäckig belagerte und zur Uebergabe auffordern ließ. Als nun die schöne Ida von Calw, die Gemahlin des Herzog Welf, der die Burg vertheidigte und schwer verwundet worden war, sahe, daß die Besatzung der Uebermacht des Königs nicht mehr länger würde widerstehen können, da beschloß sie mit den andern Frauen, einen Boten in das Lager der Feinde hinabzuschicken, und dem Könige die Uebergabe der Burg anbieten zu

lassen, so es den Frauen gestattet würde, frei abzuziehen und so viel von ihren Gütern mitzunehmen, als sie auf den Schultern zu tragen vermöchten. Conrad, dem die Botschaft zwar seltsam vorkam, aber doch heimlich gefiel, weil sie blos von Frauen herrührte, dachte eine Weile darüber nach, ohne aber zu bedenken, daß Weiberlist über alle Listen gehe, und willfahrte der Bitte. Der Bote ging und es kam von der Burg kein weiterer Bescheid mehr; aber siehe da, nach wenigen Stunden öffneten sich die Thore und heraus schritt Frau Ida, sosthar angethan, und auf den Schultern ihren Gemahl, als ihre beste Habe, tragend und hinter ihr alle Frauen der Burg mit derselben theuren Last beladen, und dieser Zug ging ganz stille vorüber an dem Könige und seinen Hofleuten. Da sagte Conrad seinen Wort, wie er zu thun pflegte, wenn er über wichtige Dinge nachdachte, sah dem seltsamen Thun der Frauen ruhig zu, und man bemerkte wohl, daß es ihm nicht übel gefiele. Und als Giner der neben ihm Stehenden, erzürnt über diese List, sich zu dem Könige wandte und sprach: „mein König, war das so gemeint?“ Da erwiederte Conrad mit kräftiger Stimme: „ein Königswort soll man nicht drehen und deuteln“ und er ließ die Frauen ziehn im Frieden, dazu ließ er auch alle zurückgelassenen Kleider und Kostbarkeiten, die sich auf der geöffneten Burg befanden, überantworten. Dieß geschah am einundzwanzigsten Wintermonate des genannten Jahrs, daß durch die Treue der Frauen die Burg Weinsberg und

hat Lehen so vieler Mannen und Frauen wurde, und ob Das den König nachher nie gereut, daß er alle gethan.

Gieb von Gerichtingen hatte die Geschichte noch nicht gewußt, als der Freiherr ihn unmuthig unterbrach: „Meiner, bis du bald zu Ende? Hättest du nichts Klügeres finden können, als daß alberne Mährlein? ich will wetten, du glaubst es, denn dein Gesicht war beim Lesen so andächtig; aber hernehme, ich mag sowieso darüber lachen, so wenig wie auch bei meinen Mannen lächerlich zu Muthe ist." „Ich finde nicht nöthig darüber zu lachen," — erwiederte Gieb in ernstem Tone — „im Gegentheile, ich halte die Geschichte für eine gute, wohrheitige, wie sie eben in der Chronik hier berichtet ist, und glaube auch, auch besten übernehmen zu können. Ich bin von Dort, von dieses sich zugetragen, selbst, denn Stadt und Burg Weinsberg liegen nur wenige Stunden von der Burg meiner Väter entfernt und jene Burg heißt „Weibertreue" noch bis auf den heutigen Tag; jeder Kind hin, und jeden Stein weiset auch sogen können, und wenn ihr noch weiter wersangt, so besuchet die Kirche zu Weinsberg und siehet allda, wie ich gesagt gethan, eine Mannesrettung aus alter Zeit, wo und auf was Art die Geschichte sich begeben. Ein Bürger der Stadt hat es mallen lassen, deren zum Angnige, daß es geschehen, und zum ellen Gedächtnis der Treue sür Frauen und Jungfrauen." „Zum Gedächtnis für Frauen und Jungfrauen?!" — wiederholte Hand von Rosenek höhnisch lachend — „ei, ei, Bruder, sahre fort, wann

ſieht wohl, daß du noch ein junger Fant biſt, der Nichts erfahren hat in der Welt, ſonſt würdeſt du keine ſolche Geſchichtlein glauben, die nur geſchrieben ſind, um eine Weile zu unterhalten, auch würdeſt du keine ſolche hohen Gedanken hegen von Frauen und Jungfrauen. Werde zuvor ſo alt, Vetter, wie ich geworden bin, dann wirſt du anderer Anſicht werden und ſolche Chroniken ins Feuer werfen.“ „Ich kann euch kaum verſtehen,“ — entgegnete der Junker — „was ihr damit ſagen wollt; von euren eigenen Erfahrungen könnet ihr dabei unmöglich ausgehen, denn ſo viel ich nur in den wenigen Tagen meines Hierſeyns erfahren, werden wenige Männer ſich rühmen können, ein ſolches Muſterbild der Liebe und Treue zu beſitzen, wie ihr es in eurer Gemahlin beſitzet. Faſt glaube ich, daß ihr euch eines ſolchen Schatzes nicht werth zeiget, wenigſtens erwiedert ihr ihre Liebe nicht mit gegenſeitiger Begegnung. Eure Kälte habe ich wahrgenommen, als ich zum erſten Male über eure Schwelle trat, aber eurer Gattin unzerſtörbare Anhänglichkeit habe ich kennen gelernt in einer Stunde, wo ihr durch eure Schuld das liebe Kind verloret, das ihr der Mutter ſo unbarmherzig vom Herzen geriſſen; gleichwohl hat ſie bis dieſen Augenblick noch kein Wort des gerechten Vorwurfes gegen euch über ihre Lippen kommen laßen, obgleich der Gram um den verlorenen Liebling ſtündlich an ihrem Herzen nagt. Verlangt ihr wohl noch eine weitere Probe von Bertha's Liebe? müßt ihr nicht, wenn ihr ſie nur anſehet, die feſte Ueberzeugung

gewinnen, daß Weibertreu kein leeres Mährchen iſt?“ Lange antwortete der Freiherr nicht auf die Rede des Junkers, ſondern verfiel in ernſtes Nachdenken. War es wohl, daß er die Wahrheit des Wortes fühlte, welches der Jüngling von ſiebenzehn Jahren an den Mann gerichtet hatte? — nein, ſein Stillſchweigen hatte einen ganz andern Grund. Seit dem erſten Eintreten des jungen Vetters in die Burg hatte Hans von Roſeneck wahrzunehmen geglaubt, wie ſeine Gemahlin ihren Gaſt mit ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit behandelte; dieſer Argwohn wurde noch verſtärkt, als er dem Jagdzuge, wozu er ihn an jenem verhängnißvollen Tage eingeladen hatte, nicht beiwohnen, ſondern lieber zu Hauſe bleiben wollte. Jezt ſtellte er zu dem Allem noch die Rede des Junkers hinzu, worin ſich dieſer, ihm, dem Gemahle gegenüber, der Burgfrau mit ſo vieler Wärme annahm, und es faßte ein Argwohn in ſeinem Herzen Raum, der ihm brennendere Schmerzen verurſachte, als ſeine noch offenen Wunden. Darum hatte er auch jene höhnende Aeußerung über Weibertreue gethan, ob er gleich, vor vielen Andern, allen Grund hatte, feſt daran zu glauben.

Lange ließ Junker Götz das Stillſchweigen des Freiherrn, der ſich von ihm weggekehrt und auf das Lager zurückgebeugt hatte, unbeachtet. Als es aber länger andauerte, ſtand er vom Tiſche auf, trat dem Kranken näher und ſprach, ihn traulich bei der Hand faßend: „Lieber Vetter, was bedeutet euer Stillſchweigen? iſt mein Wort zu raſch geweſen, ſo ver-

zeiht mir solches, aber ich bezeuge euch, daß es ohne Arg geredet und gut gemeint war.“ Da blickte der Freiherr auf, sah dem Junker fest in die Augen und sprach: „Du solltest es gut mit mir meinen, Vetter? das mögen die Weiber glauben, deren Treue du so redselig vertheidigst, und die du so freundlich ansiehst, wenn du es ihnen sagst, ich aber glaube es nimmermehr.“ „So glaubet diesen Zeugen!“ rief mit schmerzlicher Stimme der Junker, indem er das Haar zurück schlug und seine Stirne zeigte, über die sich eine noch kaum geheilte Wunde zog — es war die Wunde, die er empfangen hatte, als er den Freiherrn von Roseneck mit seinem eigenen Leibe gegen die Hiebe seiner Feinde vor der Brücke deckte. „So meint es doch mein Weib nicht gut mit mir!“ — fuhr Ritter Hans fort und blickte dem Junker schärfer ins Auge, denn zuvor — und“ — sezte er bei — „jedenfalls beßer mit dir als mit mir.“ Dieses lezte Wort öffnete dem Jünglinge mit einem Male die Augen, jezt verstand er den Sinn Alles deßen, was Hans von Roseneck bisher gesagt, er sah jezt ein, daß trübe Eifersucht in seinem Innern Wurzel gefaßt hatte. Entrüstet über solchen Argwohn, wandte er sich weg, schlug die Chronik zu, stieß den Tisch weit von sich und rief mit jener Stimme, die der Freiherr noch von Zell her wohl kannte: „Dieses Wort möge euch Gott verzeihen, Herr von Roseneck, mich hat es von euch geschieden auf lange, vieleicht auf immer. Möge die Stunde erscheinen, wo ihr zur Erkenntniß gelangt, daß ihr die treueste, liebevolleste Gattin besitzet, eine

ſolche, die gleich iſt jenen Weibern von Weinsberg, deren Treue ihr als ein Mährlein verhöhnt. Ich danke euch für eure Gaſtfreundſchaft, lebet wohl!“ Mit dieſen Worten ging er raſch der Thüre zu; Hans von Roſeneck richtete ſich vom Lager auf und wollte ihn zurückhalten, aber Götz war ſchon durch die Thüre gegangen. Ueber der Schwelle begegnete ihm noch die Burgfrau, die eben nach ihrem Gemahle ſehen wollte. „Wohin, Vetter Götz, wohin ſo eilig?“ fragte dieſe den Weggehenden. Kurz war des Junkers Antwort: „ich will dieſes Haus verlaßen, wo ich und Alles Edle verkannt wird, aber euch, liebe Baſe, danke ich herzlich für das viele Gute, was ihr mir erwieſen, vielleicht daß ich es euch einſt vergelten kann!“ Nun aber ließ er ſich durch Nichts weiter aufhalten, ſondern ritt noch in derſelben Nacht aus der Burg und der Stadt Radolphszell zu.

5.

Eben war Götz von Berlichingen zu Zell angekommen und hatte ſich mit den Seinigen vereinigt, die immer noch der Ankunft des Kaiſers am See harrten, um unter ſeiner Führung gegen die Feinde zu ziehen, als die zu Stein verſammelten Eidgenoßen über den Rhein und ſchnurſtracks der Straße nach auf Roſeneck zu gingen. Kaum hatte man noch Zeit auf der Burg, die Zugbrücke aufzuziehen, das Thor zu ſchließen und mit großen Quadern zu verrammeln. Bebend und zitternd trat Bertha auf die Zinne und kam mit großem Entſetzen wieder zurück

in das Gemach, wo Hans noch in einem ſolchen Zuſtande lag, daß er das Bett unmöglich verlaßen konnte. „O Gott, mein Gemahl!“ — rief die Burgfrau — „wie wird es uns ergehen; die Feinde ſtehen vor der Burg, ſchon ſind ihre Stücke aufgepflanzt und gegen uns gerichtet, das ganze Thal gegen Stein hin iſt mit Männern angefüllt, ich glaube, ehe noch ein Schuß geſchieht, ſind ſie unſerer Burg Meiſter gleich beim erſten Sturme!“ „Potz Wetter“ — rief der Freiherr in ſeinem gewohnten, gleichgültigen Tone — „das hätte ich nicht geglaubt, daß die verhaßten Gäſte ſo bald ihren Beſuch wiederholen würden. Doch, laß das Weinen und Klagen, mit dem iſt ohnehin nichts gethan, jage die Knechte auf die Bruſtwehr; man ſoll beſonders die ſüdliche Seite der Burg decken, die am ſchwächſten iſt, du kennſt ja die Stelle dort, von wo aus man den Rhein ſieht; die andere Seite gegen Rielaſingen, wo die Burg auf jähen Felſen liegt, können ſie nicht angreifen, und wenn ihrer viele Hunderte wären.“ „Es iſt ſchon Alles geſchehen, mein Gemahl“ — bemerkte Bertha — „aber was helfen die zwanzig Knechte, die auf der Burg liegen, und wer ſoll ſie führen und leiten, da ihr euch kaum aus dem Bette erheben könnet?“ Sie hatte das Wort kaum ausgeſprochen, als ſich der Freiherr in ſeinem Bette aufrichtete und alle Kraft zuſammen nahm, aber man ſah an ſeinen Geberden, daß es nur unter den heftigſten Schmerzen geſchah. „Hole mir meinen Leibrock, Streithoſen, Schwerdt und Sturmhaube“ — rief er

und wollte ſich eben vom Lager ſchwingen — „es iſt Alles möglich, wenn Noth vorhanden iſt, freilich, der Vetter hätte können hier bleiben um ſtatt meiner die Knechte zu befehligen.“ „Was wollt ihr beginnen, mein Gemahl? euer Verband bricht wieder auf, ihr dürft nicht, ich dulde es nicht“ — ſo ſprach ſie zum erſten Male in ihrem Leben mit gebietendem Tone — „ich ſelbſt will eure Stelle verſehen und die Knechte auf die Bruſtwehr führen.“ Dieß ſprechend, hielt ſie den Widerſtrebenden mit allen Kräften auf dem Lager zurück. „Hole mir meine Rüſtung und Waffen!“ — wiederholte der Freiherr noch einmal — „und laß mich vom Lager, oder ich laufe im Hemde, wie ich bin, auf die Bruſtwehr zu den Knechten.“ Bertha ging, denn ſie ſah wohl, daß es ihres Gemahls feſter Wille war, die Knechte ſelbſt anzuführen und ſeinem zweiten Worte durfte ſie kein drittes entgegenſetzen.

Als ſie mit den Waffen zurückkam, hatte Hans von Roſeneck unter vielen Schmerzen bereits Wamms und Hoſen angelegt. Bertha verſah jezt den Dienſt eines Knappen, ſie legte ihm die Rüſtung an und war eben im Begriffe, ihm das Schwerdt zu umgürten und den Helm auf's Haupt zu ſetzen. Während ſie aber dieſen unterhalb, wo er mit dem Halsberg zuſammenſtößt, feſtband, wallte ihr auf Einmal Blut entgegen, eine Wunde über der Bruſt war aufgebrochen und es ergoß ſich Blut in neuen Strömen. „Es iſt nicht möglich, mein Gemahl“ — rief Bertha erſchrocken — „ihr könnt nicht hinaus, eure Wunden

klatsch." „Laß klatschen, wie sie wollen," sprach gleichgültig der Freiherr, „ich werde sie nimmer hören." Kaum hatte er aber diese Worte gesprochen, als es leidlich und entsetzlich in Bertha's Ohren zurücktönte. Schnell riß diese einige Diener herbei, eilten schnell der Freiherr seine Leute lud, sprach es mit lauterer Stimme, als er sonst gewohnt war: „eben recht; kann ich nicht selbst gehen, so trägt sie mich hinaus auf die Mauern." Trotz Bertha's wiederholten Hinwendungen mußten die Diener gehorchen; sie holten einen Tragsessel, setzten ihren Herrn darauf und brachten ihn so hinaus auf die Brustwehr. Man sah die Ritter seinen Kürzest zureichen, sein Horn war noch kräftig. Von seinem Sitze aus befehligte er seine Leute, und es that Noth, denn die Gibgenossen drangen immer näher gegen die Burg und ihre Stücke hatten schon da und dort die Mauern beschädigt. Doch Hans von Aarburg ließ sich nicht schrecken; wenn die Geschütze der Eidgenossen thätig, so feuerte der Freiherr von Rosenegk nicht minder gut und manchen Schweizer, der einen Weg zur Burg suchen wollte, fand von dem Walle seinen Tod.

Während den kranken Gemahl Stimme und der Brustwehr erging, lag die Burgfrau im einsamen Gemache auf den Knieen und flehte ihr Gebet wieder empor zu Dem, der vor wenigen Tagen die Gebete von ihr und den Ihrigen abgewendet hatte; aber diesmal, so war es des Höchsten Wille, sollte ihr Gebet nicht erhört werden, wenigstens nicht in dem Sinne, wie sie es leidenschaftlich hatte. Noch lag sie

auf den Knieen, da wurde es laut im Hofe, Bertha sprang auf und eilte ans Fenster — die Knechte brachten den Freiherrn wieder von der Brustwehr herab, — klagend und Händeringend eilte sie in den Hof hinab, sie glaubte, es wäre ihm auf den Mauern ein Unheil zugestoßen, dem war aber nicht so, sondern im Eifer des Rufens waren seine Wunden wieder geflossen und die vorige Schwäche hatte sich eingestellt. Zu gleicher Zeit brachten die Träger auch die traurige Kunde, daß die Burg sich kaum noch bis an den Abend zu halten vermöge, denn die Feinde wären schon so nahe gedrungen, daß sie mit einem einzigen kurzen Sturme Meister werden würden. Nun stieg der Schmerz der guten Frau aufs Höchste; nicht das Schicksal der Burg, die vielleicht in wenigen Stunden ein Raub der Feinde werden würde, war der Gegenstand ihres Kummers, nicht ihr eigenes Schicksal, das die traurigste Aussicht bot: nein, ihr unglücklicher Gemahl war es, den sie am meisten beklagte, der krank vor ihr lag, unfähig, durch Wort und That Etwas zu wirken; — wie es ihm ergehen würde, wenn er in diesem hülflosen Zustande in die Hand der aufs Aeußerste gereizten Feinde fiele — darüber weinte und kümmerte sich die treue Seele.

Uebrigens verweilte Bertha nur so lange an dem Lager des Kranken, bis sie sah, daß er in einen erquickenden Schlummer sank, ein Gedanke war in ihre Seele gekommen, er war von Gott gesendet, der zwar den Untergang der Burg, aber

ihre und ihres Gemahls Rettung und die Beßerung seines Herzens beschloßen hatte. Sie faßte den Entschluß, die Burg freiwillig zu übergeben, eilte hinaus in den Hof und rief ihre Leute von der Brustwehr, die eben ein Stündchen feiern durften, weil auch die Eidgenoßen, treu ihrer alten Gewohnheit, des Tags dreimal zum Imbiß gingen und dann — so riefen sie höhnisch zur Burg hinauf — bald wiederkehren wollten, um ihr Abendbrod auf Roseneck zu verzehren. „Schaffet die Steine vor dem Thore weg" — sprach sie zu den Burgleuten — „daß wir das Thor öffnen können." Die Knechte folgten dem Befehle der Gebieterin, so sonderbar ihnen derselbe auch erschien, bald war das Thor wieder frei, man öffnete es, die Burgfrau trat heraus und stieg, von einem einzigen Diener begleitet, der das Amt eines Herolds versehen mußte, hinab in das feindliche Lager. Waren schon die Leute der Burg verwundert über ihren Auszug, so staunten noch vielmehr die Eidgenoßen, als die Edelfrau mit ihrem Begleiter in ihre Mitte trat. Sie verlangte vor den Anführer des Heers geführt zu werden. Der Städtehauptmann war Valerius Anselm von Luzern, aus einem Geschlechte, das ursprünglich aus der schwäbischen Reichsstadt Rotweil abstammte, aber längst unter den Eidgenoßen eingebürgert war. Ehrerbietig empfing dieser die Frau von Roseneck und fragte, was ihr Begehren wäre? „Ich bin hier" — begann Bertha, ohne jene Schüchternheit zu zeigen, die ihr sonst immer eigen gewesen — „im Namen meines Herrn und

Mandat, der Kaiser Karl von Böhmen, in Wien, 1911 (Nr. 61) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 62) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 63) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 64) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 65) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 66) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 67) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 68) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 69) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 70) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 71) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 72) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 73) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 74) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 75) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 76) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 77) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 78) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 79) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 80) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 81) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 82) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 83) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 84) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 85) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 86) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 87) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 88) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 89) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 90) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 91) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 92) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 93) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 94) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 95) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 96) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 97) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 98) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 99) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I. (Nr. 100) 12 Heftchen Kaiser Franz Joseph, Kaiser Karl, Kaiserin Zita, Kronprinz Otto, Kaiserin Elisabeth, Kaiserin Maria Theresia, Kaiser Franz, Kaiser Leopold, Kaiser Joseph, Kaiser Ferdinand, Kaiser Franz I.

uns erschienen, Bescheid geben kann! Ihr, Frau von Roseneck, seyd unschuldig an der Schmach, die euer Gemahl denen von Stein und Dießenhofen angethan, darum sey euch erlaubt, frei und frank aus der Burg zu ziehen, mit sicherem Geleite, wohin ihr wollt; es sey euch erlaubt, das Beste von eurer Habe, so viel ihr zu tragen vermögt, mit euch zu nehmen; aber die Andern alle bleiben in der Burg und erwarten, was die Sieger über sie verfügen — und das soll so gehalten werden, wie ich rede, bei St. Leodegars Ehre, des Schutzpatrons unserer theuern Republik Luzern."

Schmerzlich war dieser Bescheid für Bertha von Roseneck, gerne hätte sie weiter gebeten, aber sie sah wohl, daß Valerius Anselm nicht weiter gehen durfte, ohne den Unwillen der erbitterten Steiner und Dießenhofer auf sich zu laden. Als sie daher das feindliche Lager verließ, bat sie den Hauptmann nur noch, bis Abend zu warten, wo dann der Bescheid erfolgen würde, ob Ritter Hans einwillige, sich auf Gnade und Ungnade zu übergeben, oder nicht. Valerius Anselm versprach dieß, und betrübter, als sie gekommen, trat Bertha den Rückweg auf Roseneck an, denn die Hoffnung, für ihren Gemahl Gnade bei den Feinden zu erflehen, war ihr ja vereitelt worden. Aber in ihrem Herzen wurde es allmählig lichter, je näher sie dem Thore ihrer Burg kam; — sie wiederholte sich die Worte des Hauptmanns mehrere Male genau, dachte weiter darüber nach,

ein zweiter Gedanke tauchte in ihrer Seele auf und dieser Gedanke wurde zur raschen That. —

Lange harrten die erbosten Eidgenoßen im Lager, was für eine Antwort wohl von der Burg herabkommen würde; schon sprachen Einige, die sich längst nach der Beute sehnten, höhnisch: „das wird dem Rosenecker ein saurer Apfel dünken, in den er beißen soll; um so beßer, wenn er nicht freiwillig sein Nest übergibt, so werden wir auf andere Weise Meister.“ Schon umringten sie des Hauptmanns Zelt, daß er sie gegen die Burg führe, da die Rosenecker diese List vielleicht nur ersonnen hätten, um einige Zeit zu ihrer beßern Vertheidigung zu gewinnen. Allein Valerius Anselm widerstrebte ihrem Willen; — indeßen, als es Abend zu werden begann, glaubte er selbst nimmer, daß die Rosenecker sich der Bedingung fügen und die Burg übergeben würden. Er ließ daher das Zeichen zum Ausmarsche geben, und zog hinauf bis zum Walle, um die Belagerung fortzusetzen.

Kaum waren die Eidgenoßen oben angekommen, so erschien einer der Knechte über dem Thore, stieß in die Trompete und verkündigte, daß die Burg bereit sey, sich zu übergeben. Zu gleicher Zeit fiel die Zugbrücke nieder, die Riegel des Thores öffneten sich und heraus trat Bertha von Roseneck, auf dem Rücken ihren kranken Gemahl tragend. Schnell schritt sie mit der theuern Bürde über die Brücke und bald stand sie vor den Feinden, die ob des seltsamen Schauspiels staunten und sich verwunderten.

Die Burgfrau trat zu dem Hauptmann der Eidgenoßen und ſprach: „Herr, ihr habt mir erlaubt, aus der Burg zu ziehen und von meiner Habe mitzunehmen, ſo viel ich tragen könnte und was mir das Liebſte wäre, nun habe ich keine liebere Habe als dieſen meinen Eheherrn, ich mahne euch daher an euer Wort, das ihr gegeben bei St. Leobegar, daß ihr mich frank und frei ziehen laßet unter ſicherem Geleite bis hinüber auf Burg Twiel.“ Der Hauptmann blieb die Antwort eine gute Weile ſchuldig; das unerwartete Schauſpiel hatte ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen; endlich, nach langem Schweigen, erwiederte er: „es ſey euch gewährt, edle Frau, was ich euch verheißen, mein Wort ſoll gelten: ziehet unter ſicherem Geleite wohin ihr wünſchet, und was ihr von Schmuck und Kleinoden auf der Burg habt, ſoll euch nachfolgen.“ Mit dem aber, was Valerius Anſelm ſprach, waren nicht Alle einverſtanden, ſo tief auch die edle That manchen gerührt hatte. Zwei Männer von Dießenhofen traten der Edelfrau in den Weg, als ſie fürder ſchreiten wollte, und machten ſich daran, über ihren Gemahl herzufallen, deßen kranker und hülfloſer Zuſtand ſie nicht zum Mitleid hatte bewegen können. Aber der Hauptmann trat ſchnell hinzu: „Soll ich euch lehren, ihr Buben, wie man das Wort ſeiner Obern in Ehren hält?“ — und, um ſeiner Rede Kraft zu geben, ließ er ſein blankes Schwerdt einige Male um ihre Ohren ſaußen. Nun zog Bertha von Roſeneck mit ihrem Ehegemahl ungehindert von dannen, zwei der eidgenößiſchen

Wenn wenn die Wörter für sie sind, die sie nicht sind, und sie sind, die sie nicht sind, wenn sie nicht sind, sind sie nicht sind. Sind sie nicht sind, wenn sie nicht sind, sind sie nicht sind, wenn sie nicht sind, sind sie nicht sind, wenn sie nicht sind,

in die Burg, daß ſie bald in Flammen aufloderte. Aber das ſollte nicht ungeahndet bleiben.

Die Flamme, welche gegen Twiel hin die ganze Straße beleuchtete und die Nacht zum Tage machte, war auch in der Stadt Zell ſichtbar geworden und dort ſchlug ein Herz, das es mit den Bewohnern von Roſeneck aufs Beſte meinte. Wir kennen dieſen treuen Freund, Junker Götz von Berlichingen, der das Gute, was ihm von der Burgfrau erwieſen worden war, noch nicht vergeßen hatte. „Wohl mögen die dort oben jezt in Noth ſeyn" — dachte er bei ſich, denn er kannte ihre Feinde, mit denen er ſich früher ſchon gemeßen hatte — „ich will ihnen zu Hülfe eilen, und kann ich ſie nimmer retten, ſie wenigſtens rächen." Schnell war ſein Entſchluß gefaßt; ohne langes Bitten erlangte er von ſeinem Herrn, dem Marggrafen, der immer noch müßig in der Stadt lag, die Erlaubniß zu einem Zuge gegen die Eidgenoßen, um denen zu Roſeneck zu helfen, wenn es noch möglich wäre. Eine rüſtige Schaar kriegsluſtiger Geſellen, darunter auch manche vom Württemberger Lande, und unter dieſen namentlich Dietrich von Späth, ſaßen mit dem Junker zu Pferde und ohne Säumen ging der Zug vor Roſeneck.

Eben war Valerius Anſelm mit denen von Luzern, Zürich, Schwyz, Uri und Unterwalden von der Burg abgezogen, als Götz von Berlichingen mit den Seinen vor derſelben ankam. Schon von Ferne hatte man das Lärmen und Schreien der zurückgebliebenen Bürger von Stein, Dießenhofen und

Schaffhauſen gehört. Die Einen ſuchten in den vom Feuer verſchont gebliebenen Gemächern der Burg auf, was die Abgezogenen übrig gelaßen, Andere ſaßen im Hofe, beleuchtet von den Flammen, jauchzend und ſchreiend und tranken einander die Reſte des Weines zu, den ſie noch in den Kellern gefunden hatten. „Wenn nicht zur Rettung, ſo kommen wir zur Rache!“ — war das Wort des Junkers von Berlichingen, als er durch das Thor ritt; jezt erſt dachten die übermüthigen Sieger an den Abzug, als ſie das Getrabe der Roße hörten und blanke Helme und Schwerdter erblickten. An Widerſtand wurde kaum gedacht; die Meiſten ſuchten ihr Heil in einer ſchnellen Flucht, und bald war kein Schweizer mehr im ganzen Hofraume. Aber die Rächer waren noch nicht befriedigt. So ſchnell, als er gekommen war, verließ Götz die Burg wieder, um die Schaar der Flüchtigen zu verfolgen. Der größte Theil ſeiner Begleiter ritt hinter ihm, ohne Weg und Steg zu kennen, nur die blinkenden Sturmhauben der fliehenden Eidgenoßen waren das Zeichen, dem ſie folgten. Es waren die Zuzüger von Schaffhauſen, die eben den Weg zur Heimath einſchlugen. Wohl über eine Stunde lang ritt Götz mit ſeiner Schaar hinter den Flüchtigen her; auf einmal ſtanden ſie in der Nähe eines Dorfes, das, nur eine halbe Stunde von Schaffhauſen entfernt, den Eidgenoßen wohl befreundet war. Hier verloren die Verfolger die Spur der Fliehenden, aber nicht auf lange Zeit. Nahe an der Landſtraße ſtand die Kirche des Dorfes mit hohem

Thurme und einem wohlbefestigten Kirchhofe. Dem hatten sich die Fliehenden schnell zugewendet, denn hier gedachten sie auszuruhen und wenigstens eine Zeitlang sich gegen ihre Verfolger vertheidigen zu können. Oben auf dem Kirchthurme wohnte der Wächter, der sein Lämpchen immer länger brennen ließ als alle übrigen Bewohner des Dorfes, doch nie bis Mitternacht; heute aber hatte er eine Ausnahme von der Regel gemacht, denn noch spät hatte er einen kleinen Gast bekommen. Es war dieß ein Knabe von etwa sechs Jahren, der sich in das Dorf verirrt hatte und dem Gebäude zuging, wo hoch oben noch Licht sichtbar war. Er hatte lange gepocht, bis der Thürmer es hörte, herabkam und die Thüre des Kirchhofs öffnete. Erstarrt an Händen und Füßen konnte der Kleine kaum mehr gehen und der Thürmer mußte ihn auf den Armen in seine hochgelegene Wohnung hinauftragen. Ein warmes Stübchen hatte wieder Leben in dem Halberstarrten geweckt, so daß es dem Wächter endlich möglich wurde, einige Antworten auf seine Fragen herauszubringen. „Er habe" — so lautete die Erzählung des Knaben — „einen lieben Vater und eine liebe Mutter, die wohnen auf einer schönen Burg — er sey in den Wald geritten mit seinem Vater und dem alten Curd, da seyen Männer herbeigekommen, die hätten gekämpft mit dem Vater, deßwegen sey Curd mit ihm geflohen, die Männer aber seyen nachgefolgt, haben den guten Curd erstochen und ihn dann mit sich geführt, indem sie ihm ein Tüchlein vor den Mund

gebunden, daß er nicht habe ſchreien können. Sie ſeyen dann in eine ſchöne Stadt gekommen, wo er ſeitdem in einem ſchönen Hauſe unter freundlichen Leuten gelebt habe; er hätte aber ſeine Eltern auf der Burg gerne wieder geſehen, darum ſey er eines Tages ſeiner Wärterin entlaufen und habe den Weg allein geſucht, ihn aber nicht finden können, ſondern ſey verirrt und endlich hieher gekommen, wo er das Licht hoch oben erblickt habe."

So hatte ſich durch die Ankunft des kleinen Gaſtes das Schlafſtündchen des Thürmers dießmal hinausgeſchoben und es war, bis er dem Knaben die nöthige Unterkunft bereitete, allmählig Mitternacht geworden. Aber kaum war dieſer zu Bette gebracht, da pochte es von Neuem an der Kirchhofthüre. So ungerne der Thürmer auch hinunter ging, that er es doch, öffnete ſeinen Gäſten das Thor zur Zuflucht und ſtieg wieder zurück in ſein Stübchen. Bald klopften wieder neue Gäſte mit kräftigen Schlägen; es war Junker Götz mit ſeinen Reitern, die hatten lange das Dorf durchſtreift um die Flüchtlinge zu finden, bis ſie durch das Licht oben auf dem Thurme hieher geleitet wurden. Bald wurden ſie auch gewiß, daß der befeſtigte Kirchhof Zufluchtsort ihrer Feinde geworden war, denn man hörte, wie die Thüre von innen verrammelt wurde. Jezt verdoppelten die von außen ihr Pochen, die Streitkolben klangen laut an dem Riegel des Thors, daß es weithin ſchallte in die ſtille Mitternacht; aber lange widerſtrebten die Dielen von Eichenholz der

Gewalt der Streithämmer. Doch sahen die im Kirchhofe Befindlichen bald, daß das Thor klaffte und in Kurzem, — so konnten sie vermuthen, — ganz eingehauen seyn würde. Schnell zogen sie sich gegen den Thurm hin zurück — glücklicherweise hatte der Thürmer die Thüre nicht zugeworfen, — das war auch ihre einzige Zuflucht, denn eben stürzte das äußere Thor unter den Streichen der Verfolger ein; allein, noch ehe diese alle in den Kirchhof eindringen konnten, waren die Eidgenossen auf den Thurm gestiegen und hatten die Eisenthüre hinter sich fest verschloßen. Jezt waren sie gesicherter, denn zuvor, ja, sie standen sogar gegen die unten im Kirchhofe Befindlichen noch im Vortheile. Diese Stellung benüzten sie auch, denn von nun an galt ihnen der Thurm als eine Veste, von der herab sie durch Werfen und Schießen ihren Belagerern heftig zusezten.

Längst war die blutrothe Scheibe des Mondes am Himmel aufgegangen und beleuchtete eine Stätte, die nicht umsonst der Friedhof hieß, denn seit einer Stunde war es ein solcher für Manchen aus des Junkers Schaar geworden. Immer heftiger stürmten die Belagerer gegen die Eisenthüre, um sie zu sprengen, aber, jemehr sie anstürmten, desto mehr verloren sie von den Ihrigen, denn die auf dem Thurme trafen sicherer ihren Mann im Lichte des Mondes, denn zuvor. Dietrich von Späth, der Götzen zunächst stand, wurde von einem Steinwurfe ins Angesicht getroffen, daß er vom Pferde sank. Da sprach Meister Jacob, der Büchsenmeister aus Ansbach, der

auch dem Junker gefolgt war: „meine Herrn, was wollen wir Alle zulezt hier ins Gras beißen? Laßt uns ihnen einen andern Tanz aufſpielen — haut die Streitaxt nicht durch die Eiſenriegel, ich weiß ein Mittel, das beſſer wirkt, entfernt euch ein wenig. Dieſes geſagt, beugte er ſich ſchnell zur Erde nieder in der Richtung gegen die Eiſenthüre, einige kleine Feuerfunken blitzten unter ſeiner Hand und nach wenigen Augenblicken hörte man ein fürchterliches Krachen, daß der Thurm vom Fuße bis zu oberſt erzitterte. Die Thüre war durch der Petarde Kraft geſprengt, aber zu gleicher Zeit hatte es das alte Gebälke im Innern des Thurmes entzündet und im Nu ſtand das untere Stockwerk in Flammen, ſo daß weder die von außen hinein, noch die von innen mehr herauskommen konnten. Immer höher ſtiegen die Schweizer hinauf, um dem Feuer zu entgehen, das im Bauche des Thurmes wüthete und ſie bis in das Stübchen des Wächters verfolgte, wo viele ihren Tod fanden. Längſt hatte der Qualm dieſen aus ſeinem Bette getrieben, er bließ auf alle Seiten hinaus mit ſeinem Horne nach Hülfe, aber vergebens; — die Bewohner des Dorfes fuhren erſchrocken aus dem Schlafe, aber, während man ſich rüſtete, der Kirche und den Bedrängten zuzueilen, hatte das Feuer bereits das oberſte Stockwerk des Thurmes erreicht. Schon drang der Qualm auch zu der Stelle, wo der Thürmer mit dem Knaben ſtand und verzweiflungsvoll die Hände rang; der fürchterlichſte Tod in den Flammen war ihnen und allen Andern

gewiß: da faßte der Thürmer den Knaben und stürzte sich, ihn in den Armen haltend, durch das Fenster von dem Thurme herab. Auf den Gräbern des Kirchhofs lag der brave Mann zerschmettert, aber eine unsichtbare Hand hatte über dem Knaben gewaltet. Gesund und wohlbehalten stand er auf, und als der Junker von Berlichingen hinzutrat, um das Wunder zu schauen, das sich hier begeben hatte, erkannte er in dem Knaben — den verlorenen Ottmar.

Wir verlaßen mit dem braven Junker und seiner Schaar die fürchterliche Brandstätte und begleiten sie zu dem Felsenberge, wo wir die Freifrau von Roseneck und ihren Gemahl gelaßen. Die Sonne war eben aus dem See heraufgestiegen und hatte schon die Spitzen der hohen Schweizergebirge beleuchtet, da erwachte Bertha aus einem schönen Traume, — sie hatte ihr Söhnchen Ottmar gesehen — traurig blickte sie im Gemache umher, als sie sich vom Traume getäuscht sah. Da trat ein Diener herein und meldete wohlbekannte Gäste. Schnell erhob sich Bertha, um den Ankommenden entgegen zu gehen, da öffnete sich die Thüre und herein sprang der kleine Ottmar, ihm folgte der Junker von Berlichingen. Die entzückte Mutter schloß den Kleinen in ihre Arme und bedeckte ihn mit Küßen. Lange konnte sie kein Wort hervorbringen; erst, als Götz erzählte, wie wunderbar der Knabe durch Gottes sichtbare Hülfe vom schauervollsten Tode errettet worden war, öffnete Bertha den Mund zum Lobe und Preise deßen, der ihr und ihres Kindes Schicksal so wunderbar geleitet hatte.

Nicht minder beglückt schloß Hans von Roseneck seinen Ottmar in die Arme, trat dann zu dem Junker hin und bot ihm die Rechte mit den Worten: „Vetter, verzeihe mir meinen Argwohn und werde mir wieder gut. Meine geliebte Bertha hat an mir bewahrheitet, daß die Erzählung von der Weibertreue zu Weinsberg kein Mährlein ist.“

VI.

Des Bastards Rache.

Mihi, hæc ac talia audienti, in incerto judicium est, fatone res mortalium et necessitate immutabili, an forte volvantur.
Tacitus.

1.

Gegenüber der Burg Geroldseck, wovon wir unsere Leser bereits in einer früheren Erzählung unterhalten haben, erhebt sich ein Berg von geringerer Höhe; auch auf ihm stand einst eine Burg, die aber jezt, bis auf wenige Spuren, ganz verschwunden ist, und es fällt schon beim ersten Anblicke in die Augen, daß die Hand des Zerstörers früher über sie gekommen, als über ihre Nachbarin. Diese Burg hieß Lützelhard oder Lützen, und gehörte bis zum Tode Bischof Walthers von Straßburg, der sie seinem natürlichen Sohne als Erbtheil zuwies, ebenfalls zum Gebiete der Grafen von Geroldseck.

Mehr denn ein Jahrzehent war seit den Geschichten von Straßburg, wo die Bürger so ritterlich

für ihre Gerechtſame gegen ihren Biſchof gekämpft hatten, bereits vorübergegangen, längſt moderten die Gebeine des im blühenden Alter dahingeſchiedenen Walther, und auf dem Stuhle zu Straßburg ſaß Heinrich von Geroldseck, ſein Vetter, der zuvor Sängerherr am Domcapitel geweſen war. Dieſer war von den Capitularen einſtimmig erwählt worden, und zwar hauptſächlich darum, weil die Bürger der Stadt für ihn baten. Deßen war denn auch Heinrich von Geroldseck ſtets eingedenk und hielt ſich in Allem treulich zu den Bürgern, weßwegen er auch an Gütern und Gewalt bis zu ſeinem Tode beträchtlich zunahm.

Auch auf Geroldseck waren in dieſer Zeit mehrere Veränderungen vorgegangen. Nur noch ein Jahr lebte der alte Graf, nachdem er von dem Kloſter Gengenbach zurückgekehrt war, denn der Gram über den Verluſt zweier Söhne, die beinahe zu Einer Zeit in das Grab geſunken waren, hatte ſchnell an ſeiner Kraft gezehrt. Längſt ruhte er in ſeinem Erbbegräbniße neben der vorangegangenen Gattin, und alleiniger Erbe all der beträchtlichen Beſitzungen dieſes Hauſes war nun Graf Heinrich, der noch einzig überlebende Sohn, geworden. Die Burg Lützelhard aber hatte Heinrich, treu dem Verſprechen, das er in die Hand ſeines ſterbenden Bruders Walther niedergelegt, der verlaßenen Gertrude und ihrem Sohne abgetreten, die ſeit der Zeit, wo das kleine Häuschen an der Kinzig von den Straßburgern niedergebrannt worden war, ohne eigenes Obdach geweſen waren. Hier wohnte Gertrud, ganz in der Nähe von Geroldseck — denn

man konnte von den Fenstern der einen Burg in die der andern hinübersehn — dem Andenken Walthers von Geroldseck und der Erziehung ihres Sohnes, der sich, mit Erlaubniß seines verstorbenen Vaters und seines Oheims „Walther von Geroldseck, Herr zu Lützelhard" nannte.

So wuchs der junge Walther heran, wurde kräftig und stark und, wie sein Vater, gewandt in allen ritterlichen Tugenden. Daran versäumte seine Mutter Nichts an ihm, und wo sie sich, dem oft unbeugsamen Sinne des Knaben gegenüber, nicht stark genug fühlte, ging ihr der alte Luithold, seit undenklicher Zeit Burgvogt auf Lützelhard, rüstig an die Hand. Dieser Mann wurde wegen seines Alters und seiner Einsicht, sowie wegen des Ansehens, in welchem er bei den Herren von Geroldseck stand, von den Bewohnern der Burg beinahe für deren Herrn selbst gehalten, so lange Gertrude dieselbe noch nicht zu ihrem Aufenthalte gewählt hatte; jezt aber vertrat er Vaterstelle an dem jungen Walther, und wohl bedurfte dieser eines kräftigen Mannesarmes, der ihn lenkte und leitete. Neben Luithold nahm sich auch der Oheim auf Geroldseck seiner mit väterlicher Liebe an. So lange Adelheid von Zimmern, die Heinrich bald nach seines Vaters Tode als Gattin heimführte, ihm noch keine eigenen Kinder geboren hatte, mußte Walther immer um den Oheim seyn, und wer es nicht wußte, der konnte, wenn er die liebreiche Begegnung des Grafen gegen den Knaben sah, nicht anders glauben, als daß dieser Heinrichs

leiblicher Sohn wäre. Auch nachdem Frau Adelheid ihrem Gemahle eine Tochter und dann zwei Jahre hintereinander zwei Zwillingspaare von Söhnen geboren hatte, entzog er seinem Neffen Nichts von seiner frühern Liebe und dieser war um ihn, wie zuvor, und obgleich um Vieles älter als die vier Brüder von Geroldseck, theilte Walther doch ihre ritterlichen Spiele und Uebungen mit ihnen und war besonders viel und gerne in der Gesellschaft der freundlichen Ida.

Unter solchen Verhältnißen erreichte Walther sein zwanzigstes Jahr. Schon ließ er sich nicht mehr halten in den engen Mauern der Burg, die Spiele der Knaben auf Geroldseck gewährten ihm allmählig keine Lust mehr, und auch der Umgang mit Ida, die ihn wie ihren Bruder hielt, wurde ihm von Tage zu Tage gleichgültiger. Das edle Waidwerk war mit einem Male des Jünglings Freude geworden, und um diese Neigung zu befriedigen, ritt er oft, nur von seinen Rüden begleitet, aus der Burg, streifte von Thal zu Thale, drang durch Wälder und Schluchten, so daß er manchmal erst bei einbrechender Nacht wieder auf Lützelhard zurückkehrte. Weit entfernt, der mütterlichen Sorge zu achten, die oft in bange Klagen sich ergoß, wenn er in der strengsten Jahreszeit, bei schlechtem Wetter und starrend vor Kälte und Näße seine Streifzüge verfolgte, hing er bei der Heimkunft Bogen und Köcher lachend an die Wand, warf sich behaglich in den Lehnstuhl und hörte im Scheine des wärmenden Kaminfeuers den

Sagen und Geſchichten zu, die ſeine Mutter beim Spinnrocken erzählte, und deren ſie von der Zeit her, da ſie noch in dem Thale an den Ufern der Kinzig lebte, ſo viele im Andenken hatte.

Später, als je ſonſt, war Walther an einem der lezten Herbſttage von der Jagd heimgekehrt. Er hatte nur Weniges erjagt, und war dießmal doch ſo lange ausgeblieben. Während ſeine Mutter ihre Beſorgniß hierüber äußerte, kehrte er ſich nicht weiter daran, ſondern ſchäckerte mit ſeinen Rüden, ſchüttelte das triefende Naß von Kleidern und Jagdgeräthe, und ſtreckte ſich, wie gewöhnlich, mit Behaglichkeit auf dem Lehnſtuhle aus. Nach einer Weile begann er mit einer Laune, die ihm außerdem ſelten eigen war: „Liebe Mutter, weil ich dir heute mehr als ſonſt Sorgen und Kummer bereitet habe, ſo thue zur Strafe und Beſchämung ein Uebriges an mir, und erzähle mir ein liebes Geſchichtchen, wie du ſonſt gewohnt biſt; etwa von Falkenſtein: du kennſt ja die Burg im Schiltachthale, die ſteile, die gleich einem Adlerhorſte über den Felſen des Waldes ſchwebt.“ „Warum gerade von Falkenſtein, mein Sohn?“ — fragte Gertrude — „wohl weiß ich manche Geſchichte, die bei der Burg und unter ihren Mauern ſich zugetragen: wie Herzog Ernſt, der ungehorſame Sohn, gegen ſeinen Vater, König Konrad, die Fahne des Aufruhrs erhob und die zärtliche Mutter Giſela von ihrem Gemahle ſo oft Gnade für ihren Sohn erbat, wie er ſolche erhielt und deſſen ungeachtet in ſeinem aufrühreriſchen Treiben fortfuhr, wie ihn

kann Einer von Falkenstein einen langen Zeh in seiner Burg hegte und barg, und es gelegt nicht ferne von derselben zum mörderischen Kampfe kam, wo der edle Fürstensohn, umgeben von seinen treuen Schaaren, im ritterlichen Streite fiel. Doch ist eine Kunde der Vorzeit, geschrieben zur Warnung dem nachfolgenden Geschlechte und zum Lehre, welche ist, daß der Stolz folgen und geherrscht sein soll dem Rathe liebender Eltern." „Das wollen wir sein lassen für heute," — entgegnete Walther — „denn du weißt, lieber Mittlerchen, daß ich auf langlichen nicht gern kneipe; ein andre Mal erzähle mir Geschichten zur Lehre und Warnung, heute aber möchte ich lieber etwas Anderes von Falkenstein hören, etwa, wie die Burg erbaut wurde, aber, warum die Herren der Burg gerade diesen Namen und den Falken in ihren Wappen führen?" „Auch darüber" — versetzte Gerwin — „kann ich die Aufschlüsse geben" und nun erzählte sie ihm die Sage von Uma von Falkenstein, die unsere Leser bereits aus der vierten Erzählung dieses Buches kennen.

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte Walther seiner Mutter zugehört, während der alte Knappe, den Anlaß ein nicht minder aufmerksames Zuhörer gewesen war, so wie einige Knechte des Hauses, die sich auf der Thürschwelle gelagert hatten, eingeschlummert waren und hierdurch kund thaten, daß Müdigkeit den Sieg über Aufmerksamkeit davon trage. „Gott Dank, liebe Mutter" — begann Walther, nachdem Gerwinde ihre Erzählung geendigt

hatte — „für die ſchöne Mähre aus alter Zeit, die ihr mir da mitgetheilt habt; ich will euch zum ſchuldigen Danke hiefür eine Geſchichte erzählen, die ſich erſt neueſtens bei Falkenſtein begeben, und thue es um ſo lieber jezt, da der alte Kauz ſchläft wie eine Ratze und auch die Andern neben ihm ihre Köpfe bis auf den Bauch hängen.“

2.

„Dieſen Morgen“ — begann Walther — „bin ich, wie ihr wißt, mit dem Früheſten ausgeritten, und mein Rößlein trug mich längs dem Thale der Kinzig über Höhen und Bergſchluchten, und nie behagte mir das Herumſchweifen im ſchattigen Walde mehr, als heute, ob ich gleich wenig oder gar Nichts erjagt habe, denn weil mir ſo wohl ums Herz war, wollte ich auch den armen Thierchen ihr Leben und ihre Freude gerne gönnen. So ritt ich aufwärts bis an den Ort, wo die Schiltach ihre Bahn über Felſen und Klippen hinab windet und in unſer reizendes Kinzigthal einmündet. Hier, wo die Waldungen dichter ſtehen, als um unſere Burg, wo himmelhohe Tannen dem Blicke jede Ausſicht entziehen, vernahm ich mit Einem Male, nachdem es eine Zeit lange ſtill und ruhig um mich geweſen, Hundegebell und Hörnerklang von Jagenden aus ziemlicher Entfernung; ich hielt mein Roß an und horchte, jezt drang ein anderer Laut zu meinem Ohre, es war eine menſchliche Stimme, die um Hülfe zu rufen ſchien; der Laut kam immer näher, er kam aus dem

Munde eines weiblichen Wesens, das mehrmals hintereinander ganz kläglich: „Vater, Vater!“ rief. Nun gab ich meinem Roße die Sporen und rasch ging es über Stock und Stein, durch Baum und Strauch dem Platze zu, woher der Hülferuf gekommen war. Bald war ich zur Stelle. Ein jugendliches Frauenbild im reizenden Jagdkleide bot sich meinem Blicke dar; ihr Zelter, auf dem sie ritt, war, während sie, von ihrem Gefolge entfernt, ein Wild verfolgte, zur Erde nieder gestürzt, das Fräulein glitt herab, aber einer ihrer zarten Füße verwickelte sich in das Riemenwerk des Sattels, das Roß raffte sich schnell wieder auf und suchte das Weite, unfehlbar wäre auch die schöne Reiterin über Stock und Stein geschleift worden, bis ihr Vater mit seinem Gefolge herbeigekommen wäre, allein in dem Augenblicke, wo das Schreckliche hätte geschehen können, kam ich herbeigesprengt, mit Einem schnellen Satze hatte mein Roß das schon flüchtende des Fräuleins überholt, ich griff nach dem Zügel, riß es mit kräftigem Arme zurück und — das Fräulein war gerettet. Ich stieg ab, machte die schöne Unbekannte von ihren Banden los, die sich schnell emporrichtete und mir mit niedergeschlagenen Augen die Hand reichte; sie nannte mich den Retter ihres Lebens und sprach so freundliche Worte, die ich jedoch kaum alle auffaßte, denn ich war ganz in den Anblick ihrer Schönheit versunken. Jezt erst pries ich mich glücklich, der Retter solch eines holden Wesens geworden zu seyn und dachte bei mir selbst, wie Jammerschade es gewesen wäre,

wenn solch ein junges Blut auf so grausame Weise umgekommen wäre. Während ich ihr wieder auf ihr Roß half, kam eben die Kutsche herbei, der nicht wenig erschrocken, als er sein Töchterlein in der Gesellschaft eines so jungen Manns erblickte. Doch bald erfuhr er aus ihrem eigenen Munde, was geschehen war, und wie bereitwillig ich ihr Hülfe und Rettung gebracht hatte. War der Dank des Fräuleins innig gewesen, so war noch weit herzlicher der Handschlag des Vaters, wodurch er mir seine Erkenntlichkeit bezeugen wollte. Und nun ging unter Jubel und Freudenruf auf Burg Falkenstein, wo der Ritter mit seinen Töchterchen wohnte. Daß ich sie begleiten mußte, kannst du die wohl denken, daß ich bei dem Burgherrn zechte und guter Dinge war — nun kannst du nämlich das Gesundheit des Fräuleins, die mit prasselndem Weine mir oft den Becher trübungte — auch das, liebe Mutter, kannst du die leicht merkelnen: aber vom Gewehr, das du doch keine Ahnung," „Und doch" — fiel die Mutter lächelnd ein — „kann ich mir wohl denken, das mein Schön Wölflyn unserem von Falkenstein fehlte, denn es gehet ihm sehr wohl beisichst." — „Nein" — ging Wolfhart gleich hinzu — „er hatte Fräulein Emma etwas zu viel in die blauen Aeuglein gesehen; ja, und mehr, liebe Mutter, die holdseligen Aeuglein hat einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich glaube, nun nun an keinen Tag mehr, wo ich nicht um sie gewesen, wo leben zu können." „Aber" — sagte Gertrude — „und mein feine Wohne und höfisches Gesittete

Ida von Geroldseck dazu sagen, wenn ihr lieber Vetter seine Gunst einer Andern zuwendet, der Tochter eines Mannes, der nur der Vasall ihres Vaters ist?“ „Ritter- oder Grafentochter, da kümmert sich Walther wenig darum; du sollst nur einmal Emma von Falkenstein sehen und Ida ihr gegenüber stellen: diese ist ein schmächtiges, furchtsames Ding im Vergleiche mit Emma, die in Jugendfrische Blühende, die so reizend im Jagdanzuge auf ihrem Zelter saß, wie unser Einer, und gleich einem kühnen Waidmann zwischen Hirschen und Rehen herumpirscht.“ „Ob aber Fräulein Emma so guten und reinen Herzens ist, wie unsere Ida? das ist eine andere Frage“ bemerkte Gertrude. „Das weiß ich freilich nicht, aber das weiß ich gewiß, daß ich von nun an bloß der Emma von Falkenstein zu Hofe reiten und nächster Tage bei ihrem Vater um ihre Hand werben werde, denn einmal habe ich ihr das Leben gerettet und habe, so zu sagen, Ansprüche auf ihren Besitz; dazu habe ich auch gesehen, daß ich wohl gelitten bin bei des Fräuleins Vater, denn er ist ein großer Liebhaber der Jagd, wie ich, auch führt er wacker den Humpen und das will auch ich nach und nach von ihm lernen.“ „Aber bedenke nur, mein Sohn“ — versezte Gertrud — „daß das, was du da von dir rühmst, noch nicht den Ritter ausmacht; du hast bis jezt noch Nichts gethan, um dir die Sporen zu verdienen, als daß du die Thiere des Waldes erlegtest; ehe man um eine Braut wirbt, muß man auch Proben ritterlicher Thaten abgelegt haben, und so

lange du bloßer Junker biſt, wird dir auch der Ritter von Falkenſtein ſeine Tochter nicht zuſagen.“ „Laß uns ſehen, ob du Recht haſt, oder ich“ — lachte Walther und damit war für heute die Sache abgethan.

Von nun an beſuchte Walther jeden Tag Burg Falkenſtein, und war ſtets ein willkommener Gaſt daſelbſt. Er war in ſeiner Eigenliebe ſo viel als gewiß, daß Fräulein Emma ihn nichts weniger als mit gleichgültigen Augen anſehe. Ihre Blicke verriethen ihm, daß er ihre Huld gewonnen und ſie ſchenkte ihm auch, wenigſtens ſo lange er um ſie war, ihre volle Aufmerkſamkeit. Das Bild der ſanften Ida von Geroldseck, der holden Geſpielin ſeiner Jugendtage, ſchwand immer mehr aus ſeinem Herzen und er gab keinem andern Gedanken mehr Raum, als dem, wie er um Emma's volle Gunſt und Liebe ſich bewürbe. Nach wenigen Wochen ſtand ſein Entſchluß feſt, geradezu um ihre Hand anzuhalten und ſie als Hausfrau heimzuführen, denn der Weg, den er jeden Tag reiten mußte, um ſeine Huldin zu ſehen, fing an, ihm langweilig zu werden. Allein, bevor er dem Ritter von Falkenſtein ſeinen Wunſch vortrug, hielt er es für gerathen, zuvor der Tochter ſelbſt ſeinen Vortrag zu machen. Dieß geſchah mit einfachen Worten und ohne lange Umſchweife, denn Walther war noch nicht in der höfiſchen Sitte ſeiner Zeit bewandert, wo man zuvor in zarten Minneliedern die Wünſche des Herzens vor der Burg der Geliebten vortrug. „Liebt ihr mich, gnädiges Fräulein, und wollt ihr mir als Hausfrau die

Hand reichen, wenn euer Herr Vater ja dazu sagt?“ in diesen wenigen Worten ward Walthers Antrag ausgesprochen. „Daß ich euch liebe, Junker,“ — erwiederte Emma — „daran könnet ihr wohl nicht zweifeln;“ — sie sprach dieß mit einem Blicke voll liebevoller Freundlichkeit, konnte aber doch einen schalkhaften Zug in ihrem Gesichte dabei nicht verbergen — „ob ich euch aber so schnell, wie ihr wünschet, die Hand als Hausfrau reichen kann, ist wieder eine andere Frage, deren Entscheidung allein meinem Vater zusteht. Dabei bedenket auch, daß ich seine einzige Tochter bin, die er nicht so bald wird von sich lassen wollen, vor Allem aber erwäget eure Jugend und daß ihr die Rittersporen noch nicht erworben habt.“ „Nur daran also hängt es, mein holdes Fräulein?“ — entgegnete Walther, ohne über die freie Abweisung verlegen zu werden — „das läßt sich schon machen; übrigens will ich das Nein eures Herrn Vaters vor der Hand noch nicht einholen, bis ich gewiß weiß, daß ich werth bin, das Ja zu erlangen.“ „Da thut ihr wohl daran, mein lieber Junker,“ bemerkte Emma mit einem etwas spöttischen Lächeln und bot zugleich dem jungen Walther die Hand zum Kuße, zum Beweise, daß er in Hulden entlassen sey, denn sie fürchtete, der Vater möchte sie allein mit ihm überraschen, und das wäre ihr nicht gleichgültig gewesen. Walther bedeckte die Hand des Fräuleins mit Küßen, drückte sie an sein pochendes Herz und sprach voll seliger Begeisterung: „gerne will ich harren, holde Emma, wenn nur eure Liebe mir gewiß ist;

durch ritterliches Thun will ich eurer werth werden und nicht eher wiederkehren, als bis ich im Ritterschmucke vor euch erscheinen kann.“ Mit diesen Worten verließ er Emma's Gemach, leerte noch einige Becher mit dem alten Herrn im hohen Ahnensaale und trabte, freilich etwas mißmuthig, auf seinem Rößlein zum Burgthore hinaus.

Der Mutter brachte Walther für diesen Abend keine Neuigkeit mit nach Hause, denn er hätte ihr ja gestehen müssen, daß sie Recht gehabt hatte, als sie damals zu ihm sagte, es würde mit dem Heimführen der Braut nicht so schnell gehen. Aber bald kam Frau Gertrude selbst auf den Gedanken, daß Etwas vorgefallen seyn müßte, denn Walther ritt seit dem Tage, da er mit Emma gesprochen, nicht mehr auf Burg Falkenstein, auch sah sie ihn mehr düster und in sich gekehrt, als freudig und wohlgemuth, wie er sonst zu seyn pflegte, ja, er ging, was er seit geraumer Zeit nur selten gethan hatte, jezt auch wieder öfter zu dem Oheime auf Burg Geroldseck und verweilte daselbst länger, als er sonst gewohnt war. Gertrude richtete über alle diese Veränderungen keine Frage weiter an ihren Sohn, im Gegentheile schien sie mit seinem jetzigen Benehmen recht wohl zufrieden zu seyn. Seine häufigen Besuche auf Falkenstein hatten ihr nie recht gefallen, besonders aber mißbilligte sie das Verhältniß, welches er mit Fräulein Emma angeknüpft hatte. Endlich entdeckte Walther seiner Mutter unaufgefordert die Ursache seines Wegbleibens von Falkenstein, that ihr aber zur

ſelben Stunde auch ſeinen Entſchluß kund, das bisherige ſtille Treiben auf Burg Lützelhard mit dem Leben in Kampf und Krieg zu vertauſchen. Es war nämlich in dieſen Tagen eine Heerfarth gen Oeſterreich am Rheine ausgerufen worden, und das däuchte dem thatenluſtigen Junker eine ſchickliche Gelegenheit, ſeine erſte Waffenprobe abzulegen, zumal, da auch ſein Oheim, Graf Heinrich von Geroldseck, mit auszog.

3.

Große und wichtige Dinge hatten ſich damals im deutſchen Reiche ereignet. Graf Rudolph von Habsburg, unter deſſen Hauptmannſchaft die Straßburger ihre Kämpfe für Recht und Freiheit gegen Biſchof Walther geführt hatten, fand nicht nur Anerkennung in dieſer Stadt, wo man ihm eine Ehrenſäule errichtete, ſondern ſelbſt ganz Deutſchland hatte ſeinen ritterlichen Sinn kennen und ſchätzen gelernt. Im September des Jahres 1273 wurde er von den Churfürſten des Reichs einſtimmig zum Könige der Deutſchen erwählt und mit großem Gepränge zu Aachen gekrönt. Eine große Aufgabe war Demjenigen geſtellt, der damals die Zügel des Reichs ergriff, nachdem dieſes mehr als zwanzig Jahre hindurch eines Oberhauptes entbehrt hatte und durch Geſetzloſigkeit und Unordnung in allen ſeinen Grundveſten zerrüttet war. Wenn je Einer der Mann dazu war, die lange vermißte Ordnung und den Zuſtand des Rechts wieder herzuſtellen, ſo war dieß Rudolph von Habsburg. Vor Allem aber mußte einem Gegner

die Spitze geboten werden, der selbst nach der deutschen Krone gestrebt hatte, sich aber in seinen Hoffnungen getäuscht sah, und nun durch Widersetzlichkeit gegen den Neugewählten sich noch einige Wichtigkeit zu geben versuchte. Es war dieß König Ottokar von Böhmen, aus dem uralten Stamm Przemysl, den die Seinigen rühmten als den Freigebigen, den Gastfreien, den Prächtigen, den Goldenen; dagegen nannten ihn auch Viele den Grausamen, denn eine Menge grausamer Handlungen bezeichnete die Tage seiner Herrschaft. So traten zwei Gegner auf den Schauplatz, beide ausgerüstet mit gleicher Kraft des Geistes, mit ritterlichem Muthe und allen edlen Anlagen, um für das höchste Ziel ihrer Wünsche Alles zu wagen; aber dem Böhmen fehlte jener Biedersinn und jene Redlichkeit, die den deutschen König auszeichnete, jenes Gefühl der Reinheit und Schuldlosigkeit gegenüber den Seinigen, deren sich Rudolph rühmen konnte; Ottokar von Böhmen ermangelte jener Ruhe und bedächtigen Ueberlegung, womit Rudolph nicht nur im Kabinete, sondern auch im Felde auftrat, sein Rittermuth artete zuweilen in Tollkühnheit aus, und dieß wurde — verbunden mit dem Verrathe seiner Umgebung — die Ursache seines Falles, wobei jedoch selbst der Feind ihm sein Mitleid nicht versagen konnte. Ottokar war Rudolphs erster und lezter Gegner von einiger Bedeutung, und der Kampf mit ihm gab manche Tugend des edlen Habsburgers kund.

Auf dem ersten Reichstage, den König Rudolph zu Nürnberg hielt, sollte auch Ottokar erscheinen, um

vom Reiche sein Lehen zu empfangen, aber er stellte sich weder hier, noch auf zwei folgenden Reichstagen zu Würzburg und Augsburg, und als der König ihn durch eigene Gesandte zur Lehensentgegennahme aufforderen ließ, schickte er dieselben mit einer übermüthigen Antwort an Rudolph zurück. Ottokar wurde deßhalb in die Reichsacht erklärt, dessen achtete aber der Trotzige nicht, und nun entschloß sich Rudolph, ihm mit einem Heere zu Leibe zu gehen, worin er namentlich auch von den Großen der Länder, die Ottokar beherrschte und denen seine Herrschaft schon längst lästig geworden war, bestärkt wurde. Mit einem Heere, das sich von Tage zu Tage durch neue Zuzüge mehrte, rückte Rudolph in Oestreich ein, die meisten Städte öffneten ihm freiwillig ihre Thore und in Kurzem stand er vor den Mauern Wiens. Nachdem er diese Stadt längere Zeit belagert hatte, übergab auch sie sich in seine Huld und Gnade.

Der Abfall so vieler Städte, mit deren Treue die Macht des Böhmenkönigs stand und fiel, bestimmte diesen endlich, auf gütlichem Wege mit Rudolph zu unterhandeln, dessen Macht er, wie er nun wohl sah, nicht länger mehr widerstehen konnte; er demüthigte sich daher und ergab sich dem Oberhaupte des Reichs auf Gnade und Ungnade. Die Bedingung des Friedens war, daß Ottokar seine Länder von Rudolph als Reichslehen empfangen sollte. Wirklich schickte er sich auch bald dazu an, und erschien mit einer Menge von Pferden und Reisigen, die alle aufs herrlichste gekleidet waren, am königlichen Hoflager; er selbst

aber trug einen goldgestickten Leibrock und war allenthalben dicht mit Edelsteinen behängt. Als die Großen, die um Rudolph waren, den prächtigen Zug herannahen sahen, meldeten sie diesem voller Freude: „Herr, rüstet euch, wie es einem Könige geziemt, mit kostbaren Kleidern. Rudolph aber erwiederte ihnen: „Schon oft hat der Böhmenkönig meinen grauen Rock belacht, nun soll mein grauer Rock auch ihn einmal verhöhnen.“ Dann sprach er zu seinem Kanzler: „gib mir deinen Mantel, auf daß Ottokar über meine Armuth etwas zu lachen habe.“ Als nun Ottokar erschien, befahl Rudolph seinen Mannen, die Waffen anzulegen, die Roße zu besteigen und, wie gerüstet zum Streite, sich auf beiden Seiten des Wegs, den der Böhmenkönig kam, in Reihen aufzustellen, damit die fremden Völker den Ruhm der deutschen Waffen erblickten. Ottokar nahte, fiel zu den Füßen des Königs nieder und bat denselben demüthig um seine Belehnung. Diese wurde ihm denn auch ertheilt, Rudolph hob den Gedemüthigten wieder auf, umarmte ihn und nannte ihn seinen lieben Freund.

Die Freundschaft der beiden Könige war indessen nur von kurzer Dauer. Schon nach wenigen Wochen brach Ottokar den Frieden, hauptsächlich veranlaßt durch die Vorwürfe seiner herrschsüchtigen Gemahlin, die ihm die Tafel nur zur Hälfte decken ließ, „weil er kaum mehr die Hälfte seiner Staaten besäße.“ Die Feindseeligkeiten begannen damit, daß Ottokar mit einem Heere von 10,000 Mann, das er im Stillen gesammelt hatte, losbrach. Da er wohl sahe,

daß es ihm schwer werden würde, seinem Gegner offen zu Leibe zu gehen, so wählte er die niedrigsten Wege, um zu seinem Zwecke zu gelangen. So schickte er einigen Landherren in Oestreich, sowie mehreren Bischöfen und Grafen am Rheine größere Summen Geldes nebst den lockendsten Versprechungen, wenn sie den König bei seinen Unternehmungen im Stiche lassen würden. Das thaten denn auch Einige, doch ohne großen Schaden für Rudolph, der namentlich an den beiden Bischöfen von Straßburg und Basel, sowie an seinem Sohne Albrecht, der seit des Vaters Erhebung zur Königswürde Landgraf im Elsaß geworden war, mächtige Stützen hatte.

Uebrigens ließ die zugesagte Hülfe lange auf sich warten. Rudolph lag mit den Seinigen zu Wien; schon fing ihm an bange zu werden, denn mit den Wenigen, die er bei sich hatte, durfte er nicht wagen, den Böhmen eine Schlacht zu liefern. Endlich langten der Bischof von Basel und Marggraf Heinrich von Hochberg mit hundert Reisigen an. An sie hatte sich ein Fähnlein von hundert Reitern aus Schwabenland angeschloßen: es war dieß Graf Heinrich von Geroldseck mit seinem Neffen, Walther von Lützelhard, und seinen zahlreichen Vasallen. Obwohl Rudolph von Habsburg als Graf und Städtehauptmann sich einst feindlich gegen Heinrich von Geroldseck erwiesen hatte, als er dessen Burg im Sturme berannte und in Besitz nahm, so hatte sich ihm doch sein Herz nachher wieder zugewendet, als er am Sterbebette seines Bruders, des Bischof's Walther von Straßburg, den

Habsburger näher kennen lernte und einsah, daß dieser nicht nur Einer sey, der das Schwerdt kräftig zu führen wisse, sondern ein biederer und ehrenvester Ritter in der ganzen Bedeutung des Wortes. Als daher das Aufgebot in die Gegend des oberen Rheines kam, war Heinrich von Geroldseck einer der Ersten, der seine Mannen und Vasallen aufrief, um dem Könige ein Fähnlein zuzuführen.

Als Rudolph zu Wien erfuhr, daß sein alter Freund, der Bischof von Basel, nebst dem Marggrafen von Hochberg und dem Grafen von Geroldseck anrücke, ließ er gleich fragen, warum denn sein Sohn Albrecht nicht auch mitkomme? „Der ist mit 500 Reisigen unterwegs" gab der Bischof zur Antwort; als er aber mit dem Könige allein war, sagte er: „weder euer Sohn noch eure übrigen Freunde können euch im Augenblicke zu Hülfe kommen, darum müssen wir uns berathen, was für jezt zu thun ist. „Ruhet einen Tag aus" — erwiederte Rudolph und dann lasset uns zum Kampfe schreiten; mir genügt, daß ich euch als Wächter meiner Person um mich habe. Auf meinen Gott vertraue ich, der mich wunderbarer Weise zu diesem Ruhme erwählt hat, der wird mich auch jezt nach seiner Gnade wunderbarlich unterstützen.

Am dritten Tage nach der Ankunft des Bischof's von Basel — es war der 26. August des Jahres 1278 — zog König Rudolph aus der Stadt Wien dem Feinde entgegen. Auf dem Marchfelde, nur wenige Stunden von der Stadt entfernt, traf er mit Ottokar, der ein mächtiges Heer versammelt hatte,

zuſammen. Ehe der Kampf begann, kam ein Ritter, Herwart von Küllenſtein, zu dem deutſchen Könige und bot ihm gegen eine Belohnung ſeine Dienſte gegen Ottokar an. Als Rudolph dieſes Anerbieten verſchmähte, wandte ſich der Ritter an Ottokar; von dieſem erhielt er den verlangten Lohn und verſprach dafür, des deutſchen Königs, wie ſehr er ſich auch in Acht nehmen würde, habhaft zu werden und ihn niederzuwerfen.

Beide Heere rückten einander allmählig näher, aber es wollte noch nicht ſobald zum Angriffe kommen. Heinrich Scherlin aus Schwaben, ein Dienſtmann des Biſchofs von Baſel, war der Erſte, der den eigentlichen Kampf eröffnete. Er ritt einen unbändigen Streithengſt, den er kaum zu zügeln vermochte; als ihm daher Scherlin die Sporen in die Weichen drückte, ſuchte dieſer das Weite und trug ſeinen Reiter mitten unter die Feinde. „Es iſt Zeit“ — rief König Rudolph, der dieß ſah, — „daß wir unſerem Manne zu Hülfe kommen!“ und nun begann der gegenſeitige Angriff. Gleich beim erſten Zuſammentreffen ſuchte Herwart den König auf, drang durch die dichte Schaar, die ihn umgab und ſtach ſein Pferd nieder, ſo daß Roß und Mann in den nebenfließenden Bach fielen. Schnell waren die Getreuen des Königs beſchäftigt, ihm wieder aufzuhelfen. „Seid doch nicht um mich beſorgt“ — rief Rudolph — „es iſt jezt nicht an der Zeit, ſich um einen einzelnen Mann zu kümmern; ſchreitet in den Kampf und helfet den Andern.“ Auf dieſes Wort rückten Alle vorwärts,

der Herr hat Dir nur einen Auftrag gegeben, Deine Hilfe für uns Alle, um Dein Volk, um Deine Stadt, um Dein Land. Du hast Dich nicht gesorgt, wie Du es machen sollst, Du hast Dich nicht gesorgt, was Du sagen sollst, Du hast Dich nicht gesorgt, was Du thun sollst, Du hast Dich nicht gesorgt, was Du reden sollst, Du hast nur Deinen Auftrag gehört, Du hast nur Deinen Auftrag verstanden, Du hast nur Deinen Auftrag ausgeführt, Du hast nur Deinen Auftrag gethan, Du hast nur Deinen Auftrag gesagt, Du hast nur Deinen Auftrag geredet, Du hast nur Deinen Auftrag ausgerichtet, Du hast nur Deinen Auftrag vollbracht, Du hast nur Deinen Auftrag vollendet, Du hast nur Deinen Auftrag vollführt, Du hast nur Deinen Auftrag vollzogen, Du hast nur Deinen Auftrag vollstreckt, Du hast nur Deinen Auftrag vollkommen gemacht, Du hast nur Deinen Auftrag vollkommen gethan, Du hast nur Deinen Auftrag vollkommen ausgeführt, Du hast nur Deinen Auftrag vollkommen vollbracht, Du hast nur Deinen Auftrag vollkommen vollendet, Du hast nur Deinen Auftrag vollkommen vollführt, Du hast nur Deinen Auftrag vollkommen vollzogen, Du hast nur Deinen Auftrag vollkommen

durch die Flucht retten wollten, versanken in dem Marchfluße. Eine große Saat hatte der Engel des Todes an diesem Tage ausgestreut; man zählte mehrere Tausend Erschlagene; unter diesen Ottokar selbst, welcher einer der Lezten auf dem Schlachtfelde gewesen war. Als er sah, wie der größte Theil seines Heeres die Flucht ergriff, sezte er noch seine einzige Hoffnung auf die Nachhut, die er dem Ritter Milota anvertraut hatte. Aber auch dieser ergriff wegen einer Schmach, die der König früher seinem Hause zugefügt hatte, die Flucht. Jezt trachtete Ottokar, seines lezten Trostes beraubt, mit vier Getreuen, die allein noch um ihn waren, aus dem Felde zu kommen. Das sahen zwei Ritter aus Steiermark, die sich der König ebenfalls früher zu Feinden gemacht hatte, alsbald machten sie einen Angriff, fällten zwei seiner Getreuen an seiner Seite und schlugen ihn selbst vom Roße. Nur kurze Zeit dauerte der Kampf, bald war Ottokar wehrlos und bat nur noch um sein Leben. Aber die Beiden achteten nicht darauf, der Eine stieß ihm das Schwerdt in die Brust, der Andere den Dolch durch den Hals, daß er ohnmächtig zur Erde fiel, und ritten dann wieder zum Heere zurück. Nun kamen die Troßbuben und zogen dem Könige seinen kostbaren Harnisch und seine Kleider aus, so daß er ganz nackt und bloß dalag. Der Ritter von Perchtolsdorf, der eben aus dem Streite ritt, nahm den Mantel von seinem Knaben, bedeckte damit des Königs Blöße, labte ihn selbst mit einem Trunke Waßer und in seinen Armen

verſchied Ottokar. Das war das Ende eines Fürſten, von dem ein Zeitgenoſſe aus Oeſterreich ſagt, „daß er der allertheuerſte Mann geweſen, der je eine Krone trug!“

Sobald König Rudolph die Nachricht von dem unglücklichen Ende ſeines Feindes erhalten hatte, ritt er nach dem Orte hin, wo Ottokars Leiche lag. Solch ſchneller Wechſel des Schickſals rührte ihn tief; Thränen füllten ſeine Augen und er ſprach zu den Umſtehenden: „Sehet da die Nichtigkeit aller Größe und alles Glückes auf Erden!“ Ottokars Leiche wurde nach Marcheck, hierauf von da nach Wien gebracht und ohne Sang und Klang im Schottenkloſter beigeſezt.

Noch am Abende des Schlachttages gab Rudolph, ehe er das Feld verließ, Denjenigen, welche ſich am meiſten ausgezeichnet hatten, Beweiſe ſeiner königlichen Huld und Gnade. Wer die Ritterwürde noch nicht beſaß, dem ſollte der Ritterſchlag Belohnung ſeyn. Dreihundert edle Jünglinge nahten dem Könige und beugten die Kniee vor ihm, demüthig flehend um den Ritterſchlag aus der Hand des geliebten Heerführers; hier, auf dem Felde des Todes, ſprachen ſie das Gelübde der Ritterſchaft knieend aus und Einer nach dem Andern fühlte auf ſeinem Nacken den ſanften Schlag des Schwerdtes, das Rudolph heute ſelbſt ſo ritterlich geführt hatte. Schon war die Reihe an den Meiſten vorüber — nur Wenige waren noch übrig, zulezt nur noch Einer, aber wohl hätte dieſer unter den Erſten ſtehen dürfen, vermöge

Jahr Wunder, d. h. man ist für ein ganzes Jahr, ja für noch mehr Jahre, vor Krankheiten gesichert. Ich habe mich selbst davon überzeugt, daß es sich so verhält. Ich habe mich selbst davon überzeugt, daß es sich so verhält. Ich habe mich selbst davon überzeugt, daß es sich so verhält

bescheiden," — versezte Rudolph — „doch, wofern ihr nicht um eine Gnade bittet, muß ich selbst darauf denken, wie ich euch lohne" — mit diesen Worten löste er seine goldene Halskette ab und hing sie dem Jünglinge, trotz seines Widerstrebens, um.

Während dieser Handlung blickte der König dem jungen Ritter schärfer in die Augen; überrascht rief er aus; „wenn mich nicht Alles trügt, so seid ihr Einer, den ich schon gesehen habe, aber schon vor langer Zeit; ist nicht euer Name Walther, der Name eurer Mutter Gertrud, und wohnt ihr nicht auf Burg Lützelhardt, nahe bei Geroldseck?" „Es ist so" — entgegnete der Jüngling, — „auch bei mir ist es eine dunkle Erinnerung aus den Jahren meiner Kindheit, daß ich Euch, meinen Herrn und König, schon gesehen, ich meine bei der Stadt Straßburg." „So seyd mir doppelt willkommen" — rief der König freudig aus und bot Walthern die Rechte — „denn was ich in jener ernsten Stunde, da ich euch zum ersten Male gesehen, für euch wünschte, ist in Erfüllung gegangen, ihr seyd brav und wacker geworden; fahret so fort, junger Freund, daß eure Mutter und euer Oheim immer mehr Freude an euch erleben; gedenket zuweilen eures Königs, der auch euch nie vergessen wird, was ihr an ihm gethan." Walther konnte vor Rührung kein Wort des Dankes hervorbringen, er fiel vor dem Könige auf ein Knie nieder, bis dieser ihn freundlich erhob, und ihm noch einmal die Hand reichte, die Walther voll Dankgefühl an sein Herz drückte. Als er vor das Zelt hinaus

trat, ſtand ſein Oheim Heinrich nicht ferne von ihm, der aufs freudigſte überraſcht wurde, als er am Halſe ſeines Neffen die goldene Gnadenkette erblickte. Wäre Walther ſein leiblicher Sohn geweſen, gewiß, Heinrichs Freude hätte nicht größer ſeyn können, beſonders, als er noch vernahm, was und wie der König mit ihm geredet hatte. Die Ehre ſeines Neffen war ihm eben ſo viel werth, als der Dank, den der König an demſelben Tage gegen ihn und alle Diejenigen ausdrückte, die ihm zu Hülfe gekommen waren und Blut und Leben in dem heißen Kampfe ſo treulich für ihn gewagt hatten.

Nach Verfluß von drei Tagen verließ König Rudolph das Schlachtfeld und zog nach Mähren und Böhmen, nachdem er den größten Theil ſeines Heeres in die Heimath entlaſſen hatte, unter denen auch Graf Heinrich von Geroldseck und Walther mit ihrem Fähnlein waren. Wir laſſen ſie ziehen und eilen voran an die Ufer der Kinzig, um zu ſehen, wie dort indeſſen die Sachen ſtanden.

4.

Während Frau Adelheid, Heinrichs Gemahlin, die Abweſenheit ihres Eheherrn ſchmerzlich empfand, war es gleichwohl immer ziemlich lebhaft um ſie geweſen, denn ihre vier jungen Söhne, Walther, Heinrich, Gerold und Ottmar boten Allem auf, um der lieben Mutter durch Spiel und Unterhaltung die einſame Zeit zu verkürzen; ja, Frau Adelheid ſehnte ſich am Ende nach ihrem Gemahle hauptſächlich auch

um der Knaben willen, denn ſeit der Abweſenheit des Vaters waren ſie bald ſo muthwillig und meiſterlos geworden, daß die Mutter ſie kaum mehr im Zaume zu halten vermochte. Ueble Noth hatte beſonders der Burgkaplan mit ihnen, denn außer Junker Ottmar ließ ſich keiner mehr auf der Schulbank des Lehrmeiſters blicken, und viel lieber wären ſie dem Vater mit Schwerdt und Lanze in den Krieg gefolgt, als zu Hauſe geblieben. Jezt, als die Mutter von der baldigen Wiederkehr des Vaters ſprach, — denn ſie hatte bereits Nachricht erhalten, daß er ſich auf dem Heimwege befinde — ließen ſich die Junker nimmer zurückhalten, man mußte ihnen einen Knecht mitgeben, in deſſen Begleitung ſie dem Vater bis in die Gegend entgegen ritten, wo die Höhen des Schwarzwaldes mit den Bergen der ſchwäbiſchen Alp zuſammenſtoßen. Nur Ottmar, der jüngſte, blieb bei der Mutter zu Hauſe und wollte den Vater auf der Burg ſelbſt erwarten.

So war doch immer noch einiges Leben auf Geroldseck; welches Bild der Verlaſſenheit und Oede gewährte dagegen Burg Lützelhard! Da war es wie ausgeſtorben, und wäre der alte Burgvogt Luithold nicht geweſen, der ſeine Gebieterin immer nur zu tröſten hatte über die Abweſenheit ihres Sohnes, Frau Gertrud wäre vor Schmerz und Sehnſucht beinahe vergangen. War es doch das erſtemal in ſeinem Leben geweſen, daß der junge Walther den Bann ſeiner Burg verließ, um in den Krieg zu ziehen, wer hätte alſo der beſorgten Mutter verargen mögen,

daß ihr der Gedanke, den theuern Sohn ferne und in steter Gefahr zu wissen, eben so ungewohnt als schmerzlich war? Jezt aber, als die Blätter in den Wäldern gelb wurden und die Herbstnebel bereits um die Gipfel der Tannen strichen, blieb sie nimmer im Gemache, sondern stieg allstündlich hinauf auf den Söller, denn jede Stunde, meinte sie, sollte sie ihren Walther in der Ferne heranziehen sehen.

Eines Tages — die Abenddämmerung war schon angebrochen — kehrte Gertrud eben unmuthig in ihr Gemach zurück, denn abermals war ihre Hoffnung getäuscht worden, da ertönte das Horn des Thurmwächters, man hörte die Brücke rasseln, es klingelte auf der Treppe wie Sporengeklirr, und schnelle Tritte kamen der Thüre zu. Kaum erkannte die erstaunte Burgfrau ihren Sohn Walther in dem nun eintretenden ritterlichen Jüngling. In einfacher Knappenrüstung, mit rostiger Waffe, war er ausgezogen in das Feld und nun kam er wieder in vollem Schmucke des Ritters, im glänzenden Brustharnische und auf dem Haupte den Helm mit wallendem Busche, an der Seite das Schwerdt mit reichem Wehrgehänge und an den Füßen die ritterlichen Sporen. Mit Allem diesem hatte ihn der Oheim auf Geroldseck ausgerüstet, ehe er heimkehrte, denn er wollte die Bravheit seines Neffen ehren und zugleich seiner Mutter eine freudige Ueberraschung bereiten. Darum konnte sich auch Mutter Gertrud in dem ersten Augenblicke nicht satt genug sehen an ihrem im Ritterschmucke prangenden Sohne, und ihre Freude war so groß, daß sie kaum

dazu kommen konnte, ihn zu fragen, was sich Alles im Felde begeben hätte? Aber namentlich wurde ihre Aufmerksamkeit angezogen durch die schwere goldene Kette, die sich um den Halsberg von Walthers Rüstung schlang und bis auf den Brustpanzer herabhing. Da löste die mütterliche Neugier zuerst die Zunge, um zu fragen, wie denn der liebe Sohn zu dem prächtigen Kleinode gekommen wäre? und sie prieß mit mannigfachem Lobe bald den edlen König Rudolph, bald den Sohn, der sich so brav gehalten hatte. War die Verwunderung und Freude der Mutter groß, so war dieß nicht minder der Fall bei dem alten Luithold, der sich die Augen rieb, denn er wähnte, er habe geschlafen und träume noch fort in einem schönen Traume, als er seinen lieben Junker in solcher Herrlichkeit vor sich stehen sah. „Ei, ei, wer hätte das geglaubt," bemerkte der Alte, indem er Walthern auf die Schulter klopfte. Walther antwortete Nichts, dann aber sagte er, zu seiner Mutter gewendet: „was meinst du wohl, liebes Mütterchen, kann dein Walther jezt wohl erscheinen vor dem Fräulein von Falkenstein? wird sie mir jezt wohl Gehör schenken, wenn ich also vor ihr aufziehe?" Mit diesen Worten blickte er über sich und seinen schönen Anzug hin, man hätte sagen können mit einer gewißen Eigenliebe und Eitelkeit, allein böse können wir ihm darum nicht werden, ist doch diese Empfindung bei allen jungen Leuten bemerkbar, sobald sie fühlen, daß Etwas aus ihnen geworden ist. „In allewege" — entgegnete die Mutter — „darfst du dich vor dem

Fräulein ſehen laſſen, mein Sohn, denn du haſt dein Wort würdig gelöst.

Nicht volle zwei Tage verweilte Walther auf Lützelhard, ſo ließ er ſchon ſein Roß ſatteln, und wir ſehen den ritterlichen Jüngling voll Hoffnung der Burg Falkenſtein zureiten. Auch hier machte die Ankunft des neugeſchlagenen Ritters bei Allen eine freudige Ueberraſchung rege, doch bei weitem die größte Freude ſchien Fräulein Emma zu empfinden. Freundlich, wie noch nie zuvor, bewillkommte ſie den wohlbekannten Hausfreund; mancher Becher goldenen Marggräflers wurde am Tiſche des Burgherrn auf die Wiederkehr des jungen Freundes geleert und Emma kredenzte ſo liebevoll, wie noch nie, wenigſtens ſchien dieß Walther ſo. Aber, als das Stündchen nahte, wo er mit ſeiner Angebeteten allein ſeyn konnte — es war dieß nach geendeter Mittagstafel, wo der Ritter von Falkenſtein ſeines Schläfchens pflegte — wie täuſchte er ſich da ſo ſchmerzlich in all den Hoffnungen, wozu er ſich jezt berechtigt geglaubt hatte! Wir wollen unſere Leſer nicht mit dem Verlaufe des ganzen Geſpräches ermüden, der Inhalt deſſelben war jenem früheren nicht ſehr unähnlich. Emma verſicherte, wie damals, den jungen Walther ihrer unwandelbaren Liebe, aber das Ziel ſeiner Wünſche wurde abermal auf unbeſtimmte Zeit hinausgeſchoben. „Warum doch, holdes Fräulein“ — ſagte Walther gegen das Ende der Unterredung — „wollt ihr euch immer noch nicht zu einem entſcheidenden Jaworte entſchließen, atomit

ich zu eurem Vater eilen kann, daß er unsere Hände in einander lege? Habe ich nicht mein Wort gelöst und mir auf dem Felde der Ehre die Sporen des Ritters verdient? oder genügt es euch nicht, daß selbst unser glorwürdiger König mein Verdienst erkannt hat?" „Das wohl" — entgegnete Emma — „aber ihr scheint mir immer noch nicht zu wissen, daß für einen Ritter, wenn er auch im Stillen das Herz seiner Huldin besizt, noch mehr erforderlich ist, um ihrer Hand auch in den Augen der Welt werth zu erscheinen." „So nennet mir dieses Mehr, damit ich euren Wünschen in Allem genügen möge." „Vernehmet es denn!" — versezte das Fräulein mit grämlich gebietender Stimme; — „Emma von Falkenstein verlangt von ihrem Ritter, daß er ihre Farbe im Turniere trage und den Dank, den er als Sieger davon trägt, vor Aller Augen zu ihren Füßen niederlege." „Mit diesen Worten reichte Emma, wie früher, Walthern wieder die Hand zum Abschied; dieser verbeugte sich und verließ das Fräulein, aber nicht mit der liebevollen Stimmung, wie sonst. Mißmuthig ritt er aus Burg Falkenstein weg, denn wohl fühlte er jezt, daß er Nichts weiter, als ein Spielball in der Hand der launischen Geliebten war, doch konnte er ihr um ihr Verlangen immer noch nicht böse seyn, sondern gelobte heilig und theuer bei sich selbst, Alles für ihren Besitz zu thun. Die Gelegenheit, seinen Vorsatz auszuführen, bot sich in Kurzem dar.

5.

Als König Rudolph den glorreichen Sieg über Ottokar auf dem Marchfelde erkämpft hatte, beeiferte man sich allenthalben, dieses Ereigniß durch Festlichkeiten aller Art zu begehen. Während der König zu Iglau in Mähren die Verlobung seiner beiden Kinder mit Ottokars von Böhmen Sohn und Tochter feierte, und bald darauf seinen Einzug in Wien hielt, bei welcher Gelegenheit ein glänzendes Turnier statt fand, wo der mehr als hundertjährige Ritter Otto von Haslau mit dem Sohne seiner Urenkelin eine Lanze brach: da wollte auch die Ritterschaft in den vier Landen hinter den Uebrigen nicht zurückbleiben, um den Ruhm ihres Königs zu verherrlichen, und ließ zu dem Ende ein großes Turnier nach Worms am Rheine verkündigen. Eine Menge Fürsten, Grafen und Herrn machte sich auf, um dieses Turnier zu besuchen, das eines der herrlichsten werden sollte, die je in den vier Landen des deutschen Reichs gehalten worden waren: es wurden im Ganzen 350 Helme aus edlem Geschlechte und 299 geschmückte Frauen und Jungfrauen gezählt, darunter waren 28 Herzoge und Marggrafen und 24 Damen fürstlichen Geblütes, als Turniervögte aber wurden zu Blatt getragen: Johann von Ingelheim für die Ritterschaft des Rheinstroms, Sieghard von Laubelfingen für Baiern, Heinrich von Geroldseck für Schwaben und Ludwig von Redwitz für Franken.

Unter den Rittern, welche in die Thore der Stadt

Worms einritten, um dem Turniere beizuwohnen, war auch Walther von Lützelhard. Mit düstern Ahnungen, daß diese Fahrt nichts Freudiges für sie bringen würde, hatte Mutter Gertrud ihren Sohn von Hause entlaßen, der durchaus darauf bestand, gen Worms zu ziehen, denn er hatte hoch und theuer bei sich gelobt, zu erfüllen, was Fräulein Emma von ihm als lezte Bedingung des Besitzes ihrer Hand verlangt hatte. Ebenso fruchtlos war bei Walther auch der Rath seines Oheims geblieben, der ihn so innig und herzlich bat, für dießmal zurückzubleiben, aus Gründen, die er jedoch dem geliebten Neffen nicht näher bezeichnete, um ihm nicht wehe zu thun. Begleitet von Luithold, dem alten Diener des Hauses, kam Walther zwei Tage vor dem Turniere in Worms an; er wählte absichtlich nicht die Herberge seines Oheims zu der seinigen; am andern Morgen aber mußte er diesen doch aufsuchen, denn so erheischte es die Sitte, daß Jeder, der am Turniere Theil nehmen wollte, vor dem Turniervogte seines Landes erscheinen mußte, um von demselben, in Gegenwart der Ehrenherolde, seinen Namen in die Liste eintragen zu laßen.

Nichts weniger als angenehm wurde Heinrich von Geroldseck überrascht, als sein Neffe bei ihm eintrat. „Warum du hier?“ war sein einziger Willkomm an Walther; und als dieser seine Bitte vortrug, war ein kurzes „nein“ die Antwort des Oheims. „Und warum wollt ihr denn meinem Gesuche durchaus nicht entsprechen?“ fragte Walther

in bitterem Tone. „Weil ich nach dem Turniergesetze nicht darf.“ Walther drang weiter in seinen Oheim, ihm doch die Gründe seiner Weigerung zu entdecken. „Soll ich dir wehe thun in Gegenwart der Turniervögte, die erwählt sind, um auf das Thun und Laßen der obersten Turnierrichter zu achten? verschone mich damit und eile heim auf deine Burg, daß du durch deinen Zug zum Turniere nicht geschmäht werdest, du selbst und mit dir“ — — Heinrich wollte noch weiter reden, aber — er hielt inne; man sah wohl, daß es ihm äußerst schwer fiel. „Redet immerhin, Herr Turniervogt“ — rief ihm jezt Walther von Lützelhard trotzig zu — „ich will hier Nichts verschwiegen haben, und wenn die ganze Welt Zeuge eurer Rede wäre; redet ihr aber nicht, so laße ich dennoch mein Wappenschild auf dem Turnierplatze zur Beschauung herumtragen. „Welches Wappenschild?“ — fiel Heinrich seinem Neffen plötzlich ein. „Den weißen Balken im goldenen Felde; das Wappen meines seligen Vaters, eures Bruders.“ „Wage dieß nicht, junger Mann, ich beschwöre dich bei der Seele deines Vaters, damit nicht zum ersten Male dieses Wappen meines Urahns, des erlauchten Gerold, ein Hohn der Leute werde!“ Dieses gesagt, wandte sich Heinrich tiefbewegt von seinem Neffen ab, und kein Wort kam weiter mehr über seine Lippen.

Mit verbißenem Grimme verließ Walther die Wohnung seines Oheims und, anstatt der so treulich gemeinten Warnung des väterlich gesinnten Freundes zu achten, hegte er nur strafbaren Argwohn gegen

denſelben im Herzen. In ſeine Herberge zurückgekehrt, befahl er dem alten Luithold, alsbald ſein Kampfſchwerdt, ſamt Schild, Helm und Kleinod auf das Rathhaus zu bringen und zugleich genau wahrzunehmen, wie es bei der Wappenſchau gehalten würde. Kaum war eine Stunde verfloßen, ſo kam Luithold, Schild, Helm und Schwerdt ſeines Ritters in den Händen haltend, mit tiefbetrübter Miene wieder zurück. „Was ſoll das" — rief ihm Walther entgegen — „daß du meinen Ritterſchmuck wieder zurückbringſt?" „Höret mich an, Herr" — begann der Alte — „und zürnet mir nicht, wenn ich euch unliebe Mähre verkündige. Wie ihr befohlen, ſo trug ich euer Wappen hinauf in das Haus, wo die Schau gehalten wird, ich ſtellte den Helm ſamt Kleinod auf den Tiſch, wo noch vieler andere Ritterſchmuck ſtand, nebenan aber lehnte ich euern Schild und euer Schwerdt. Kaum war ich aus dem Saale getreten, ſo kamen Ritter und Fräulein die Menge herein; vier der erſtern — es waren dieß die Wappenherolde — ſezten ſich an Plätze, von wo aus man den ganzen Saal überblicken konnte, die Frauen und Fräulein aber trippelten um die lange Tafel herum und betrachteten die Helme und Schilde von allen Seiten. Ich aber ſtellte mich hinter die Thüre des Saales, daß ich Alles, was vorging, wohl ſehen und hören konnte. Da auf einmal griff einer der Wappenherolde nach eurem Helme und hob ihn in die Höhe; neugierig ſammelten ſich die Frauenzimmer um den Herold und richteten die Blicke auf euern Helm, beſonders aber drängte

ſich ein Fräulein herzu, und ihr zunächſt ein Ritter, den ich auch ſchon auf Geroldseck geſehen habe, und nun gings bei dieſen Beiden an ein Spotten und Lachen, während ſie den Helm, wie ein ſeltſames Schauſtück, lange bald nach dieſer, bald nach jener Seite drehten. Aus dem Läſtermunde des Fräuleins aber hörte ich deutlich die Worte: „mich wundert, daß dieſer ſogenannte von Geroldseck nicht auch noch eine Biſchofsmütze zwiſchen ſein Helmkleinod geſezt hat.“ Alle Umſtehenden lachten über dieſe loſe Bemerkung, beſonders aber ſchlug der Ritter neben dem Fräulein ein gellendes Gelächter auf, ſo daß ich hätte hinzutreten und den Helm ſamt Kleinod an dem ſpöttiſchen Munde dieſer Zween in Stücke zerſchlagen mögen. Auch Andern im Saale erweckte dieſes leichtfertige Thun Aerger, beſonders ſah ich eurem Oheime von Geroldseck, der unter den Turniervögten ſaß, wohl an, wie die Zornader auf ſeiner Stirne ſchwoll, und ſein Töchterlein, die liebe, gute Ida, wurde roth bis an den Hals, wie ſie den Spott mit anhörte, ja, ſie trat in eine Ecke des Saals und wiſchte die Thränen ab, die ihr in das Auge getreten waren. Ich hatte genug, und wollte ſchon von dannen eilen, aber des Aergers ſollte noch mehr werden. Der Ritter, den ich kenne und ihr vielleicht auch, nahm euern Schild, der an der Tafel lehnte, und trug ihn vor die Turnierkönige. „Mit Erlaubniß“ — rief der Naſenweiſe eurem Oheime zu, indem er das Schild dicht vor deßen Geſicht hielt — „trägt der, ſo dieſes Wappen führt, daſſelbe

mit Fug und Recht?" „Darüber werden die Turnierkönige und Wappenherolde entscheiden, also ist eure Frage überflüßig, Herr Ritter" — erwiederte euer Oheim. Da lachte der Ritter hoch auf; „wenn ein Bastard von Geroldseck ins Turnier reitet" — erklärte er unumwunden — „so bin ich der Erste, der ihm den Harnisch vom Leibe schlägt!" „Und ich, als Turniervogt des Landes zu Schwaben bin derjenige, der zur Stunde euern Namen für immer aus der Turnierrolle tilgt, nach Fug und Recht unserer geheiligten Turniergesetze, und wollet ihr den Grund hievon erfahren, so fraget die, welche als erwählte Richter hier neben mir sitzen. Mit kräftiger Stimme, daß es hell durch den Saal klang, sprach euer Oheim diese Worte; der Ritter aber stand da und erwiederte Nichts mehr, auch das Fräulein blieb regungslos, und ihre spöttische Miene war schnell eine ernsthafte geworden. Bald empfahl sich auch der Ritter ohne Urlaub von seiner Huldin und verließ den Saal. Ich aber rächte mich an ihm, daß ich mich jezt noch darüber freue; denn als der Gedemüthigte wie ein Dieb fortschlich, stellte ich mich breit unter die Thüre, daß er kaum Platz hatte durchzukommen; er blieb mit seinen Sporen an meinen Stiefeln hängen, glitt aus und lag, so lang als er war, auf dem Boden, daß sein Harnisch auf den Steinplatten laut raßelte; ich aber trat in den Saal ein und der Gefallene wagte es nicht mehr, umzukehren und sich bei mir für den erwiesenen Dienst zu bedanken, er mag wohl das Gelächter der Fräulein, oder die Stäbe der

Herolde gefürchtet haben. Bei meinem Eintritte in den Saal sah mich euer Oheim, er winkte mir zu sich hin und ich trat hinter ihn. „Luithold“ — sagte er mir leise in das Ohr — „nimm Schild und Helm meines Neffen, damit sie nicht weiter Gegenstand des Gespöttes werden; melde ihm, was du selbst hier im Saale gesehen und gehört hast und sag' ihm dabei, daß ich ihn um Alles, was heilig ist, bitte, dem ersten tollkühnen Streiche keinen weitern beizufügen und nicht in die Schranken zu reiten: ich selbst müßte ihn sonst zurückweisen und so mein eigenes Geschlecht schmähen.“

Einen unbeschreiblich schmerzlichen Eindruck machte diese Erzählung Luitholds auf Walther; äußerlich schien er zwar ruhig, aber desto heftiger tobte es in seinem Innern. Lange schwieg er, endlich aber machte er seiner schrecklichen Stimmung durch Worte Luft. „Das also sprach mein Oheim?“ — wandte er sich zu dem Alten mit wilder Geberde — „und du kannst es mir bezeugen, daß er so sprach?“ „Ja, Herr“ — erwiederte Luithold — „bei unserer lieben Frau kann ich es bezeugen, daß euer Oheim so gesprochen, und ich glaube, daß er es gut gemeint und nur gesagt hat, weil die Frechheit des Ritters und des Fräuleins Spott ihn dazu gedrungen haben.“ „Und wer war denn jener Ritter, der es gewagt hat, mit meinem Wappen seinen frechen Spott zu treiben, und wer war das schnippische Fräulein?“ „Der Ritter ist Germar von Schramberg gewesen, ein junger Mann in euern Jahren, aber ganz ähnlich

seinem ehrenvesten Herrn Vater, dem wohlbewährten Waffengenoßen der Geroldsecker, und das Fräulein — so hörte ich sie wenigstens im Saale nennen — hieß Emma von Falkenstein." „Emma von Falkenstein," — wiederholte Walther ganz unwillkührlich, — „du irrst dich, Luithold; es ist nicht möglich!" „Heißt sie nicht so" — erwiederte Luithold kalt und gleichgültig — so heißt sie anders; aber als Wahrzeichen diene euch: sie ist kräftiger, schlanker Statur, geht stolz einher, hat dunkle Haare und schwarze Augen und, wie ich schon vorhin bemerkt habe, einen kleinen Lästermund." „Schweig, Alter!" — rief Walther tief bewegt — „ich habe genug deines Berichtes;" — er wandte sich weg von seinem treuen Diener und gab sich einem Gefühle hin, das viel zu schmerzlich war, als daß es sich in Thränen hätte kund thun können. Daß das Fräulein wirklich Emma von Falkenstein gewesen, daran konnte Walther jezt nimmer zweifeln; daß er sich schrecklich in ihr getäuscht habe, auch dieß konnte ihm bei ruhigem Nachdenken nicht lange mehr Geheimniß bleiben. „Daher also war es gekommen, daß sie mir, nachdem ich die erste Bedingung erfüllt, noch eine weitere stellte, daher ihre Unentschiedenheit, als ich das zweite Mal um ihr Jawort bat und sie mich doch nicht auch gerade zu mit einer Weigerung abfertigen wollte." So dachte Walther, und so war es auch wirklich.

Während Walther auf dem Marchfelde um Ritterschaft und Ehre stritt, hatte der von Schramberg Eingang auf Burg Falkenstein gefunden; es

war ihm ein Leichtes geworden, Emma's Herz für ſich zu gewinnen, da ihre Liebe zu Walther noch nicht tiefe Wurzel gefaßt hatte und ſie ihm mehr als ihrem Lebensretter, denn aus freier, herzlicher Neigung zugethan war. An eine Verbindung mit ihm hatte ſie in letzter Zeit um ſo weniger mehr gedacht, da ſie nach Walthers Abgange zu dem Heere ſo widrige Nachrichten über ſeine Verhältniße und ſeine Herkunft erhielt, daß ſie befürchten mußte, nie die Einwilligung ihres Vaters zu erhalten, auch wenn es, was nicht einmal der Fall war, ihr eigener Wunſch geweſen wäre. Als aber Walther wieder aus Oeſterreich zurückkehrte, hatte Emma dem Ritter von Schramberg bereits Herz und Hand zugelobt; doch wollte ſie, eingedenk ihrer frühern Verbindlichkeit, Erſteren nicht geradezu abweiſen, ſondern legte ihm, klug ausgedachter Weiſe, eine zweite Bedingung auf, die er — das wußte ſie wohl — vermöge ſeiner Geburt als Baſtard unmöglich erfüllen konnte. Hierauf zog ſie mit ihrem Ritter gen Worms, aus dem einfachen Grunde, um Zeugin der Schmach ihres Lebensretters zu ſeyn, der ſich bisher von ihr hatte am Narrenſeile gängeln laßen.

So ſchrecklich ſich auch Walther durch Emma von Falkenſtein getäuſcht ſah, und ſo gleichgültig es ihm jezt im Grunde hätte ſeyn können, ob er ins Turnier ritt, oder nicht, da des Fräuleins Wille kein Beweggrund mehr für ihn ſeyn konnte, und er von ihrer Hand wenigſtens keinen Siegesdank gewinnen wollte, ſo beſann er ſich doch keines Beßern.

Seinem Oheime wollte er Trotz bieten, so widersinnig dieß auch in jeder Hinsicht war, denn der Grund, warum er nicht in die Schranken reiten durfte, war ihm ja kund geworden, und Niemand konnte diesen zufälligen Umstand abändern.

6.

Der Tag, an welchem das Turnier selbst beginnen sollte, war angebrochen, und Alles, was zu dem Feste gehörte, wohl bestellt und versehen. Auf einem schönen Anger vor der Stadt, der an den Rhein stößt, waren die Schranken aufgestellt, rings um diese befanden sich, außer da, wo die Wege zum Ein- und Ausreiten der Ritter gelaßen waren, erhöhte Sitze, höher oder niedriger, je nach dem Stande derer, die darauf ihren Platz nahmen. Von den fürstlichen Personen, welche in Worms anwesend waren, bestiegen dießmal nur Wenige als Zuschauer die für sie bereiteten Sitze, denn sie wollten, mit Ausnahme einiger Hochbetagten, die nicht mehr im Stande waren, an diesen Vergnügungen der Jugend Theil zu nehmen, alle selbst in die Schranken einreiten und an dem Kampfe Theil nehmen. Aber von fürstlichen Frauen und Jungfrauen wurden alle Emporen angefüllt; so oft wieder eine derselben auf dem Balkone sichtbar war, ließen die Trompeter und Pauker sich laut vernehmen und begrüßten die Ankommende: daßelbe geschah auch bei den Frauen und Fräulein aus den übrigen Ständen.

Wie nun die Stunde, wo das Turnier beginnen

ſollte, erſchienen war, wurde aufgeblaſen und Jedermänniglich ſchickte ſich an, in die Schranken zu reiten: voran die Herzoge und Marggrafen, dann die Grafen, Freiherrn, Ritter und Edlen, und Alle wurden mit Trompeten- und Paukenſchall bewillkommt. Mit dem Glockenſchlage zwölf auf der Liebfrauenkirche gingen die Schranken wieder zu. Die Turnierordnung wurde von den Herolden verkündet; eben ſollte der Kampf beginnen, die Ritter hatten ſchon die Lanzen eingelegt, um gegen einander anzurennen, da rief plötzlich einer der Turnierkönige — es war die kräftige Stimme Heinrichs von Geroldseck — ein lautes „halt!“ in die Schranken und rannte mit aufgehobenem Stichkolben zwiſchen zween Ritter, die ſchon die Lanzen gegen einander eingelegt hatten. Wie niedergedonnert blieben dieſe ſtehen; jeder zog mit der Linken ſeines Roßes Zügel an, um nicht vorzurennen, ihre zitternde Rechte aber ließ die Stechlanze zu Boden fallen. Auch die übrigen Ritter hielten ihre Roße und eine allgemeine Stille trat ein. Darauf ſtellte ſich ein Wappenherold zwiſchen die beiden Berufenen und verkündete laut: „Germar von Schramberg, ihr habt euch wider Fug und Recht in die Schranken gedrungen, ſo doch euer Helm nicht getheilt ward, und euer Name, als der eines Jungfrauenſchänders aus der Turnierrolle getilgt iſt; ihr ſeyd der Strafe verfallen, Schild, Helm und Roß zu verlieren und von den Rittern geſchlagen zu werden.“ Mit dieſen Worten ergriff der Herold das Pferd des Schrambergers beim Zaume; dann wandte er

ſich zu dem andern Ritter: „und ihr, Walther von Lützelhard, Baſtard von Geroldseck, habt euch eingedrungen in die Schranken, ungetheilt und mit dem Wappenſchilde, das ihr zu führen nicht befugt ſeyd; auch ihr ſeyd der Strafe verfallen, daß euch die Ritter ſchlagen und ihr Schild, Helm und Roß verlieret.“ Der Herold hatte geendet, und gerade wollte ein zweiter Herold Walthers Roß am Zügel faßen; da war der alte Luithold, der bisher in der Nähe gehalten hatte, ſchon bei der Hand; ſchnell riß er das Roß ſeines Herrn herum und — ſtracks dem Ausgange aus den Schranken zu, Walther mochte wollen oder nicht. Da war zum Unglücke ein Balken als Riegel vorgeworfen. „Stecht eurem Pferde die Sporen ein,“ — rief Luithold ſeinem Ritter zu — „ſonſt ſind wir verloren!“ Mit dieſen Worten ließ er Walthers Roße die Zügel, denn hinter ihm ſausten ſchon die Prügel der Turnierknechte, dafür faßte er ſeinen Streitkolben mit beiden Händen und rechts und links ſtürzten die Getroffenen nieder. Indeßen ſezte Walther mit einem kühnen Sprunge über die Planke am Ausgange; ihm folgte im gleich kräftigen Satze Luitholds Roß; Beide befanden ſich außerhalb den Turnierſchranken und langten in wenigen Augenblicken in ihrer Herberge zu Worms an. „Das war ein ſauberes Turnier“ — ſagte Luithold, als er ſeinem Herrn das Roß hielt, um abzuſteigen — „Hol' den Dank, wer da will, aber ihr dürft froh ſeyn, junger Herr, daß euch euer Harniſch noch am Leibe hängt.“ „Wollte Gott“ —

entgegnete Walther — „daß mein Roß an den Schranken todt mit mir niedergestürzt wäre, so hätte ich doch diese Schmach nicht überlebt; aber fürchterliche Rache dem Bruder meines Vaters, der sein eigen Geschlecht also zu Schanden machte; schrecklich wird der Bastard ihn dafür heimsuchen!“ So tobte Walther fort und brütete Rache, während der alte Luithold ihn vergeblich zu überzeugen suchte, daß der Oheim nicht anders gehandelt habe, als ihm seine Pflicht als Turniervogt geboten, ja, daß er so habe handeln müssen, um nicht den Vorwurf der Partheilichkeit zu Gunsten seines Neffen auf sich zu laden.

Schlimmer ergieng es Germarn von Schramberg. Während der Waffenherold den Zügel seines Rosses fest hielt, hatten die Ritter um ihn Gelegenheit, die gebührende Strafe an ihm zu vollziehen. Mit gewichtigem Streitkolben fielen sie über ihn her, schlugen ihm zuerst seinen Helm samt Kleinod vom Haupte, daß er in Stücke flog, dann rißen sie ihm den Harnisch vom Leibe, bis Nichts mehr an dem ganzen Ritter zu schauen war, als sein lederner Leibrock. Nachdem dieß geschehen, rißen ihn die Turnierknechte mit dem Sattel vom Pferde, legten diesen auf die Schranken und sezten den Ritter darauf, der so lange in dieser Schmach verharren mußte, bis das ganze Turnier zu Ende war. Dieß Alles geschah unter den Augen des Fräuleins von Falkenstein, die sich auf einer der Schaubühnen befand, aber alsbald zurücktrat, und vor Scham über die Schande ihres Ritters bis an den Hals erröthete. Ihr widerfuhr,

was sie mit ihrer Falschheit verdient hatte, und ebenso hatte Germar von Schramberg seinen Lohn empfangen: denn des Morgens zuvor, ehe er sich in die Turnierrolle eintragen ließ, hatte er die Tochter seines Wirthes mit Gewalt zu seinem Willen gebracht und mit Geld ihre Verschwiegenheit zu erkaufen gesucht; allein der Vater des Mädchens hatte die Schändung seiner Tochter bei dem Turniervogte des Landes Schwaben angeklagt, und das war in eben der Stunde geschehen, da die Vögte sich zur Schau und Theilung der Helme auf das Rathhaus begaben.

Wie Alles auf dem Turnierplatze zu Ende war, zog man wieder der Stadt zu, wo Abends auf dem Rathhause der Tanz abgehalten werden sollte. Es ward verordnet, daß zuerst jeder der fürstlichen Herrn einen Vortanz haben und nach diesem die Danke ausgetheilt werden sollten. Die ersten fünf Tänze gab man dem Pfalzgrafen bei Rhein, zween Herzogen von Baiern und zween Marggrafen; den sechsten Tanz aber erhielt Albrecht von Habsburg, Landgraf im Elsaß, des Königs Sohn, mit Elsbeth, der Tochter des Grafen Mainhard von Görz und Tirol. Diese brachte ihrem Ritter als den besten Dank, den er im Rennen und Stechen erworben hatte, eine goldene Kette, dreihundert Goldgulden an Werth, die hing ihm Fräulein Elsbeth um den Hals, und später wurde sie selbst seine ehliche Gemahlin. Nun wurden auch die übrigen Siegesdanke ausgegeben. Den ersten Grafendank erhielt Graf Eberhard von Würtemberg von einer Gräfin von Zollern, den

andern Graf Egino von Fürstenberg von einer Gräfin von Hohenlohe; beide bestanden in goldenen Ketten. Noch wurden drei Danke außer diesen unter die übrigen von Adel ausgetheilt. Den einen reichte Frau Adelheid von Staufenberg dem Ritter von Dalberg: das war ein Kranz, den sie ihm auf das bloße Haupt sezte; den andern gab Fräulein Hermegard von Adolzheim dem Schenken Eberhard von Erbach, ebenfalls ein Kranz, und den dritten Kranz flocht die hübsche Ida von Geroldseck dem Ritter Arnold von Langenstein in das goldene Lockenhaar. Nach diesen erhielten auch die vier Turnierkönige ihre Danke. Nach der Preisvertheilung fing man wieder an zu tanzen und gab Jedem, der einen Dank erhalten hatte, einen Vortanz mit der Frau oder Jungfrau, die ihm den Dank gereicht hatte. Wohl bis zwei Stunden nach Mitternacht währte der Tanz, wo dann Alles ein fröhliches Ende nahm. Auf den folgenden Freitag ließen sich sodann Alle, die turnirt hatten, einschreiben und nahmen ihre Turnierbriefe von den Vögten in Empfang. Die Fürsten, Grafen und Herren schieden sämmtliche als gute Freunde von einander und zogen jeder seiner Heimath zu.

Auch Heinrich von Geroldseck trat mit seiner Tochter Ida den Rückweg in die Heimath an. War sein ganzer Aufenthalt zu Worms über die Zeit des Turniers für ihn kein fröhlicher gewesen, und ebensowenig für Ida, da beide nur gezwungen an den Freuden, die auf das Turnier folgten, Theil nahmen: so war besonders sein Heimritt für ihn ein düsterer,

wo er allein war und sich dem Nachdenken über das Geschehene und Erlebte ganz ungestört überlassen konnte. Doch, bei alle Dem, daß sein Herz Walther über sich selbst, über ihn, den Thoren, und über das ganze Geschehene einen Schmerz hervorgeführt hatte, war ihm Heinrich nur in jenen Stunden, wo er thatsächlich Frod gedenke, eigentlich böse geworden, in seinem Herzen dagegen hatte er ihm herzlich vergeben und hätte gerne gewünscht, daß er jetzt zu seinen Seite wäre, um ihm dieß sund gehen zu können. Allein, während Heinrich so liebevoll dachte, sah es mit der Besinnung seines Neffen ganz anders aus. Walther war in diesem Augenblicke seinem Oheime wohe, aber nicht mit einem Herzen voll Liebe und Versöhnlichkeit, sondern voll Groll und Rachsucht.

Längst schon hatte Ortnere die Stadt Worms verlassen und war mit dem alten Knechte auf dem Wege nach der Heimath vorangeritt. Er sah nicht mehr den Einzug der Turnierleute in die Stadt, hörte nicht mehr den Pauken- und Trompetenschall der Ritterschaft vom Morsbronne her, denn ihm hatte sich nun Alles als ein Fastnachtsspiel erscheinen wollen, zu nichts Anderem da, als um ihn zu kränken und ihm seine Schmach und Gedächtnuß zurück zu rufen. In wenigen Tagen war er wieder auf Burg Rheinfels, ein schmerzlicher Widerschein für die bekümmerte Mutter. Lange ließ sich Walther nicht vor ihr blicken, bis sie den Heimgekehrten selbst aufsuchte im einsamen Gemache. Unaufhalt hatte unterdessen Frau Ortnere herein berichtet, was nöthig war, um

Universitätsbibliothek Heidelberg

zur Wand. In Berlin, Potsdam, Brandenburg, Jena, Weimar und Gotha. Schwarz, weiß, rot, blau, gelb, grün, violett, braun, grau, rosa, orange, türkis, lila, beige, gold, silber, bronze, kupfer, elfenbein, creme, ocker, magenta, cyan, indigo, ultramarin, smaragd, karmin, zinnober, purpur, sepia, umbra, sienna, terrakotta, pastell, neon, metallic, perlmutt, transparent, deckend, matt, glänzend, seidenmatt, lasierend, pigmentiert, flüssig, pastos, trocken, nass, verdünnt, konzentriert, gesättigt, entsättigt, hell, dunkel, mittel, tief, flach, kräftig, zart, kühl, warm, neutral, komplementär, analog, monochrom, polychrom, bunt, farbig, farblos, unbunt, chromatisch, achromatisch, spektral, prismatisch, regenbogenfarben, irisierend, schillernd, opalisierend, perlmuttartig, changierend, fluoreszierend, phosphoreszierend, leuchtend, strahlend, glühend, schimmernd, funkelnd, glitzernd, matt, stumpf, glanzlos, samtig, seidig, wachsig, ölig, harzig, lackartig, emailliert, porzellanartig, keramisch, steinig, erdig, lehmig, kreidig, kalkig, mineralisch, metallisch, rostig, angelaufen, oxidiert, patiniert, verwittert, abgeblättert, rissig, spröde, brüchig, krümelig, pulverig, körnig, grobkörnig, feinkörnig, gemahlen, gerieben, geschlämmt, gefällt, gebrannt, gebrannt, gebrann

dicke, stiff; kak, schwer, ungeschickt; ein Bär (Bärin), ein Tölpel, ein Grobian, ein Flegel

eben. Die Aufgabe wäre, die Temperatur in jedem Punkte dieser Platte zu finden, wenn die Temperatur der Ränder gegeben ist. Diese Aufgabe ist bekanntlich gelöst, wenn man eine Function V von x und y gefunden hat, welche der Gleichung

$$\frac{\partial^2 V}{\partial x^2} + \frac{\partial^2 V}{\partial y^2} = 0$$

genügt und für alle Punkte der Ränder gleich der gegebenen Temperatur dieser Punkte ist. Ist nun V eine solche Function, so ist V zugleich die Temperatur des Punktes x, y der Platte, wenn sich die Temperatur in jedem Punkte der Platte nicht mehr ändert. Ist aber die Temperatur in jedem Punkte der Platte veränderlich, so ist V die Temperatur des Punktes x, y zu einer Zeit, welche unendlich lange nach der Zeit liegt, wo die Temperatur der Ränder und die Temperatur der Platte in jedem Punkte zuerst gegeben war. Ist V eine Function von x und y, welche der Gleichung

$$\frac{\partial^2 V}{\partial x^2} + \frac{\partial^2 V}{\partial y^2} = 0$$

genügt, und ist V gleich der gegebenen Temperatur der Ränder, so ist V die Temperatur des Punktes x, y der Platte, wenn sich die Temperatur in jedem Punkte der Platte nicht mehr ändert. Ist aber die Temperatur in jedem Punkte der Platte veränderlich, so ist V die Temperatur des Punktes x, y zu einer Zeit, welche unendlich lange nach der Zeit liegt, wo die Temperatur der Ränder und die Temperatur der Platte in jedem Punkte zuerst gegeben war. Ist V eine Function von x und y, welche der Gleichung

$$\frac{\partial^2 V}{\partial x^2} + \frac{\partial^2 V}{\partial y^2} = 0$$

genügt und für alle Punkte der Ränder gleich der gegebenen Temperatur dieser Punkte ist. Ist nun V eine solche Function, so ist V zugleich die Temperatur des Punktes x, y der Platte, wenn sich die Temperatur in jedem Punkte der Platte nicht mehr ändert. Ist aber die Temperatur in jedem Punkte der Platte veränderlich, so ist V die Temperatur des Punktes x, y zu einer Zeit, welche unendlich lange nach der Zeit liegt, wo die Temperatur der Ränder und die Temperatur der Platte in jedem Punkte zuerst gegeben war.

denn um seiner Tochter willen, die neben ihm ritt, konnte er seine Reise nicht beschleunigen. Am Abende des vierten Tages kamen sie zu Kloster Gengenbach an, allein mit aller Kunst der Ueberredung konnte es der Abt doch nicht dahin bringen, daß Heinrich seine Herberge im Kloster nahm; er war ja seiner Burg und den lieben Seinigen bereits so nahe, daß er seiner Sehnsucht nach dem Wiedersehen keine weitere Nacht mehr einen Aufschub setzen wollte. Darum zog er noch desselben Tages aus den Mauern des gastfreundlichen Gotteshauses, obgleich es schon ziemlich spät und die Nacht am Anbrechen war. Es dämmerte schon tief, als die Reisenden den Weg längs der Kinzig hinritten — sie waren nicht mehr ferne von der Stelle, wo einst das Häuschen stand, welches der alte Fährmann, Gertrudens Vater, bewohnt hatte, wovon jezt nur noch einige Trümmer standen — hier bog der Weg von dem Flusse ab und rechts aufwärts der Burg Geroldseck zu; ein dichter Bergwald trennte Heinrich und seine Tochter noch von den heimathlichen Mauern. „Vater" — begann Ida zu dem Grafen, der in Gedanken versunken war, denn er gedachte beim Anblicke des Häuschens an der Kinzig alter Zeiten und so mancher Geschichten, die seitdem, daß er sich von den Wogen der Kinzig als Jüngling in dem Schifflein hatte schaukeln laßen, in seinem Geschlechte vorgefallen waren — „Vater" — wiederholte Ida, wir hätten doch lieber den Bitten des ehrwürdigen Abtes nachgeben und Herberge nehmen sollen in den Mauern

seines Klosters; seht nur, was für ein unheimlicher Wald noch vor uns liegt, und es ist bereits tiefe Nacht." „Wir sind in Gottes Hand" — entgegnete Heinrich seiner besorgten Tochter — „und was würde die Mutter dazu sagen, die schon von unserer Heimkunft weiß, wenn wir noch eine weitere Nacht ferne von ihr blieben?" „Da habt ihr allerdings Recht, bester Vater; lieber noch die ganze Nacht durch reiten über Stock und Stein, um nur recht bald Mutter und Brüder wiederzusehen; ich fürchte mich jezt auch nicht mehr, denn ihr reitet ja neben mir, und Gott und seine Heiligen beschützen uns." „Und überdieß" — fiel der Graf ein — „ist der Wald von jeher sicher gewesen, auch habe ich Niemanden in der Welt, der mir feind seyn könnte, außer dem Ritter von Schramberg, dem ich beim Turniere sein Recht erwiesen, wie es meine Pflicht erheischte, ob er gleich der Sohn eines befreundeten Geschlechtes ist." „Auch euern Neffen nicht zu vergeßen" — bemerkte jezt der alte Konrad, des Grafen Diener, der ihm zur Linken ritt — „der muß wohl großen Grimm gegen euch im Herzen tragen, denn es ist ihm übel mitgespielt worden beim Turniere zu Worms; — aber, das muß man gestehen, Entschloßenheit besizt der junge Herr, und der kühne Sprung, den er über die Planken that, ist so gut einen Dank werth, als ob er einen Gegner aus dem Sattel niedergeworfen hätte." „Wenn nur dem armen Walther bei dem Sprunge kein Unglück zugestoßen ist" — verseßte Ida — „er würde mich von ganzem Herzen dauern."

„Da dürft ihr wohl nicht beſorgt ſeyn, gnädiges Fräulein“ — meinte Konrad — „der alte Luithold hat ſeinen Ritter gut davon gebracht; gewiß ſind Beide längſt gut und wohlbehalten auf Burg Lützelhard angekommen.“ „Das wollt' ich gerne wünſchen“ — ſagte Heinrich — „denn ich habe den Walther lieb, wie mein eigen Kind, wenn er auch manchmal eigenſinnig und jähzornig iſt.“

Der Graf hatte kaum geredet, als ein vermummter Reiter, der hinter den Trümmern des Schifferhäuschens hervorſprengte, ſein Roß beim Zügel faßte. Drei andere Verkappte folgten dem erſtern. Ida ſtieß bei dieſem plötzlichen Anfalle einen lauten Schrei aus, Heinrich aber zog ſein Schwerdt zur Gegenwehr und ſeine beiden Knappen mit ihm. „Konrad, bringe mein Kind in Sicherheit!“ — rief er dem alten Diener zu; — nur ungerne folgte dieſer, denn er wollte ſeinen lieben Herrn in ſolcher Gefahr nicht verlaßen, aber er gehorchte, um Ida's willen. Wie Luithold damals beim Turniere zu Worms gethan, ſo faßte jezt Konrad des Fräuleins Roß und zog Pferd und Reiterin mit ſich, ſo ſehr dieſe auch widerſtrebte, denn auch ſie wollte nicht von des Vaters Seite weichen.

Ungeſtört ließen die Vermummten die Beiden abwärts ziehen; aber ein hitziger Kampf begann jezt zwiſchen ihnen und dem Grafen: Funken ſtoben von Helmen und Schildern in der dunkeln Nacht, wie aus einer Eſſe, wenn der Hammer das Eiſen trifft. Obgleich nur zwei gegen vier ſtanden, ſo blieb doch

der Kampf geraume Zeit unentschieden. Da sank des Grafen einziger Diener, nachdem er seinen Herrn lange getreulich vertheidigt hatte. Während der eine der Vermummten dem Grafen im Alleinkampfe gegenüber stand, fielen die andern ihm von hinten in die Arme, und hielten ihn so fest, daß der schon Ermüdete das Schwerdt nicht mehr zu schwingen vermochte.

Die Knechte rißen ihn jezt vom Pferde auf den Boden, schlangen ihm eine Binde um Augen und Mund, und Stricke um Arme und Leib, so, daß er sich nimmer von der Stelle bewegen konnte. Wie der alte Konrad dieß sah, vermochte er sich nicht zu halten. „Bleibet, mein Fräulein," — rief er Ida zu, — „und gehet nicht von der Stelle, ich muß eurem Vater zu Hilfe kommen!" Mit gehobenem Schwerdte rannte er auf die Angreifenden zu, und der Kampf erneuerte sich neben dem gebundnen Grafen. Aber es waren Vier gegen Einen; das Niederwerfen und Binden war ein Werk des Augenblicks gewesen, und Konrad kämpfte neben einem Unmächtigen gegen vier Kräftige. Ein Hieb, mit jugendlicher Kraft geführt, traf den alten Mann an die Helmkappe, betäubt stürzte auch er vom Pferde. Die Vermummten nahmen den Grafen schnell auf eines ihrer Pferde; zuerst wendeten sie sich dem Wege zu, den die Reisenden gekommen waren, gen Gengenbach, dort vorbei gingen sie waldeinwärts. Die ganze Nacht führten sie den Gebundenen im Dunkel des Waldes herum die Kreuz und Quere, immer weiter abwegs von den beiden Burgen Geroldseck und Lützelhard.

Ehe noch die Morgendämmerung anbrach, nahmen sie den Grafen wieder von dem Pferde, sie standen jezt vor einem abgelegenen, aber denen auf Lützelhard wohl bekannten Felsenloche, zu dem nur ein kleiner Eingang führte. In dieses warfen sie den Grafen und verrammelten es mit Steinen so fest, daß keines Einzelnen Macht weder von Innen noch von Außen es zu öffnen vermochte. Heinrich wurde in die hinterste Ecke der Höhle gelegt, seine Augen blieben zugebunden, keines seiner Bande wurde gelöst, nur allein der Mund blieb frei zum Athmen. Nachdem sie so das edle Wild in sichere Haft gelegt hatten, wandten sich die nächtlichen Jäger auf einer andern Seite der Burg Lützelhard zu. Noch ehe der Tag anbrach, kamen sie daselbst an und Niemand fragte, was geschehen war. Aber Walther rüstete in aller Stille ein Gefängniß zu, das entlegenste und schrecklichste in der Burg: das sollte der Verwahrungsort für das Opfer seiner Rache werden.

Wir kehren auf die Stätte zurück, wo die schreckliche That geschehen war. Klagend mit gerungenen Händen stand Ida vor dem alten Diener, an dem sie noch einige Zeichen des Lebens bemerkt hatte. Ihr lautes Klagen und Jammern rieß ihn aus seiner Ohnmacht, und er schlug die Augen wieder auf. Wie erschrak er, als er nur das Fräulein und den erschlagenen Knappen neben sich, den geliebten Herrn selbst aber von dannen geführt sah! „Fräulein" — war sein erstes Wort, als er wieder auflebte, — „wo ist euer Vater hingekommen?" „O Gott!" —

ſchluchzte Ida, — „die Vermummten haben ihn von dannen geſchleppt, und ich konnte im Dunkel der Nacht nur ſo viel unterſcheiden, daß ſie den Weg ritten, den wir gekommen ſind.“ „So kehren wir nach Kloſter Gengenbach zurück, und hören nicht auf zu ſuchen, bis wir eine Spur von eurem Vater finden,“ —erwiederte Konrad, — „denn ohne den Vater dürfen wir nicht auf Geroldseck zurückkehren.“ Mit Mühe beſtieg Konrad ſein Pferd wieder; es war beinahe ſchon Tag geworden, als ſie auf dem Wege nach Gengenbach zogen. Wo ſie hinblickten, ſahen ſie die Spuren von Pferdehufen, aber dieſe gingen alle vorwärts. Im ganzen Kloſter wußte Niemand anzugeben, daß Leute die Straße her oder hingezogen wären. Troſtlos kehrten Beide die Straße, die ſie gekommen waren, zurück, und ſetzten mit düſterem Blicke und traurigem Herzen den Weg nach Geroldseck fort. So oft freut ſich der Menſch, wenn er nahe daran iſt, die Arme der Seinigen zu umfaßen; nicht ſo die arme Ida, die ſich ſo lange und ſo heiß nach dem Augenblicke des Wiederſehens geſehnt hatte! Es war ein Wiederſehen des Schreckens, als Ida zum erſtenmale die geliebte Mutter erblickte. Mit Schluchzen und Weinen ſank ſie ihr in die Arme. Worte konnte ſie keine hervorbringen, aber was ſie nicht ſprach, berichtete mit eben ſo ſchmerzlichem Gefühle der alte Knappe. Auch die vier Junker kamen herbei und vernahmen mit Schrecken die Trauerkunde. Aber ſie klagten und weinten nicht, wie die zarte Frauen, ſo ſchmerzlich auch der Eindruck geweſen

war, den die Nachricht auf sie gemacht hatte, sondern sie handelten, anstatt sich ihrem Schmerze zu überlaßen. Während Ida bald ihre Mutter tröstete, bald Frau Adelheid wieder ihre Tochter zu beruhigen suchte, bestiegen die Junker, selbst den jüngsten Ottmar, nicht ausgenommen, ihre Pferde, und schwuren hoch und theuer, nicht wiederzukehren auf Burg Geroldseck, bis sie eine sichere Spur von ihrem Vater aufgefunden hätten. Zuerst ritten sie hinüber nach Lützelhard, um bei ihrem Vetter Walther Erkundigung über den Grafen einzuziehen, denn noch wußten sie nicht, was zwischen diesem und ihrem Vater zu Worms Widriges vorgegangen war. Mit verstellter Theilnahme hörte Walther sie an, als sie ihm die Nachricht brachten, wie Heinrich, so nahe vor seiner Heimkehr zu den Seinigen, im Walde überfallen und davon geschleppt worden wäre. „Wie bedaure ich es jezt von ganzem Herzen" — rief er mit erzwungener Rührung — „daß ich nicht länger in Worms geblieben bin, um euern Vater in eigener Person nach Hause geleiten zu können, vielleicht, daß ich das Unglück verhütet hätte!" Alsbald ließ er sein Pferd satteln und schloß sich an seine Vettern an, um mit ihnen den Verlorenen aufzusuchen. Während die Junker Alles als herzliche Theilnahme von Seiten Walthers aufnahmen, hatte dieser es lediglich aus Schlauheit gethan. Indem er seine Vettern begleitete, hatte er die beste Gelegenheit, sie, statt auf die rechte Spur zu leiten, gerade von derselben abzuführen. Kein Dorf, kein Weiler, keine Burg blieb von ihnen unbesucht,

wo sie sich noch Niemand wandten, die mit Gewalt durchgeschlagen worden wäre, und als sie sich nach den Wäldern wandten, die im Umkreise ihrer Burg lagen, blieb keine Schlucht undurchsucht, kein Felsloch unbesetzt, wo sich allenfalls ein Thier von Räubern hätte bergen können. Aber gerade dasjenige wurde übergangen, wo der arme Graf schmachtete. Da sie, seit der Abwesenheit ihres Vaters, nur selten Burg Greifsteck verlassen hatten, waren ihnen die Schlupfen und Felslöcher viel weniger bekannt geworden, als ihrem Vetter Walther, der ja Tag für Tag in den Wäldern umherschweifte. Den ganzen Tag über suchten die Söhne nach dem Vater, sie gaben sich alle erdenkliche Mühe, aber es war vergebens. Als der Tag zur Neige ging, kehrten sie wieder um, und kamen mit betrübtem Herzen, als sie ausgezogen waren, wieder auf Greifsteck zurück. Damals hatten sie noch gehofft, nun waren sie ohne alle Hoffnung — aber im Stillen lachte Walther und freute sich in seinem Herzen, daß sie das gelungenen Unthat. Er verstand es nur allzu gut, die Wahrheit zu verbergen; denn als er seine Vettern sah Abends nach auf Greifsteck kogleiten, machte er eine so traurige Miene an, als ob er hauptsächlich durch das Unglück des Oheims den empfindlichsten Verlust erlitten hätte. Ja, als Frau Adelaide die, ohne den Vater wiederkehrenden, Söhne mit lauten Jammer und Wehklagen empfing, vermochte es die freche Verstellung so weit zu treiben, daß er in die Klage der Frauenzimmer mit einstimmte, und mit minder reichlichen Thränen vergoß als die, welche von

Kinder, sehr selten Mädchen. Diese sind, wie schon bemerkt, meist Kinder von Eltern, die in Not und Elend verkommen sind, oder Kinder, welche die Eltern durch Tod verloren haben. Die Kinder sind meist in einem Alter von 6 bis 12 Jahren. Sie werden in der Regel nicht länger als 2 Jahre in der Anstalt gehalten. Nur wenige bleiben 3 Jahre. Die Kinder werden in der Anstalt unterrichtet, gekleidet, gespeist und gepflegt. Sie werden in Gruppen von 10 bis 15 in Familien untergebracht. Diese Familien sind meist Arbeiterfamilien, die in der Nähe der Anstalt wohnen. Sie werden von der Anstalt für die Aufnahme der Kinder bezahlt. Die Kinder werden in der Anstalt unterrichtet, gekleidet, gespeist und gepflegt. Sie werden in Gruppen von 10 bis 15 in Familien untergebracht. Diese Familien sind meist Arbeiterfamilien, die in der Nähe der Anstalt wohnen. Sie werden von der Anstalt für die Aufnahme der Kinder bezahlt. Die Kinder werden in der Anstalt unterrichtet, gekleidet, gespeist und gepflegt. Sie werden in Gruppen von 10 bis 15 in Familien untergebracht. Diese Familien sind meist Arbeiterfamilien, die in der Nähe der Anstalt wohnen. Sie werden von der Anstalt für die Aufnahme der Kinder bezahlt. Die Kinder werden in der Anstalt unterrichtet, gekleidet, gespeist und gepflegt. Sie werden in Gruppen von 10 bis 15 in Familien untergebracht. Diese Familien sind meist Arbeiterfamilien, die in der Nähe der Anstalt wohnen. Sie werden von der Anstalt für die Aufnahme der Kinder bezahlt.

Theile der Burg lag, wo seit Jahren keine Menschenseele hingekommen war, wo längst nur Kröten und Unken ihre Wohnung hatten. Walther selbst sezte den Unglücklichen auf den Haspel, die Binde wurde ihm von den Augen genommen, seine Bande wurden gelöst und er so hinabgelaßen in die Tiefe. Nun war der unglückliche Graf auf immer aus dem Kreise der Lebendigen gerückt, auch er war jezt eines jener Opfer, die langsam hinsterben in den Tiefen der Erde, ohne daß eine Klage des Jammers hinauf bringt, und ein Wort des Trostes zu ihnen hernieder kommt. Unten im Burgverließe war eine Streue von Stroh, wie man sie dem Vieh bereitet, um darauf auszuruhen; bald stand auch ein Krug Wasser und ein Stück schwarzes Brod, was an einem Seile hinabgelaßen wurde, vor ihm. Heinrich aß nicht, ob er gleich seit der Stunde des Unglücks keinen Bissen genoßen und keinen Tropfen Waßer getrunken hatte. Aber eines Schwammes bedurfte er, wie weiland jener unglückliche König, um seine Thränen abzutrocknen, die von nun an auf sein Lager floßen, ungesehen von den Menschen: doch Der, welcher ins Verborgne, selbst in die untersten Gründe der Erde sieht, sah seine Thränen fließen und hörte seinen Jammer.

So hatte nun Walther sein schändliches Werk zu Ende geführt, und Niemand in der Burg, selbst Luithold nicht, der doch überall seine Augen hatte, dem Nichts entging, was innerhalb der Mauern geschah, wußte Etwas von dem Gefangenen; ja, sogar die Knechte, die Walther zum Ueberfalle des Grafen

mit sich genommen hatte, wußten nicht, was mit dem Manne weiter geschehen war, den sie in das Felsenloch gebracht hatten; noch viel weniger hatte das andere Gesinde in der Burg einen Gedanken davon, daß der Graf von Geroldseck in dem Verließe läge. Zum Thurm hatte Niemand einen Schlüßel, als Walther der Burgherr selbst, und zum Thurmhüter hatte er denjenigen seiner Leute ersehen, mit deßen Hülfe er den Oheim aus dem Felsloche abgeholt und in die Burg gebracht hatte. Dieser brachte dem Grafen von nun an jeden Tag Brod und Waßer, welches er an einem Seile in das Kerkerloch hinabließ; über dieses Geschäft beobachtete er fortwährend das tiefste Stillschweigen, und wenn auch der Gefangene in der Tiefe eine Frage an ihn richtete, um zu erfahren, wo er sich denn eigentlich befinde, so gab er nicht die mindeste Auskunft, denn ein hoher Schwur, den er seinem Herrn gethan, legte ihm ewiges Stillschweigen über diese Unthat auf.

8.

Zwei Jahre hatte dieser traurige Zustand des Grafen gedauert; wir übergehen hier, was in diesen Zeitraum fällt, denn es dreht sich Alles um ein trauriges Einerlei. Auf Burg Geroldseck nie aufhörender Jammer, nie endende Klage um den geliebten Vater, denn alle Nachforschungen, welche die vier Junker da und dort anstellten, waren vergebens geblieben; so daß am Ende alle Hoffnung, den Vermißten widerzufinden, aufgegeben und derselbe von Allen in der Burg, so wie von Jedermann in der

Umgebung, der ihn kannte, als todt betrauert wurde. Auf Burg Lützelhard dagegen war das rachsüchtige Herz des Burgherrn fortwährend daſſelbe geblieben, wie ſeit jener erſten Stunde, da er die Schmach zu Worms erfahren und ſo tief empfunden hatte. Faſt ſchien Walther ſelbſt zu vergeßen, daß unter den Gemächern der Burg, wo er täglich aus und einging, ein Mann ſchmachte, der ihn ſtets wie ein Vater und Freund geliebt hatte, und kam auch je einmal eine Stunde, die ihn wegen ſeiner großen Schuld anklagte, er war taub gegen die innere Richterſtimme, oder ſuchte ſich dergleichen Gedanken oder Grillen, wie er ſie nannte, durch Jagden und Zechgelage aus dem Kopfe zu vertreiben. Kein Tag verging, wo er nicht da oder dort in der Nachbarſchaft zechte und ſchwelgte, oder gleichgeſinnte Geſellen auf ſeine Burg einlud, um bis in die tiefſte Nacht zu ſchwärmen. Der zuvor ſo ruhige und ſtille Wittwenſitz Lützelhard war jezt ein Tummelplatz der Schwelgerei und Völlerey; und da ſteuerte keine Einrede der Mutter Gertrud, kein Wort des redlichen und frommen Luithold, der oft bedenklich den Kopf ſchüttelte, wenn er hinſah auf das Sündenleben, das ſeit zwei Jahren auf der Burg geführt wurde. Walther hörte nicht mehr auf die Mutter, nicht auf die Rede des Redlichen, ſondern lieh ſein Ohr allein dem falſchen Knechte Golo, der, ſeit er Theilnehmer ſeiner böſen That geworden war, ſein ganzes Vertrauen beſaß, und ihm nie von der Seite wich, um dem jungen Burgherrn ein Vorbild von Laſtern jeder Art zu werden. Ging es zu einem wilden Zechgelage auf

einer der benachbarten Burgen, so begleitete er seinen Herrn, und wenn dieser erst in spätester Nacht nach Hause kehrte, war gewiß der böse Golo derjenige gewesen, der den Herrn dazu veranlaßt hatte. Wie mußte es oft der unglückliche Graf im Kerkerloche entgelten! wie oft unterließ es Golo, ihm seine bestimmte Nahrung zu reichen, wenn er und sein Herr, taumelnd vor Trunkenheit, auf die Burg zurückkehrten!

Eines Tages zogen Beide wieder einmal aus der Burg, um ihrem gewohnten Sündenleben nachzugehen; Walther, in welchem immer noch ein Gefühl für Recht und Ordnung lebte, so lange der Wein seine Kraft noch nicht an ihm äußerte, wollte, als es Nacht geworden war, mitten unter den Freuden des Bechers aufbrechen, aber der Knecht Golo war noch nicht mit dem Willen seines Herrn einverstanden. „Laßt uns warten, Herr Ritter" — rief Golo, der voll von Wein war, lallend — „bis der Tag kommt, denn die alte Eule, der Luithold, wird sich ungerne aus dem Schlafe wecken laßen, um uns Herren das Thor zu öffnen; oder wartet doch wenigstens so lange, bis der Vollmond am Himmel steht." Dießmal war es das erste Mal, daß Walther seinem lieben Golo nicht nachgab; er mußte satteln, und sie ritten bei stockfinsterer Nacht der Burg Lützelhard zu. Ihr Weg führte sie über die Stelle, wo der Graf von Geroldseck vor zwei Jahren unter ihren Händen erlegen und gebunden davon geschleppt worden war. „Schaut" — rief Golo seinem Herrn zu — „hier zur Stelle, da hab' ich dem Knappen eures Oheims den Garaus gemacht, als er seinem Herrn den

Schild vorhielt; von hinten hab' ich ihm das Schwerdt durch den Leib geſtoßen." „Nimm dich in Acht" — ſcherzte Walther — „ſein wandelnder Geiſt dreht dir ſonſt den Hals um, wenn du nicht ſchweigſt." „Ah bah" — rief Golo mit lautem Lachen — „der bleibt, wo er iſt." Er hatte das Wort noch nicht geſprochen, ſo ſtieg ein blaues Flämmchen ganz nahe vor dem Kopfe des Pferdes, das Golo ritt, aus dem Boden empor und verſchwand plötzlich wieder. Erſchrocken fuhr das Thier mit dem Kopfe zurück und ſchäumte und tobte. Da ſtieß ihm Golo die Sporen in die Seite, aber das Pferd bäumte ſich hoch auf und warf den Reiter ab. Golo that einen ſo ſchweren Fall, daß er nimmer aufſtand, denn er hatte den Hals gebrochen. Ohne ſich nach dem Genoßen ſeines Verbrechens umzuſehen, ritt Walther im Fluge von dannen: denn ihm, der ſich ſonſt weder vor Lebendigen noch vor Todten gefürchtet hatte, war mit Einem Male Furcht und Grauen überkommen. Ganz in nüchternem Zuſtande kam er nach Mitternacht auf Lützelhard an.

Wohl hätte ihm dieſer ſchreckliche Vorfall eine Bußglocke werden ſollen, von ſeinem böſen Leben abzulaßen; dem war aber nicht ſo. Der einzige ſchmerzliche Eindruck, den der Vorfall auf ſein Herz machte, war der, daß er den Genoßen ſeiner Bosheit und ſeinen vielgetreuen Thurmhüter verloren habe, und dieß legte ſich ihm um ſo näher, als er dieſen Verluſt durch keinen Andern aus dem Burggeſinde zu erſetzen wußte. Er überlegte lange hin und her, was er thun ſollte, da kam er endlich auf den Gedanken, einem ganz fremden Menſchen den Schlüßel

zum Thurme und die Besorgung des Gefangnen anzuvertrauen. Seine Wahl fiel auf einen jungen, gutmüthigen Mann aus dem Litschenthale, das zur Herrschaft der Grafen von Geroldseck gehörte, aber doch von beiden Burgen ziemlich ferne lag. Dieser übernahm sein Amt und dieselben Verpflichtungen, wie der erste Thurmhüter; aber auch er wurde nur unter der Bedingung angenommen, daß er seinem neuen Herrn feierlich gelobte, weder dem Burggesinde, noch sonst Jemanden eine Mittheilung über seinen Beruf zu machen, vor Allem nie eine Frage an den Gefangnen zu richten, noch ihm auf eine Frage von seiner Seite etwas zu antworten. Einige Zeit versah der neue Diener seinen Beruf, getreu seinem gegebenen Versprechen, bis einmal ein Zufall die Veranlaßung wurde, daß er das Gebot des Stillschweigens übertrat.

Die einzige Oeffnung, die sich an dem Burgverließe befand, wo der Graf schmachtete, bestand in einem kleinen Luftloche, das von Zeit zu Zeit geöffnet werden mußte, um den üblen Geruch, der aus dem Kerkerloche hervorging, abzutreiben, damit der Gefangene nicht bei lebendigem Leibe vermoderte, und auf diese Weise früher, als es dem ewigen Rächer gefiel, aus seinem jammervollen Dasein gerißen würde. Wenn man diese Oeffnung aufmachte, so geschah es ganz im Geheimen, und wo möglich gegen Abend, wenn Niemand mehr darauf achtete. Da geschah es eines Tages, daß, während dasselbe offen stand, ein Gast über die Brücke ritt, und Einlaß begehrte. Der Thurmwächter stieß in das große

Horn, wodurch man die Ankunft von Fremden anzumelden pflegte, so daß der Ton desselben durch den offenstehenden Luftzug in den Kerker des Gefangnen drang. Da däuchte es dem Grafen, als seien ihm dieß bekannte Töne, und habe er dieses Horn schon öfter blasen hören. Bald darauf erschien der Kerkerhüter und brachte ihm seine Nahrung.

Während der Gefangene diese in Empfang nahm, rief er hinauf und es entspann sich folgendes Gespräch zwischen ihm und dem Hüter:

Graf: Sag' an, mein Freund, ist das Horn, dessen Töne zu meinem Ohre gedrungen, das Horn des Burgwächters auf Lützelhard? es sind mir bekannte Töne.

Wächter: Ich kann und darf dir keine Auskunft geben; mein Herr hat es mir strenge verboten, als er mich auf die Burg nahm.

Gr.: Wie nennt sich der Herr, in deßen Diensten du stehst?

W.: Ich darf dir seinen Namen nicht nennen.

Gr.: Aber doch deinen Namen darfst du mir sagen?

W.: Auch das nicht.

Gr.: Doch den Namen deines Vaters darfst du mir sagen?

W.: Meinen Vater heißen die Leute den Rublehen.

Gr.: Und wo wohnt dein Vater?

W.: In dem Litschenthale hat er sein Häuschen.

Gr: Ist es das Litschenthal, das zu der Herrschaft Geroldseck gehört?

W.: Wie, kennest du denn das Litschenthal?

Gr.: Wohl kenne ich es, mein Freund, und ich

kenne auch deinen Vater, den guten Rublehen, der lange auf Burg Geroldseck diente, ehe er deine Mutter als sein Weib ins Litschenthal heimführte.

W.: Also hast du meine selige Mutter auch gekannt?

Gr.: Die gute Hermegard, ob ich die gekannt habe? ja, so gut, als ich meine eigene Mutter kannte, denn sie war ja meine Amme.

W.: O, du lieber Himmel, so bist du mir ja kein Fremder, sondern ein bekannter Mann.

Gr.: Ja, mein Freund, ich bin ein dir bekannter Mann, bin dein rechtmäßiger Herr, und dein Vater ist einer meiner Insaßen aus dem Litschenthale.

W.: Doch seyd ihr nicht gar etwa mein gnädiger Herr von Geroldseck?

Gr.: Kein anderer als der; ja, ich bin dein unglücklicher Herr von Geroldseck, der schon zwei Jahre lange schmachtet in schnöder Haft, und sich umsonst sehnet, seine Gemahlin und Kinder wieder in die Arme zu schließen, die ihn längst für todt halten.

W.: So sey es Gott geklagt, daß ihr, mein gnädiger Herr von Geroldseck, euch auf Burg Lützelhard und in der Hand des wilden Walthers befindet, und daß ich der unglückliche Mann bin, der seinen natürlichen, rechtmäßigen Herrn unerkannt bisher als einen gemeinen Gefangenen behandeln mußte; — möge mein Ritter dieß verantworten.

Gr.: Nun denn, so gemahne ich dich der Treue und Pflicht, die dein Vater und alle die Deinen vor dir als Hintersaßen mir bisher erzeigt haben: handle auch du also, und schaffe, daß ich ledig werde von

dieſer meiner Haft, worin mein Fleiſch und Gebein vermodern muß, wie der Leib des gemeinſten Mörders und Miſſethäters, ſo ich doch Nichts Böſes gethan habe gegen meinen Neffen Walther, den Herrn dieſer Burg.

Der unglückliche Gefangene bat nicht vergebens; war doch das Herz des Thurmhüters über den Jammer des Grafen ſchon ſo gerührt, daß er Thränen vergoß: „ja, es ſoll geſchehen, ich will euch heraushelfen, mein gnädiger Herr, ſo es in meinen Kräften ſteht, und will kein Gut nehmen oder auch nur anſehen, euch länger im Gefängniße zu behalten; deßen getröſtet euch, aber harret in Geduld, bis Zeit und Stunde kommt, wo eure Rettung am füglichſten ins Werk geſezt werden kann.

Dieſe Stunde der Erlöſung erſchien bald; lange genug hatte Heinrich von Geroldseck unverſchuldeter Weiſe im Kerker geſchmachtet.

Die heilige Zeit der Oſtern war gekommen; zweimal eine düſtre und traurige für den armen Dulder, denn er brachte ſie ja zu in der Nacht des Kerkers; zu ihm in die Tiefe drang nicht der Ton des Glöckleins, dem er ſonſt, da er noch auf ſeiner Burg lebte, ſo gerne gefolgt war, um an der Andacht der Frommen in der Kapelle Theil zu nehmen. Wäre er aber auch frei gewandelt auf Burg Lützelhard, er hätte doch keinen Glockenton vernommen, denn ſchon lange wurden hier die heiligen Tage und Feſte nicht mehr gefeiert; ſeit das Leben in Sauß und Brauß begonnen hatte, zog man die Glocke nimmer an zur heiligen Andacht, ſang keine Meße

mehr in der Burgkapelle, denn Walther, der Burgherr, hatte allen Gottesdienſt daraus verbannt, weil er von Nichts der Art mehr hören wollte. Darum gingen die noch Frommgeſinnten auf der Burg an Sonntagen hinab in das Dörfchen Seelbach, das unter der Burg Lützelhard liegt; ob gleich der Weg dahin ſteil und mühſam war, Walthers Mutter und der alte Luithold ließen ſich dadurch nicht abſchrecken, ja, ſie verſäumten keine Meße, und wenn ſie auch noch ſo frühe begann, denn dem Frommen iſt kein Weg zu rauh und zu weit, der zur Kirche führt, und keine Stunde zu unbequem, die zur Andacht ruft. An heiligen Tagen und Feſten fehlten auch diejenigen von der Burg nicht, welche ſich ſonſt weniger um Gott und Kirche bekümmerten. Darum, als der heilige Tag der Oſtern angebrochen war, da wallete Alles hinab in das Kirchlein zu Seelbach, und die Burg wurde ſo leer, daß nur der Wächter des Thurms oben blieb. Auch Walther, der Burgherr, verließ heute ſeine Wohnung, aber nicht, um den Gottesdienſt zu beſuchen; zwei mit ihm gleichgeſinnte Junker aus der Nachbarſchaft hatten ihn zu ſich geladen, um das heilige Oſterfeſt auf ihre Weiſe zu feiern — nicht bei Glockenklang und heiligem Geſange, ſondern unter dem Klange der Becher. Walther hatte ſich durch das Zureden der Mutter und des treuen Dieners nicht abhalten laßen, wenigſtens auf der Burg zu bleiben, damit er, wenn er auch nicht als Chriſtenmenſch den Tag in der Kirche feiern wolle, doch durch ein ſolches Treiben ſchon in der Morgenſtunde dieſes heilige Feſt nicht, gleich einem Heiden, begehen

möge. „Die Rüden mögen die Burg hüten, bis ich wiederkehre, und ist das nicht genug, so betet ihr heute zur heiligen Jungfrau, daß sie ihre Schürze über das alte Felsennest ausbreite, und es bewahre für das Häuflein ihrer frommen Schaafe.“ Mit höhnischem Lachen rief er diese Worte, gab dem Pferde die Sporen, und sprengte auf einer andern Seite die Burg hinab. Statt mit freudigem Gefühle, trat Mutter Gertrude mit traurigem Herzen über die Schwelle der Kirche, und während sie einstimmte in die Andacht der Frommen, betete sie flehentlich zu Gott, daß er die Seele ihres Sohnes zum Beßern wenden möge. Ein Anderer betete zu derselben Stunde; war es gleich nicht vor dem Altare in der Kirche, sondern in der Nacht des Kerkers, er betete doch vor Dem, der ins Verborgene sieht, der das Seufzen der Betrübten hört, und die Thränen der Weinenden trocknet. Der Graf lag auf den Knieen, wie er jeden Tag in der Frühe zu thun pflegte, mochte es ein gewöhnlicher, oder ein Tag des Herrn seyn; er bat um Erlösung von seinen Leiden, und ahnte nicht, daß die Erlösung so nahe war. Noch war er im Gebete begriffen, da hörte er über sich bekannte Tritte, und bald darauf die Stimme des Rublehen: „Herr“ — rief dieser, — „es ist Ostern, wo der Heiland aus dem Grabe ging, auch ihr sollt heute hervorgehen aus des Kerkers Nacht: die Burg ist leer, die Leute sind alle in der Kirche zu Seelbach, aber eilen müßen wir, ehe sie wiederkehren.“ Zu gleicher Zeit setzte er den Haspel an, und ließ ihn in die Tiefe gleiten. Der Graf hielt sich daran, und in kurzer

Zeit war er in die Höhe gezogen, aber der Rublehen hatte alle seine Kräfte zusammen nehmen müßen.

Ermattet sank Heinrich um, als er sich oben im ersten Stockwerke des Thurms befand, und den frischen Luftzug aus den Oeffnungen desselben zum ersten Male wieder einathmete. Schnell nahm ihn der treue Knecht auf seine Schultern, und eilte mit ihm aus dem Thurme. Während er ihn davon trug, erwachte der Graf wieder aus seiner Ohnmacht, aber er blickte nicht auf, denn seine Augen waren ungewohnt, das Tageslicht zu ertragen. Nun stellte sich aber den Beiden noch eine weitere Schwierigkeit entgegen. Da nämlich alle Bewohner der Burg nach Seelbach hinab gegangen waren, so waren die Thore fest verschloßen, daß man weder von außen noch von innen aufriegeln konnte. Dafür hatte jedoch der Rublehen schon gesorgt, und ein Jagdgarn auf der Mauer über der Pforte zurecht gelegt. Sie stiegen hinauf, und während der Diener das Garn über die Mauer hielt, trat der Graf hinein, und glücklich kam er auf den Boden. Ihm nach stieg der Rublehen, aber noch hatte er den Boden nicht berührt, so riß das Garn, und der Getreue wäre ohne Weiteres über die Mauer auf die Felsen des Grabens gestürzt, wenn nicht der Graf, bei all seiner schwachen Kraft, ihn noch aufgefaßt und festgehalten hätte. Schnell eilten sie jetzt der Burg Geroldseck zu; aber, als sie kaum aus dem Bereiche von Lützelhard waren, da ging es wegen der großen Entkräftung des Grafen nur in langsamen Schritten, und es nahte schon der Abend heran, als sie vor die Pforte

von Geroldseck kamen. Da nahm der Rublehen von dem Grafen Abschied; er warf sich vor ihm nieder, umfaßte seine Kniee und sprach: „Herr, verzeihet mir, so ich euch, meinem natürlichen Herrn, dem ich mit Pflicht und Eid verwandt bin, irgend ein Leides zugefügt habe, während ich euch im Kerker hüten mußte.“ „Nein, vielmehr,“ — entgegnete der Graf, indem er ihn aufhob, — „bin ich dir mit Dank verpflichtet, daß du mir herausgeholfen aus dem Kerkerloche und mich hieher gebracht; bleibe bei mir, daß ich dir lohnen kann.“ Aber der Rublehen ließ sich nicht halten, denn er wollte zurück in sein Thal, wo er zuvor gewesen war. Da sprach der Graf: „so will ich dir und allen deinen Nachkommen lohnen, was du Gutes an mir, deinem Herrn, gethan, auf ewige Zeiten.“

Nachdem der Knecht weggegangen war, schlug Heinrich an die Pforte seiner väterlichen Burg. „Wer ist unten?“ — rief der Thorhüter, der bei dem Laute auf die Zinne heraus trat.

„Ein bekannter Mann, der die vier Junker auf der Burg allein zu sprechen begehrt.“ Der Thorhüter ging und meldete es den Junkern; diese erschienen alsbald vor der Pforte.

Wie wurden sie überrascht, als ein Mann mit schneeweißen Haaren und langem Barte ihnen entgegen kam, und unter Thränen ausrief: „Gott willkommen, ihr lieben Söhne, daß mein Aug' euch wiedersehen darf!“ Betroffen fuhren sie zurück, als der Mann in zerlumpten Kleidern und von gar jämmerlichem Aussehen also sprach, und wollten schon wieder die Pforte vor ihm verriegeln. „Bin ich nicht

euer Vater," — fuhr der Graf fort — „und ihr wollet mich verſtoßen? ſchauet mich recht an, liebe Söhne; ob ich gleich in jämmerlicher Geſtalt vor euch ſtehe, ich bin doch der, als den ich mich ankünde, ein euer leiblicher Vater." Da rief Walther, der älteſte unter den Brüdern: „ſo müßten die Todten wieder auferſtehen." „Iſt nicht heute der heilige Tag, wo die Todten auferſtehen?" entgegnete Heinrich.

„Ihr ſeyd ein Betrüger," — rief der zweite von den Junkern, — „daß ihr euch für unſern Vater ausgebet, ſintemal derſelbe ſchon ſeit zwei Jahren nimmer am Leben iſt. „So ſeyd ihr die Getäuſchten", — fuhr der Graf fort, — „daß ihr mich unter den Geſtorbenen wähnet; bin ich nicht weggeſchleppt worden unter den Augen des alten Konrad und meiner eigenen Tochter? ja, meine Söhne, vernehmet das Schreckliche, daß Walther auf Lützelhard mich gefangen davongeführt und bisher in trauriger Haft gehalten hat, wo meine Haare weiß geworden ſind, und mein Bart lang gewachſen iſt, und ich alſo verändert worden bin in meiner Geſtalt, daß ihr mich nimmer erkennen konntet. Doch, weil ihr zweifelt, daß ich euer leiblicher Vater ſey, ſo rufet mir eure Mutter und Schweſter her, ehe ich eintrete in die Burg." Drei von den Junkern gingen in die Burg zurück, um die Mutter zu holen, aber Ottmar, der jüngſte, blieb an der Pforte ſtehen, er trat ſeinem Vater näher, um ihn hereinzuführen, der aber ſchlang die Arme um ihn, und drückte ihn an ſein Herz, denn er war dem Vater unter den Vieren immer der liebſte

gewesen, und Ottmar blieb in seiner Umarmung, denn, als er an des Mannes Herz ruhte, war es ihm, als ob er schon öfter an demselben geruht hätte. Während dessen kam Frau Adelheid mit ihrer Tochter; auch sie wollten im ersten Augenblicke den Gemahl und Vater nicht wieder erkennen, weil er so gar verändert und entstellt war. Als er jedoch der edlen Frau näher trat, und den Aermel am Gewande zurückschlug, wo sie ein bekanntes Mal am Arme erblickte, und zugleich seine Stimme vernahm, da schlang sie ihre Arme um ihn, und rief: „ja, du bist es, mein verlorner Gemahl! tretet herzu, Söhne und Tochter, ihr sollt wahrlich wißen, daß das euer leiblicher Vater ist. Da trat Ida herzu, hing sich an seinen Hals und weinte vor Freuden. Die drei Söhne aber fielen dem Vater zu Füßen, und baten ihn um Verzeihung, daß sie ihn nicht gleich Anfangs erkannt hatten. Heinrich hob sie alle auf, drückte sie an seine Brust, und nun war es gar rührend anzusehen, wie Mutter, Söhne und Tochter den Wiedergefundenen umgaben. Wie im Triumphe führten sie ihn in die Burg ein; plötzlich kamen alle Bewohner und Dienstleute herbei und begrüßten ihren geliebten Herrn, den sie so lange mit Schmerz vermißt hatten. Jetzt erst erzählte der Graf den Seinigen die ganze Geschichte seiner Leiden, die er bisher erduldet hatte. Frau Adelheid staunte über die Bosheit Walthers, und noch mehr über seine Verstellungskunst, wie er einst so theilnehmend an ihrem Jammer sich benahm, während er doch sein böses Werk erst vollendet hatte; die Söhne aber schwuren

einen hohen Eid, den Vater zu rächen an dem grausamen, entarteten Vetter. Und dieser Schwur war nicht umsonst gethan.

Ohne langen Verzug sandten die Söhne von Geroldseck Botschaft an alle Freunde und Lehensmänner des Vaters, machten diesen eine genaue Mittheilung von Allem, was geschehen war, und boten sie auf zu einem Zuge gegen Walther von Lützelhard. Alle kamen unverweilt, und nun zogen, während der Graf, in Folge seiner Entkräftung, das Lager hüten mußte, die Söhne mit den Ihrigen aus, und legten sich vor Burg Lützelhard. Als Walther die Menge der Ritter und Reisigen erblickte, die rings seine Burg umgaben, da erkannte er bald, auf wen dieser Zug abgesehen war. Das Wappen von Geroldseck, das er einst wider Fug und Recht sich angemaßt hatte, prangte auf den Schildern der vier Anführer. Walther gedachte seiner Missethat, und so entsank ihm beim Gefühle seiner schweren Schuld aller Muth. Dazu wußte er, daß Niemand auf der Burg, der die Waffen tragen konnte, für ihn gerne sein Leben einsetzen würde, daher stellte er sich gegen die Belagerer, als ob er sich rüste mit aller Macht, um lange Zeit Widerstand zu leisten; aber eines Tages, während die Feinde zum ersten Male stürmten, verließ er heimlich die Mauern, und entfloh durch einen verborgenen Ausgang.

Nachdem der Burgherr seine eigenen Leute auf so feige Weise im Stiche gelaßen hatte, stiegen diese von den Zinnen der Mauern, warfen die Waffen von sich und übergaben die Burg auf Gnad' und Ungnade

denen von Geroldseck. Dieſe zogen nun in das ohne Schwerdtſchlag gewonnene Neſt ein. Obgleich der Vogel ihnen ſchon entflogen war, ſo verfuhren die Rächer doch nicht feindſelig gegen die Burgbewohner, ſondern alle durften abziehen, ohne daß ihnen irgend ein Leid geſchah; Walthers Mutter aber und der alte Luithold wurden auf Geroldseck gebracht, und da es ſich erfand, daß ſie nicht den geringſten Theil hatten an Walthers Miſſethat, wurden beide freundlich daſelbſt aufgenommen und immerdar wohl gehalten. Als die Burg leer war von allen ihren Bewohnern, ließen die Junker ihre Mauern und Thürme niederreißen; derjenige aber, wo ihr Vater ſo lange geſchmachtet hatte, wurde bis auf den Grund geſchleift, daß man keine Spur mehr davon ſah. Ehe ſie abzogen, ließen ſie Feuerbrände in die Burg werfen, und bald zeigte ein Trümmer- und Aſchenhaufen, daß die Rächer der Miſſethat hier geweſen waren. Von Walther hörte man Nichts mehr ſeit jener Stunde; Gertrud, ſeine Mutter, wurde nie froh mehr in ihrem Leben — ſie betrauerte ihren verlorenen Sohn, und der einzige Gegenſtand ihres Flehens zu Gott war, daß er doch noch ſeiner Seele gnädig ſeyn möge. Auf Burg Geroldseck kehrte wieder die Freude ein, und der Graf vergaß ſeinen Retter nicht. Er verlieh ihm und ſeinen Nachkommen beſondere Freiheiten, deren ſich das Geſchlecht der Rublehen noch bis in die neueſte Zeit erfreute.

Inhalt.

		Seite
I.	Der hölliſche Schuß	1
II.	Die Zerſtörung von Hohenkrähen	25
III.	Die Brüder von Geroldseck	103
IV.	Falkenſtein	173
V.	Die neue Weibertreue	185
VI.	Des Baſtards Rache	253

Digitized by Google

Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind ferner erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Girandoline

von

Heribert Rau.

Drei Bände. Elegantes Taschenformat, elegant broschirt.

Preis 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Ein Cyclus anmuthiger und interessanter Novellen, Erzählungen und Skizzen, der neues Leben mit viel Witz und unverkennbarer Beobachtung der Gesellschaften, sondern auch durch die hohe und wahre Zeichnung der Charaktere, die darin auftreten, erhalten und den Verfasser, der bereits durch so verschiedenen Journalen gerechtes Aufsehen erregt, als einen seiner Kenner und trefflichen Zeichner und als einen scharfen Beobachter des Lebens bekannt. Zur näheren Bezeichnung setzen wir einen Theil der Inhalte hierher:

Erster Band: Der Engel der Gerechtigkeit (Novelle). — Der Magnet. — Zum Lachen (eine Gesellschafts-Skizze). — Schuldig der Anklage. — Der verhängnißvolle Kuß (Novelle). — Gottesurtheil. — Der Untergang der Dampfschiffahrt (Idyllische Skizze). — Aus der Tasche Wanderbuch.

Zweiter Band: Die Mondnacht (Novelle). — Maskirungen Freitags- oder Liebe (Erzählung). — Der Dieb. — Der Pole. — Feigen der Meineide, oder die Verlorene Krone durch die Tyrannen (historische Skizze). — Der Entrechtsprung (Novelle Chor). — Die drei Weihnachtsabende. — Das Gespenst Mahomeds.

Die Pfleiten.

Roman aus dem Leben der neuesten Zeit

von

Heribert Rau.

Drei Bände. Elegantes Taschenformat, elegant broschirt.

Preis 1 Thlr. 18 gr. oder 2 fl. rhein.

Von der großen Menge der hier mitgetheilten Phantasiebilder und Zeitvorwürfe begeisterndem Romane unterscheidet sich vorliegende Schrift, die den Namen, was die deutsche Literatur

Neue Nouvelle

Für Violine

Herrn Prof. Hugo Heermann

Eigentum des Verlegers für alle Länder.
Alle Rechte, insbesondere das Recht der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1907 by Carl Rühle, Frankfurt a. M.

Digitized by Google